HILDEGARD MAHLMANN
ADOLF WILBRANDT.

Cornell University Library

BOUGHT WITH THE INCOME
FROM THE
SAGE ENDOWMENT FUND
THE GIFT OF
Henry W. Sage
1891

A.110487 26/1/98

Cornell University Library
PT 2578.H7
Hildegard Mahlmann :
3 1924 026 236 509

The date shows when this volume was taken.

MAR 23 '07

1 F '12

All books not in use for instruction or research are limited to all borrowers.

Volumes of periodicals and of pamphlets comprise so many subjects, that they are held in the library as much as possible. For special purposes they are given out for a limited time.

Graduates and seniors are allowed five volumes for two weeks. Other students may have two vols. from the circulating library for two weeks.

Books not needed during recess periods should be returned to the library, or arrangements made for their return during borrower's absence, if wanted.

Books needed by more than one person are held on the reserve list.

Books of special value and gift books, when the giver wishes it, are not allowed to circulate.

Digitized by Google

PT
2578
H7

Digitized by Google

S
22/1/98

Hildegard Mahlmann.

Digitized by Google

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Andreas-Salomé, Lou, Ruth. Erzählung. 2. Aufl.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Aus fremder Seele. Eine Spätherbstgeschichte.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Bobertag, Bianca, Moderne Jugend. Roman.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Bourget, Paul, Das gelobte Land. Roman.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Boy-Ed, Ida, Die Lampe der Psyche. Roman.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Bülow, Frieda von, Kara. Roman.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Burckhard, Max, Simon Thums.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Ebner-Eschenbach, Marie v., Erzählungen.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
—„— Božena. Erzählung. 3. Auflage.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
—„— Margarete. 3. Auflage.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
— Moriz v., Zwei Wiener Geschichten.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 5. Auflage.	Geh. M. 5.—	Geb. M. 6.—
Fulda, L., Lebensfragmente. 2 Novellen. 2. Aufl.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Heyse, Paul, Neue Novellen. 7. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
Hillern, Wilhelmine von, 's Reis am Weg.	Geh. M. 1.50.	Geb. M. 2.50.
Hopfen, Hans, Der letzte Hieb. 3. Auflage.	Geh. M. 2.50.	Geb. M. 3.50.
Junghans, S., Schwertlilie. Roman. 2. Aufl.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Kirchbach, W., Miniaturen. Fünf Novellen.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Lindau, Rudolf, Martha. Roman.	Geh. M. 5.—	Geb. M. 6.—
Loti, Pierre, Japanische Herbsteindrücke.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Mauthner, Fritz, Hypatia. Roman. 2. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
Muellenbach, E., Vom heißen Stein. Roman.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
—„— (E. Lenbach), Abseits. Erzählungen.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Petri, Julius, Pater peccavi! Roman.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Prel, K. du, Kreuz am Herner. Roman. 2. Aufl.	Geh. M. 5.—	Geb. M. 6.—
Proelß, J., Bilderstürmer. Roman. 2. Auflage.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Schunsui, Tamenaga, Treu bis in den Tod.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Stratz, Rudolph, Der weiße Tod. Roman. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
—„— Buch der Liebe. Sechs Novellen.	Geh. M. 2.50.	Geb. M. 3.50.
Sudermann, H., Frau Sorge. Roman. 37. Aufl.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Geschwister. Zwei Novellen. 16. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Der Katzensteg. Roman. 30. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Im Zwielicht. 20. Auflage.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
—„— Jolanthes Hochzeit. Erzählung. 19. Aufl.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
—„— Es war. Roman. 22. Auflage.	Geh. M. 5.—	Geb. M. 6.—
Telmann, K., Trinacria. Sizilische Geschichten.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Voß, Rich., Römische Dorfgeschichten. 4. Aufl.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Wereschagin, W., Der Kriegskorrespondent.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Widmann, J. V., Touristennovellen.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Wilbrandt, A., Der Dornenweg. Roman. 3. Aufl.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Novellen aus der Heimat. 2. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Hermann Ifinger. Roman. 4. Auflage.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
—„— Meister Amor. Roman. 2. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Die Osterinsel. Roman. 3. Auflage.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
—„— Die Rothenburger. Roman. 4. Auflage.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
—„— Vater und Sohn u. andere Geschichten. 2. Aufl.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
—„— Hildegard Mahlmann. Roman. 3. Aufl.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. 10. Aufl.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—

→ Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. ←

Hildegard Mahlmann.

Roman

von

Adolf Wilbrandt.

Dritte Auflage.

Stuttgart 1897.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

147 W 6510
A.110487

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

L.i.

Meiner lieben Nichte

Clara Strempel

zugeeignet.

Vorwort.

Die Geschichte, die ich hier erzähle, verläuft in den Grenzen meines Heimatlandes Mecklenburg. Meinen näheren Landsleuten, desgleichen den eingeschworenen Realisten unserer Tage mag es befremdlich sein, daß das plattdeutsche Landvolk, das in diesem Roman erscheint, nicht auch plattdeutsch spricht. Diese bitte ich, folgende Erwägung mit mir anzustellen.

Ich lehne mich nicht grundsätzlich gegen die Vermischung beider Sprachen, der hochdeutschen und der plattdeutschen, auf; hat sie doch auch längst in Fritz Reuters Werken ihr Recht und ihre Verklärung gefunden. Aber die Eigenart meines Romans lehnte sich dagegen auf. Während Fritz Reuter, als unerreichter Meister, das plattdeutsche Volk in seiner geschlossenen, behaglichen, befriedigten Selbstverständlichkeit geschildert hat, war mein dichterisches Vorhaben, Menschen darzustellen, die ein innerstes Bedürfnis treibt, aus dieser Sprache und Denkart herauszuwachsen, sich gleichsam in's Hochdeutsche hinüberzukämpfen; wofür es an denkwürdigen Beispielen, bekannten und unbekannten, nicht fehlt. Wollte man diese Ge-

ſtalten, insbeſondere die „Heldin", in ihrem Werdeprozeß, der ſich nach und nach vollzieht, im Geſpräch mit ſich ſelbſt, mit den Mitkämpfern, mit den halb und ganz Platt-deutſchen genau nach der Wirklichkeit reden laſſen — die hier eigentlich nur Wahrſcheinlichkeit iſt —, ſo würde ſich ein hundertfach hin und her gleitendes, buntſcheckiges Gemiſch, ein oft unleidliches — weil bis zum Tragiſchen ernſthaftes — Durcheinander von Hoch und Platt ergeben, das wohl ſelbſt für den Theoretiker keine reine Freude wäre.

Mir ſchien daher das Richtige, die Sprache dieſer höchſt verſchiedenartigen Menſchen ſo zu färben, daß ihre Mundart, ihr Fühlen und Denken, ihr Angeborenes und Erworbenes, ihr gegenwärtiger Bildungszuſtand hervor-ſchimmert und alle weſentlichen Unterſchiede aufleuchten, ohne daß ich aufhöre, hochdeutſch zu erzählen.

Erſtes Buch.

I.

Um den See herum, der ſich mehr lang als breit von Südweſten nach Nordoſten zieht, wanderte Chriſtian Zöller, ſeine Studentenlieder trällernd, auf das Bauerndorf Steinhagen zu. Die ſinkende Sonne brannte nicht mehr übermäßig; in der ſtillen Luft lag eine ſchmeichelnde, wohlige Schwüle, angenehm erregend; eine ſonderbare kleine Wetterwolke, die er in der Ferne langſam aufſteigen ſah, bekümmerte ihn nicht. Er freute ſich an dem Schatten, den ſeine ſtattliche Geſtalt über die Landſtraße warf, ſog die Frühſommerdüfte ein, die über Feldern und Wieſen ſchwebten, und gab dafür die „fidelen“ Töne zurück, die ſein weicher Bariton in die Lüfte hauchte. So kam er bis an das Dorf; es zog ſich lang vor ihm hin, jeder Bauernhof lag für ſich, zwiſchen ſeinen Bäumen. Einige kleinere Häuſer mit winzigen Gärtchen waren hier und da wie eingeſtreut; gleich am Anfang das niedrigſte und dürftigſte, auf das Chriſtian zuſteuerte. Das hohe Strohdach lag dem Häuschen gleichſam auf den Augen: ſo eingedrückt blinkten die kleinen Fenſter, gleich über dem Erdboden, hervor. Nur eine Linde ſtieg neben dem Dach in

die Höhe; auf dem Giebel sonnten sich aber schöngefärbte Tauben, und Schwalben flogen ab und zu. Ein Fenster war geöffnet. Der Student trat heran, plötzlich von einer starken, süßen Unruhe gezogen, und blickte in die Stube hinein.

„Aber das ist ja Christian!“ rief von drinnen eine Frauenstimme. Er erkannte sie sogleich an ihrer etwas schrillen, herben Frische; „Hildegards Mutter!“ dachte er, mit den Augen die Tochter suchend. Die sah er aber nirgends; nur ein ihr schmerzlich ähnliches Gesicht lächelte ihn an, das freundliche, gute, etwas verzerrte des vom Schlag gelähmten Vaters, der in dem alten Lederstuhl saß. Neben ihm stand die hagere, ein wenig vorgebeugte Gestalt Pechels, des Dorfschulmeisters, der seinen Arnold, sein Söhnchen, an der Hand hielt. Hildes Mutter stellte sich jetzt ans Fenster, die andern verdeckend, und das breite Gesicht mit den überlegen spöttischen Augen nickte ihm zu.

„Also du kommst doch noch?“ sagte sie nicht unfreundlich. „Hilde wundert sich schon lange, daß du gar nicht kommst. Du kleine Gans, hab' ich ihr gesagt, wenn er Zeit hat, dann wird er woll nicht ausbleiben; und wenn er keine Zeit hat, na, dann kommt er nicht. Herr Gott, was für ein langer Kerl; so lang wie der Schulmeister! — Was stehst du da? So komm doch herein!“

„Ich komm' schon,“ sagte Christian, der immer noch die Tochter suchte, als könnt' sie sich in der kleinen Stube irgendwo versteckt haben, um ihn zu necken. „Ich war nur über Pfingsten zu Haus; und mein Alter wollt' mich nicht fortlassen; immer kam Besuch. Heut, am letzten

Tag, hab' ich mich endlich losgemacht ... Aber wo ist sie denn?"

„Hilde? Wird gleich kommen. Bei dem alten Filz, dem Knirrficker Kölzow; sie schneidert für seine Tochter. Ach du lieber Gott, viel kommt nicht dabei heraus! — Aber solche Powerinskis wie wir, die müssen nehmen was sie kriegen können. Wenn der Kuckuck wegzieht, daß man ihm dann doch 'ne Speckseit' nachwerfen kann. Also man herein, mein Jung'!"

Christian trat ins Haus und in das niedrige Zimmer; wie winzig erschien es ihm jetzt gegen die alten Zeiten, wo es eine Welt für ihn war, wo er mit Hildegard und ihrer Schwester Ida Häuser darin gebaut, große Schiffe mit Segeln hergestellt, Seeräuber und Jungfrau gespielt hatte! — Er ging auf Vater Mahlmann zu, sein Mitleid hinter einem Lächeln zu verbergen suchend, und gab ihm die Hand. Der alte Mahlmann — wie alt war er denn? vielleicht noch nicht fünfzig — aber der Schlaganfall und die lange Entkräftung seitdem hatten ihn wunderbar alt gemacht. Sein braunes Haar war grau durchsträhnt, die Lippen waren eingefallen, weil sie fast alle ihre Zähne verloren hatten. Eine nicht gesunde Röte lag auf dem gefurchten Gesicht. Und doch erinnerte dieses Greisenantlitz noch an die junge Dirn', die Hildegard; es war ihre feine, etwas spitze Nase, ihr braunes Rehaugenpaar, und das von Güte strahlende, menschenfreundliche Lächeln. Er bemühte sich, die Hand des Studenten kräftig zu drücken, wie in alten Zeiten. Die kleine, zarte Gestalt suchte sich zu heben. Mit kläglich unsicherer Stimme brachte er hervor: „Ja, mein lieber alter —"

Das Wort „Christian" schien ihn zu sehr anzustrengen;

er verzichtete und machte nur eine Handbewegung, als ſagte die „Chriſtian". Dann trat ihm eine Thräne in das linke Auge.

„Ja, ja, ſo geht's uns!" ſagte Mutter Mahlmann mit etwas harter Stimme; ebenſo hart legte ſich dann ihre braune Hand auf des Jünglings Schulter. „Bei uns war ja immer nicht viel, nichts vorn und nichts hinten; ſo'n armer kleiner Dorfſchneider; aber ſeit er nu ſo daſitzt, nichts mehr verdienen kann ... Das rechte luſtige Elend, Chriſtian! Bei uns laufen ſich die Mäuſ' tot!"

„Jetzt muß die Weiblichkeit das Haus aufrecht halten," bemerkte der Schulmeiſter, indem er eine Art von ritterlicher Verbeugung gegen die Hausfrau machte. „Die Mutter und die Töchter; — die verſtehn's, Herr Zöller. — Meine Hochachtung!"

„Ach was, die brauch' ich nicht," erwiderte Frau Mahlmann kurz; es ſchien ihr aber doch nicht unlieb zu ſein, daß der Schulmeiſter ſie vor dem Studenten in das rechte Licht ſetzte. „Ich thu' meine Schuldigkeit; weiter iſt da nichts! — Ich klag' ja auch nicht, Chriſtian; was ſoll das dumme Klagen. Wenn einem auch manchmal der Magen hohl iſt bis an die Hacken — durch muß man ja doch!"

„Und hoffen muß man auch," ſetzte Schulmeiſter Pechel hinzu, ſeinen langen Oberkörper wieder etwas neigend. „Vor allem auf den grundgütigen Gott! — Alſo die kurzen Pfingſtferien, Herr Studioſus, gehn nun ſchon zu Ende. Wieder zur alma mater, zur Univerſität der Wiſſenſchaften zurück!"

„Morgen," antwortete Chriſtian nickend.

„Merkwürdig! Wunderbar!" ſagte der Schulmeiſter,

der den Jüngling von oben bis unten betrachtete, zog die Brauen in die Höhe und ſchüttelte den Kopf.

„Was iſt wunderbar?“ fragte Chriſtian.

„Ich meine nur ſo die ganze Erſcheinung; wie Sie ſich darſtellen nämlich. Der ſchlanke, hohe Bau, ſozuſagen; und dabei das Feine. Man ſollt's doch nicht glauben, daß das ein mecklenburgiſcher Bauernſohn iſt, da hinten aus Wiedenfelde!“

„Na, und was für einer!“ ſagte Chriſtian übermütig lächelnd. „Bei uns lief man auch oft mit'm Meſſer im Haus herum und konnt's Brot nicht finden. Ich weiß noch, wie uns einmal die beſte Maus im Brotſchrank totgehungert iſt —“

Ein Lachen aus dem alten Lederſtuhl fiel ihm in die Rede. Vater Mahlmann, durch dieſe Geſchichte von der „beſten Maus“ erheitert — ihm war noch immer leicht ans Zwerchfell zu kommen — geriet in ein herzhaftes, aber für ihn gefährliches Lachen, das ihn faſt erſtickte. Die Frau trat hinter ihn und ſchlug ihm auf den Rücken, um ihn zu erleichtern. Er dankte ihr durch einen guten Blick — obwohl ihm dieſer Beiſtand nichts nutzte — und ſank dann bald in eine Art von Starrheit zurück, ſeinen gewöhnlichen Zuſtand.

„Na ja!“ begann wieder der Schulmeiſter. „Oft Not im Haus; ich weiß ja. Und doch ſo ein Sohn, wie ein Kirchturm, in die Welt hinein gewachſen. Und ſo fein obendrein! — Woher kommt das alles? Es muß wohl das Ingenium ſein, woher das alles kommt; ‚es iſt der Geiſt, der ſich den Körper baut‘, ſagt ja unſer Schiller. Wenn ich auch nie die Ehre hatte, Sie zu unterrichten, Herr Zöller — ich hab' Sie ja doch beobachtet, natürlich,

ſolange wie Sie hier in der Nähe waren; und das kann ich mir nachſagen: Ihr Ingenium hab' ich bald verſpürt. Da ſitzt der Schneider Mahlmann, der kann's Ihnen ſagen; — na, jetzt kann er's nicht. Mahlmann, hab' ich oft geſagt, jetzt ſpielt der Jung' noch mit deiner Hilde und mit deiner Ida, aber gib mal acht, das kommt anders: der wird noch mal was Großes, Mahlmann; der hat nicht bloß 'nen guten Lernkopf, das iſt ganz entſchieden ein angelegter Menſch!"

Chriſtian hatte die Stirn gerunzelt, nun lächelte er flüchtig. „Warten Sie's doch ab, Herr Pechel!" warf er hin. „Singen Sie nicht zu früh! Vielleicht wird auch gar nichts aus mir . . ."

Er wandte ſich an Frau Mahlmann: „Und wo iſt Ida jetzt?" fragte er, während er eigentlich nur an Hilde dachte.

„Meine gute Ida!" ſagte die Frau und ward faſt gerührt. „Die iſt doch ein Prachtſtück, Chriſtian; alles was recht iſt! das iſt ſie. Die hat nicht bloß meine Statur und meine Knochen: nee, meinen feſten Willen hat ſie auch, und meine Durchſetzigkeit. Wo ſie iſt? Das weißt du nicht? Bei deinem Nachbar, dem Hamburger in Seedorf; da wirtſchaftet ſie —"

„Bei dem reichen Plittendorf?"

„Na ja; wo denn ſonſt? Du, das iſt ja woll 'n Goldkönig; der ſitzt woll und warm. Ida ſchreibt uns manchmal dolle Geſchichten, wieviel Geld als da iſt —"

„Er gibt's aber auch aus!" warf der Schulmeiſter dazwiſchen. „Der iſt bang', daß ihm das Geld verſchimmelt. Da wird Speck in Butter gebraten und dann mit Löffeln gegeſſen."

„Ach, ich wollt', ich könnt's!" rief Frau Mahlmann aus. Der gelähmte Mann hinter ihr seufzte; aber nur um anzudeuten, wie gern er ihr's gönnte.

„Na, also da wirtschaftet sie," fuhr die Mutter fort, sich auf einen der alten, wurmstichigen Holzstühle und an den wackelnden Tisch setzend. „Und das kannst du glauben: alles, was sie dabei übrig hat, jeden Sechsling schickt sie an uns! Und schreibt immer so nett, so vergnügt! — Während Hildegard — — Na, ich will nichts sagen. Fleißig ist die ja auch. Sparsam ist sie ja auch. Aber — — ich weiß nicht. Wenn sie dann so vor sich hin kuckt, oder in die Luft — als wär' ihr alles nicht recht — oder als wär' ihr der liebe Gott noch 'nen Thaler schuldig . . . Ich kann ihn ihr nicht geben! Das weiß sie!"

„Das weiß sie ja auch," sagte der Schulmeister begütigend, wieder mit einer kleinen Verbeugung gegen die Frau. „Aber mein Gott — erst achtzehn Jahr' —"

„Na, und Ida? Zwanzig!"

„Ist doch schon 'n Unterschied. Sehn Sie, auf meine kleine Hilde lass' ich nicht gern was kommen; war meine beste Schülerin, sechs Jahre lang . . . Ida auch, meinen Sie? O ja, Ida auch; Ding war ein Musterkind . . . Aber in der kleinen Hilde war doch mehr Ingenium! Mit den großen Augen konnte sie mich so ankucken — und dann konnte sie Fragen stellen — und Antworten geben . . . Manchmal fragte sie dann: Herr Pechel, warum schüttelten Sie eben den Kopf? — denn vor lauter Verwunderung hatte ich den Kopf geschüttelt; ich konnt' mir nicht helfen. Und mit ihrem lieben, feinen Stimmchen fragte sie: warum schüttelten Sie eben den Kopf? — Sie war allerdings eine Plaudertasche; das hab' ich ihr auch einmal ins Zeugnis

geſchrieben. Aber nein, das Kind iſt gut. Laſſen Sie das Kind, Frau Mahlmann. Sehn Sie, das iſt ein merkwürdiges Kind; hat ſo ſeine eignen Gedanken; hat denn auch natürlich ſeine eignen Wünſche — und Bekümmerniſſe. Und die achtzehn Jahr'. Laſſen Sie das Kind!"

Vater Mahlmann verzog das Geſicht — die eine bewegliche Hälfte — und ließ einen Laut der Dankbarkeit vernehmen; Hilde war heimlich ſein Liebling. Jetzt hob die Frau ihren ſtarken, knochigen Arm und deutete zum Fenſter hinaus, wo eine kleine hurtige Geſtalt erſchien: „Wenn man den Wolf nennt," ſagte ſie halblaut, „ſo kommt er gerennt!"

II.

Man hörte haſtige Schritte, die Thür ging auf und Hildegard trat ein. In ihrem dunklen Rock und der braunen, verſchoſſenen Jacke, die ſie immer trug, auch an dieſem Junitag — nur das Kopftuch hatte ſie abgelegt — lief ſie auf den Studenten zu, als wäre ſie noch ſein Spielkamerad aus den alten Zeiten, und nahm ſeine Hand. Erſt als ſie ſie hatte, ward ſie auf einmal geſetzt und ehrbar — wohl weil ſie die Augen der Mutter auf ſich fühlte — und nickte ihm ruhig lächelnd zu. Auch drückte ſie die Hand nur leiſe. „Alſo doch noch!" ſagte ſie und blickte auf ſeine kühn geſchwungene Halsbinde, ſtatt ihm ins Geſicht. „Ich dachte ſchon — — Nun iſt's gut!"

„Was dachteſt du?" fragte Chriſtian, durch dieſes zarte, ſchmächtige Weſen mit den groß aufgeſchlagenen Augen auf einmal ſo bewegt, daß ihm ein leiſes Rieſeln über die Haut ging.

„Ach, nicht viel. Nichts Geſcheites.“

„Daß ich gar nicht mehr kommen würde?“

„Ungefähr ſo was,“ antwortete ſie und lachte plötzlich. Faſt noch ins Lachen hinein fragte ſie dann: „Und morgen — — morgen mußt du ſchon wieder nach Roſtock auf die Univerſität?“

Er nickte. Er mochte auf einmal nicht ſprechen.

„Na ja,“ ſagte ſie. „Ich hab's ja gedacht!“ — Es ging aber eine Bläſſe über ihre roſig angehauchten Wangen. Sie trat raſch ans Fenſter, als ſähe ſie etwas, das ſie näher betrachten müßte. Arnold der Schulmeiſtersſohn, ein etwas zarter Junge von zwölf Jahren, folgte ihr und faßte ihre niederhängende linke Hand. „Und mir ſagſt du gar nicht guten Tag!“ ſeufzte er beinahe kläglich.

„O je!“ antwortete ſie raſch, wandte ſich zu ihm, und um es recht gut zu machen, küßte ſie ihn geſchwind einmal auf den Mund. Der Knabe erſtaunte ſehr: das that ſie ihm ſonſt ſeit Jahren nicht mehr. Er ward rot vor Freude. „Guten Abend, Herr Pechel!“ ſagte nun Hildes freundliche, weiche Stimme, und zu dem Lehrer aufblickend drückte ſie ihm die Hand. „Ich bin ſo hereingeſtürmt, hab' bloß den Studenten geſehn! Ich war ſo neugierig — hat er ſich verändert? Seit Weihnachten: Oſtern war er ja gar nicht hier; war in Berlin. O ja — doch verändert! Wie der Schnurrbart wächſt. Ach, was für ein luſtiger kleiner Schnurrbart; nicht? Und ſo 'ne ſchöne Halsbinde hab' ich ja woll noch nie geſehn. Und die Augen, die einem ſo durch und durch kucken . . . Und morgen geht's wieder fort?“

„Wie's in ihrer Stimme zittert,“ dachte Chriſtian, dem auch nicht ruhig ums Herz war. Er wunderte ſich

nun nicht mehr, daß er ſich vor dieſem Wiederſehn faſt gefürchtet hatte. „Ja, morgen geht's wieder fort," murmelte er nur ſo hin. „Die Kollegia!"

„Biſt woll furchtbar fleißig?" ſagte das junge Mädchen und lachte.

„Arme Leute müſſen fleißig ſein," warf die Mutter hin.

„Ach Gott! Immer fleißig!" — Hildegard ſtieß einen kurzen Seufzer aus, er entfuhr ihr ſo; von der Mutter abgewandt ſuchte ſie ihn zu verbergen. Sie blickte in der Stube umher; dieſer elende, grobgetünchte, verräucherte Raum mit all ſeiner morſchen Schäbigkeit erſchien ihr auf einmal entſetzlich troſtlos. Ihr feines Näschen weitete die Flügel; ſie roch die Muffigkeit, die in den Mauern und Brettern ſteckte, trotz des offenen Fenſters. Hier bleiben? Hier den Abend mit Chriſtian verbringen — dieſen einzigen? Und all die andern um ſie herum? — Eine wilde Sehnſucht nach dem Licht und der Sonne draußen fuhr ihr durch die Glieder. Sie konnte nicht mehr ſtill ſtehn. „Du! Chriſtian!" ſagte ſie plötzlich.

„Was willſt?" fragte er.

„Alſo morgen geht's wieder fort . . . Da ſollten wir uns doch noch was erzählen; — du und ich, mein' ich, wir zwei; wie in alten Zeiten. Weißt noch, unter dem Lindenbaum da oben am See; da haben wir als Kinder manchesmal geſeſſen, nicht? und uns lange Geſchichten erzählt. Oder wo der Fluß aus dem See herauskommt; du kamſt von Wiedenfelde und ich von hier; du warfſt deine Mütz' in die Luft, und ich meinen Hut; dann ſetzten wir uns zuſammen übers Waſſer, bammelten mit den Beinen und bauten ſo ſchöne Luftſchlöſſer — wie alles

werden könnt', und wie's werden müßt' — — und wie's doch nie wird. — Weißt noch, Chriſtian?"

Er lächelte, während er auf einmal tüchtig Atem holen mußte. „Ob ich das noch weiß!"

„Mutter!" ſagte Hilde.

„Was?"

„Ich nehm' lieber mein Abendbrot mit und eſſ' es draußen am Waſſer. Hier iſt mir's zu dunkel. Mit Chriſtian . . . Habt ihr ihm ſchon was zu eſſen gegeben?"

„Nein," ſagte der Student, wieder lächelnd; „aber ich will auch nichts. Ich komm' ſatt von zu Haus."

„Aber du willſt mit mir an den See gehn?"

„Gern!"

„Alſo darf ich, Mutter?" fragte Hilde über die Schulter weg. „Weil's der letzte Abend iſt! — Wenn's dunkel wird, komm ich wieder."

„Ja, ja, geht nur," gab die Mutter zur Antwort, mit ihrem überlegenen Lächeln. „Ihr hattet euch ja immer ſo viel zu erzählen; ihr ſeid ja die Neunklugen. Fallt man nicht ins Waſſer!"

„Wollen ſehn, ob wir's laſſen können," erwiderte Chriſtian. „Glückt es, dann bring' ich Hilde wieder. — Einſtweilen guten Abend, Vater Mahlmann! — 's wird alles noch gut! Ihr kommt wieder hoch!"

Der kranke Mann lächelte dankbar für die gute Meinung; ſein Blick ſagte aber, daß er nicht dran glaubte. „Mein lieber alter — —," fing er wieder an; „Chriſtian" brachte er auch diesmal nicht heraus. Die jungen Leute nahmen kurzen Abſchied; mit einem fröhlich ſeufzenden Aufatmen trat Hildegard ins Freie.

„Die Luft ist heut so gut!“ sagte sie und biß in ihr Butterbrot. „Meinst du das nicht auch?“

„Ein Wetter kann's aber noch geben,“ bemerkte der Student, auf die langsam wachsende und steigende kleine Wolke deutend. „Das macht aber nichts,“ setzte er hinzu und lächelte sie an.

„Nein, das macht nichts!“ sagte sie, vor plötzlichem Vergnügen lachend.

Sie ging rascher fort, immer essend, auf die kleine, kahle Anhöhe zu, die den See verdeckte. Als sie hinaufkamen, überblickten sie auf einmal alles: den langgestreckten See mit seinen teils bewaldeten, teils saatgrünen Ufern, Dörfer nah und fern, niedrige Höhenzüge oder Bodenwellen; grade unter ihren Füßen das Flüßchen, das aus dem himmelspiegelnden blauen See schilfumsäumt herauskam und in seinen lustig trägen Schlängelungen durch Moor- und Wiesenland nach Nordosten zog. Schöne Wolkengebirge, das reine Weiß grau und bläulich überhaucht, standen fern im Osten; im Westen nur die eine sonderbare Wolke. Die Sonne leuchtete so heiter, als lachte die ganze Welt. Ein fröhliches Gezwitscher und Geschmetter klang vom See herauf.

„Hörst du das?“ fragte das Mädchen, das nach einer Weile seinen Rock zusammennahm und sich auf den Hügelrand setzte.

„Ja; was singt denn da?“ — Er horchte verwundert, noch aufrecht. — „Manchmal klingt es beinah wie Drosseln — und dann fast wie Frösche.“

„O du ‚Neunkluger‘! Das weißt du nicht? Das sind die Wasserdrosseln da unten im Rohr; von denen sagt man ja, sie lernen von den Fröschen; denn es klingt

oft ſo komiſch — hörſt du? — ‚kurr, kurr, kurr — karre, karre, karre‘! — Aber hübſch iſt’s doch. Am Schluß das ‚karrakut‘! — — Ach!“

„Warum ‚achſt‘ du ſo?“

„Jetzt die Waſſernachtigall,“ flüſterte das Mädchen, als fürchte ſie den Vogel zu ſtören, wenn ſie lauter ſpreche. „Singt die nicht wunderſchön? — Das kommt aus dem Weidengebüſch. — Horch, wie ſie pfeift! und flötet!“

„Ja, ja,“ ſagte Chriſtian ſtaunend. „Ich hab’s nie bemerkt; drüben bei uns in Wiedenfelde, da gibt’s ſo was nicht. — Was die alles kann. — Und es klingt manchmal wirklich wie die Nachtigall. Nur alles ein bißchen härter, und ſchärfer, und derber.“

„Ja, das iſt meine Waſſernachtigall. — Guten Abend, Jungfer Waſſerſang!“ — Hilde hob ihre kleine, braune Hand, als grüßte ſie damit zu den Weiden hinunter. — „Ja, du ſollſt ſo heißen; nicht die alte häßliche Kröte. Warum nennt man die nur ‚Jungfer Waſſerſang‘. Das gefällt mir nicht. Das iſt dumm!“

„Meinetwegen,“ ſagte Chriſtian lächelnd. „Aber ich wundere mich noch immer über deinen Vogel da. Weißt du, wie er mir vorkommt? Wie ein junger Kerl aus dem Volk, der einem Ariſtokraten oder Fürſten ſeine Lieder nachſingt. Es klingt nicht ſo fein, ſo zart; aber deftig klingt’s. Und ſchneidig. — Und mir gefällt’s!“

„Mir auch. — All die Rohrſänger da, ſo fein ſingen ſie ja nicht wie die Herren Sänger im Buſch; aber hübſch iſt’s doch. — Siehſt du dein Wiedenfelde da hinten? über dem blauen See?“

„Ach, laß Wiedenfelde,“ fiel er ihr ins Wort — er

ſaß nun neben ihr — und nahm ihre Hand. „Ich bin jetzt bei dir!“

„Ja, ja,“ flüſterte ſie. Auf einmal verging ihr die Stimme.

„Hilde! — Meine Hilde!“

„Deine Hilde, ja,“ antwortete ſie und gewann die Kraft zu einem harmloſen Lächeln. „Deine alte Hilde. Aber, weißt du, deine Hand iſt zu warm; ich wollt', ſie käm' aus dem See — um mich abzukühlen.“ — Mit einem ſcherzhaften Ruck zog ſie ihm ihr Händchen weg. — „Nun laß dich mal anknucken, alter Jung': wie ſiehſt du nun aus?“

„Hoffentlich noch nicht zu alt!“

„Nein,“ ſagte ſie, mit ernſtem, prüfendem Betrachten. „Aber auch nicht zu jung. Die Naſe — weißt du, die gefiel mir nie ſo recht; gefällt mir noch immer nicht. Warum haſt du keine Adlernaſe? die möcht' ich an dir. Deine iſt zu — nüdlich. Beinah ſchon ein Stupsnäschen. Könnt'ſt auch 'ne höhere Stirn haben; nicht? — Aber das dunkelblonde Haar, ſo hübſch kraus; wie ſchön. Und das Bärtchen — o je! Und — und das ganze Geſicht; mit den blauen Augen, den furchtbar klugen. — Biſt du eigentlich ſehr ſtolz auf dich?“

„Warum?“ fragte er.

„Nu — du hätt'ſt doch Grund dazu. So armer Leute Kind, und ſiehſt aus wie ein Prinz! Man muß immer ſtaunen: wo du das nur her haſt? — Und dabei ſo klug ... Sie laufen dir wohl ſehr nach?“

„Wer?“

„Die Frauensleut'.“

„Nicht ſo ſehr!“ ſagte er und lachte. Es klang aber

etwas eitel, das Lachen. Sie fühlte es wenigſtens ſo. — „Und du?“ fragte ſie weiter.

„Was ich?“

„Biſt du — Haſt du dich oft verliebt?“

„In wen denn?“ fragte er zurück. „Die Stadtmädchen — denk' dir die nicht zu reizend, Hilde. Die Profeſſorentöchter, die ‚ſich ſo haben‘ — da lauf' ich! Und die Bürgermädels . . .“ Er ſchüttelte den Kopf.

„Jetzt ſieht er ehrlich aus,“ dachte ſie und atmete tief und gut. Sie ſah von der Seite auf den ſchönen, großen Jüngling, und auf das einfache ſchwarze Band, an dem ſeine ſilberne Uhr hing. „Könnt' ich ihm doch 'ne goldne Kette ſchenken!“ fuhr ihr durch den Kopf. „Chriſtian?“ ſagte ſie dann. „Du haſt ja kein buntes Studentenband? Du wollteſt ja doch —?“

„Wenn die Moneten fehlen!“ antwortete er, mit den Achſeln zuckend. „Ich hatt' mir's anders gedacht; aber wer in ſo 'ne farbige Verbindung hinein will, der muß ‚Knöpfe‘ haben. Ich leb' ja beinah von nichts; denn mein Vater hat's nicht. Mit Stundengeben und ſo was halt' ich mich grad' ſo hoch, daß ich nicht hungern muß. — Manchmal iſt's zum Weinen; aber ich lach' drüber, Hilde! Ich glaub' an meinen Stern und ich ſchlag' mich durch!“

„Biſt ein guter, tapferer Jung',“ ſagte das Mädchen; ganz verſtohlen ſchlug ihr das Herz, ſo war ſie verliebt. „Was ſollſt du auch in ſo 'ner Verbindung, mit zwanzig andern Studenten? Du biſt ganz allein genug!“

Er lachte. „Ich wollt' doch, ich könnt' mitmachen; die bunte Mütz' tragen, fechten; aber — wie man muß,

ſo geht's! — Wir leben auch luſtig genug, ein halbes Dutzend gute Kameraden. Und wenn ich nichts trinken kann, ſo berauſch' ich mich an meinen Zukunftsträumen; ohne Katzenjammer ... Du! Hilde Mahlmann! Nun wollen wir aber einmal dich zergliedern, wie du mir's gethan haſt. Komm her, ſieh mich an —"

Er nahm ihre beiden Hände.

„Ach, Unſinn!" ſagte ſie und machte ſich von ihm los. „An mir iſt nichts zu ſehn! — Ich will dir mal ein Rätſel aufgeben, weil du gar ſo klug biſt:

Da ſitzen zwei Brüder hinter der Scheid',
Die können ſich beid' einander nicht ſehn.

Du, Student, was iſt das?"

„Das weiß ich nicht. Gib dein kleines Geſicht her, ich will dich kritiſieren —"

„Das Rätſel, das rätſt du nicht?"

„Nein," antwortete er.

„O du Dümming! Die Augen ſitzen hinter der Scheid' und können einander nicht ſehn. — Ich will dir noch ein Rätſel aufgeben, das mußt du aber raten:

Der kleine Hans Hühnchen —"

„Hör' auf!" unterbrach er ſie.

Hilde ließ ſich aber nicht ſtören; ſie fing wieder an:

„Der kleine Hans Hühnchen
Saß auf ſeinem Stühlchen;
Je länger er ſaß,
Je kleiner er was,
Bums! lag er hin.

Was iſt das?"

„Das iſt irgend eine Dummheit. Gib mir lieber deine beiden Hände, nach denen ich oft ſo viel Sehnſucht habe, und gib dein Geſicht!"

„Das begreif' ich," ſagte ſie nickend, „daß man nach meinen Händen Sehnſucht hat: ſie ſind ſo hübſch braun von der Sonne, und ſo hübſch hart vom Arbeiten, und ſo hübſch zerſtochen vom Nähen. Und das zweite Rätſel kannſt du alſo auch nicht raten?"

„Das ſchon gar nicht. Komm —"

„Und du willſt ſtudieren? — Wer ſitzt denn ſo auf ſeinem Stühlchen und wird immer kleiner? — O du großer dummer Jung'. Das Talglicht. ‚Bums! lag er hin!' — — Wer iſt der richtige 'Rumtreiber?"

„Der Böttcher," erwiderte Chriſtian raſch, denn das kannte er; zugleich nahm er die widerſpenſtige kleine Dirn' bei den beiden Schultern, drehte ſie zu ſich herum und ſah ihr mit den gebieteriſchen Prinzenaugen feſt ins Geſicht. „Alſo nun laß mal ſehn, was du für eine biſt! wie du dich gemacht haſt, ſeit Weihnachten! — Die Augen — die ſind gut. Wie zwei Schuſterkugeln —"

„Pfui! So 'n Vergleich!"

„Nur wegen der Größe, mein Dirning. — Soll ich dir die Wahrheit ſagen? Das ſind die allerallerſchönſten Augen, die ich kenne! — Gott, nun wird ſie rot. — Noch röter. — Alle Wetter, aber das ſteht ihr gut. Das geht wie ein Nordlicht über das ganze ſüße Geſicht! — — Nein, kuck nicht weg. Wir wollen die Sache ganz wiſſenſchaftlich unterſuchen: Brauen — nicht ſtark, aber angenehm. Die Stirn iſt gewachſen. Wahrhaftig. In den fünf Monaten iſt ſie noch gewachſen; und wie! Als ſollten ſich dahinter noch große Dinge ereignen; als ſäß' in dem

Gehirnchen — — Um den Mund, da iſt's ebenſo. O, was ſitzt da alles. Trauriges und Kluges und Süßes ... Hilde!"

„Ach geh," ſtieß ſie hervor. „Sei ſtill, alter Butterkopf. Was ſoll denn da ſitzen. Du hörſt woll auch die Mücken nieſen —"

„Und die Stimme! Und wie fein du ſprichſt. Du Dorfdirn'! So fein — ſo — —"

Er lächelte.

„Worüber lächelſt du?" fragte ſie.

„Ueber dein drolliges Sprechen. Es klingt ſo nach allerlei: nach dem Schulmeiſter, nach dem Paſtor — manchmal auch nach mir."

„Wonach ſoll's denn klingen? Von wem hab' ich denn ſonſt Hochdeutſch gelernt?"

„Und warum willſt du durchaus Hochdeutſch ſprechen, Hilde?"

„Mit den andern nicht, aber mit dir. Frag' doch nicht ſo dumm. Wozu haben wir's denn in der Schule gelernt? — Ich veracht' mein ſchönes Plattdeutſch gewiß nicht; aber die Bücher, die ich leſen kann — Bibel und Geſangbuch und Schiller und Gartenlaube — die ſind ja doch Hochdeutſch. Und unſer Vater war immer ſo vergnügt — ach, wie war er rührend — wenn er mit uns Dirns Hochdeutſch las, mit Ida und mir. Und wenn's Verſe waren, wie hob er ſeine kleine Stimm', wie leuchteten ſeine Augen; und ich ſaß da und zitterte vor Wonne. Die Schillerſchen Gedichte — ‚Drei Worte nenn' ich euch inhaltsſchwer' ... Armes Vating! Nun lieſt er das alles nicht mehr!"

„Aber ſeine Hilde lieſt ihm doch vor —"

Sie nickte. „Manchmal abends! Wenn Mutter in der Küche iſt. — — Warum ſeufzeſt du?“

„Das iſt ja doch zum Seufzen,“ murmelte er bewegt. — „Arme, liebe, ſüße Hilde. — Gib mir einen Kuß!“

„Ich dir?“

„Ja.“

„Warum? Das ſeh' ich doch nicht ein . . .“

Mit einem Ruck richtete ſie ſich auf und ſprang auf die Füße. „Oh!“ ſagte ſie. „Die Fiſche! Haſt du das geſehn?“

„Nein. Ich brauch's auch nicht —“

„Das mußt du ſehn! Komm mit! — Wie ſie ſpringen!“

Sie lief den Abhang hinunter und dem Waſſer zu. Mit einer Art von Fluch, den er aber halb erſtickte, erhob ſich nun auch Chriſtian und lief dem kleinen Wirbelwind nach.

III.

Wo der Fluß aus dem See heraustrat, hatten ſich hier und da grüne Decken von Seeroſenblättern gebildet; die Blüten waren noch nicht aufgetaucht, aber die großen, rundlichen Blätter lagen faſt dicht gedrängt bei einander, in der Sonne leuchtend. Vielleicht durch das goldene Licht war über die kleinen Fiſche, die ſich hier in Scharen tummelten, eine beſondere Luſtigkeit gekommen: ſie ſprangen einer nach dem andern, und an vielen Stellen, auf die feſten Blätter hinauf und ſchnellten ſich dann wieder in ihr Element zurück. Es war ein ſilbernes Blitzen, das die Augen hin und her zog. Oft lagen aber die Blätter

ſo eng beiſammen, daß die kühnen Springer lange keinen Rückweg fanden; ſie ſchnellten ſich wohl ein Dutzendmal vergebens, immer fielen ſie auf ein anderes Blatt zurück.

„Siehſt du's, Chriſtian? ſiehſt du's?“ ſagte Hilde, am Waſſer ſtehend, und ſtieß in ihrer fröhlichen Aufregung mit dem Ellbogen gegen ihn, obwohl ſie ſich vorgenommen hatte, ihn nicht mehr zu berühren. „Du, iſt das nicht nüdlich? — Haſt du ſo was ſchon mal geſehn?“

„Ich nicht,“ erwiderte der Student, mit aufgeriſſenen Augen ſtaunend.

„Ich auch nicht. — O du armer Fiſch! Kleiner Witing du! Kommſt ja gar nicht wieder nach Hauſe. Immer von Blatt zu Blatt!“

„Da liegt ſchon ein Opfer,“ ſagte Chriſtian und deutete nach links, wo ein beſonders kleines, ſchmales Fiſchlein ſchon lange ganz ſtill lag, offenbar im Tod erſtarrt. „Der hat's büßen müſſen.“

„Glaubſt du wirklich, tot?“

„Gewiß.“

„O du armes Ding! — — Ich mag nicht mehr hinſehn. — Chriſtian! Der auch! Siehſt du, der ſpringt auch nicht mehr. Er hat keine Kraft mehr. Wozu mich noch abzappeln, denkt er; da ſind lauter Blätter, ins Waſſer komm' ich doch nicht zurück! — Aber grad' neben ihm, zwiſchen zwei Blättern, iſt ein kleines Waſſerloch. Wenn er das nur ſähe. Wenn man ihm's ſagen könnt'. O du dummer Kerl ... Nimm einen Stein, Chriſtian, wirf ihn auf ſein Blatt; dann ſinkt das, und er rutſcht hinunter!“

„Verſuchen will ich's,“ antwortete Chriſtian und ſuchte mit den Augen nach einem Kieſel. Jetzt machte

aber der Fiſch, der ſchon ſo entkräftet ſchien, plötzlich noch einen gewaltigen Sprung, und wie wenn er Hildegard verſtanden hätte, fiel er zwiſchen die beiden Blätter und verſchwand in der dunklen Flut. „Hurra! Juchhe!“ rief ſie aus, tanzte im Kreis herum und klatſchte in die Hände.

Die kleine, ſchmächtige Geſtalt war ſo zierlich, ihre Freude ſo reizend wild; der Anblick berauſchte ihn. Als ſie wieder ſtill ſtand, neigte er geſchwind ſeinen Kopf zu ihrem und küßte ſie auf die Wange.

„Laß das!“ ſagte ſie nach einem Zucken und Zittern, und trat von ihm weg. „So was will ich nicht!“

„Aber, Kind! Warum nicht?“

„Weil ich kein Kind mehr bin. — Ich bin achtzehn, du zwanzig. — Und überhaupt —!“

„Was heißt ‚überhaupt‘?“

„Ach, das weißt du ſelbſt. Du Prinz du. Was kuckſt mich ſo lieblich an? — Kennſt woll nicht die alten Verſe von den Junggeſellen?

Junggeſellen ſind betrieglich;
Mit den Augen thun ſie wenken,
Mit den Herzen thun ſie kränken,
Mit den Füßen thun ſie ſchirrſcharren,
Haben manches junge Mädchen zum Narren.

Hübſche Verſe! nicht?“

„Ach, was red'ſt du, Hilde,“ murmelte er, mit einem beleidigten Seitenblick. „Hab' ich dich zum Narren?“

Sie lachte auf: „Wer weiß?“ — Nach kurzem Beſinnen und Zögern legte ſie die ſchlanken, dünnen Arme ineinander, wandte ſich ganz zu ihm und ſah ihm mit tiefem Ernſt ins Geſicht. „Nun wollen wir mal die Fiſche laſſen,“ ſagte ſie, „und von deiner Zukunft ſprechen.

Früher bauten wir ſo gern Luftſchlöſſer; wir beide zuſammen ... Bau'ſt du auch noch welche?"

„O ja —"

„Sag mir was davon. Jetzt ſchreiben wir achtzehnhundertfünfundſiebzig; wie möchteſt du, daß es fünfundachtzig wäre? Wie denkſt du dir deine Zukunft?"

„Das will ich dir ſagen," gab er ihr langſam zur Antwort; unwillkürlich ging dabei ſein ſtolzer, ſchöner Kopf zurück. „Ich bin ein ‚Plebejer', weißt du; — du weißt doch, was ein Plebejer iſt. — Wie reizend gekränkt ſie nickt. — Alſo ein armer Bauernſohn bin ich; einer von den tüchtig armen. Das thut nichts; ſolche gibt's viele; und viele von den vielen wollen vorwärts, höher; und grade jetzt: jetzt kommt unſre Zeit! wo die Plebejer vorrücken, ſich mit den Ellbogen Platz machen, ſich mit den breiten Schultern zwiſchen die Reichen und die Feinen drängen. Nu, viele fallen dabei um; aber die ganz feſten nicht. Die kommen ans Ziel, weil ſie neue Gedanken im Kopf und Mark in den Knochen haben. Und vor denen beugen ſich dann die Reichen und die Feinen, wenn auch wider Willen; ziehn den Hut vor ihnen und machen ihnen Platz. So einer — — ſo einer will ich werden, Hilde. Und fünfundachtzig will ich ſo einer ſein. Das iſt mein Luftſchloß; da haſt du's!"

„Das gefällt mir," hauchte ſie. — „Aber — — was denkſt du denn zu werden?"

„Ein ganzer Kerl; unter was für einem Namen oder Titel, das weiß ich noch nicht. Die Jurisprudenz? Dabei bleib' ich nicht. Aber das ſag' ich nur dir; einſtweilen. In mir ſteckt ‚einer von der Feder', ein Schriftſteller; das iſt meine Meinung. Darauf leb' und ſterb' ich. Komm'

ich nicht durch, geh' ich drauf, — na, dann beweinst du mich; und malst mir auf meinen schäbigen Grabstein: ‚Hier ruht einer, der unterwegs liegen blieb'. Aber komm' ich ans Ziel — nun, dann wirst du ja sehn!"

„Was werd' ich dann sehn?" dachte sie, während ihr das Herz hart und schwer ward. „Von mir sagt er nichts!"

Auf einmal fragte er: „Nun? und du?"

„Ich? Was ich?"

„Was bau'st du für Schlösser? Wie denkst du dir deine Zukunft?"

Sie faßte sich geschwind: „Das ist doch sehr einfach. Da ich nicht studieren kann, so geh' ich ins lustige Elend und heirat' —"

„Wen?"

„Wen? Den Einzigen, der mich will; wen sonst?"

„Den Golliner? Fritz Distel? Läuft dir der noch immer nach?"

Sie zuckte die Achseln, lächelte und nickte.

„Um Gottes willen! Fritzing Distel? Der ist ja so dumm wie 'n hölzerner Pantoffel; wie Klas Abendsegen!"

„Na ja, so'n bißchen einsam, das ist er. Darum läuft er mir woll auch nach; die Klugen, die thun das nicht."

„Ein Träumsacht!"

„Na ja. Der wird dann mein Mann. Da kommen dann zwei, die nichts haben, zusammen; das ist 'ne leichte, einfache Rechnung. Und wenn abends nichts auf dem Tisch steht, dann les' ich ihm was vor: dann schläft er ein, ohne Abendessen. O, wir wollen woll lustig leben. An die Deck' werd' ich springen vor Glück, so klein als ich bin!"

„Was will er jetzt?“ dachte ſie; ſchon wieder hatte er ihre beiden Hände. „Hilde!“ ſagte er vor ihr ſtehend, die leuchtenden Augen auf die ihren gerichtet, daß es ihr warm hineinging wie ein Sonnenſtrahl. „Wie kannſt du ſolchen Unſinn reden. Du wirſt meine Frau!“

„Nun biſt du beim Unſinn,“ ſtieß ſie hervor und verzog das Geſicht, wie zum Lachen. „Achtzehnhundertfünfundachtzig, nicht wahr? Dann bin ich ein altes Weib!“

„Noch nicht gar ſo alt ... Aber ſo lange wart' ich doch nicht. Sobald ich was geworden bin, komm' ich —“

„Bitte, red' nicht ſo!“ fiel ſie ihm ins Wort, wand ihren zarten Körper hin und her, als ſchüttle ſie eine Umarmung ab, und ſuchte ihre Fingerchen aus ſeinen ſtarken Händen zu löſen. „Biſt ein guter Jung', und ich dank' dir; 's iſt hübſch, daß du an mich denkſt; aber Sinn und Verſtand iſt ja nicht dabei. Dir werden ja da draußen bald ganz andre Gedanken kommen ... Schüttle doch nicht ſo den Kopf; du Prinz. Und wenn dir nun auch keine andern Gedanken kämen — wenn du der Prinz aus dem Märchen wärſt und ſo nach ſieben, acht Jahren ſtänd'ſt du wieder hier: Hilde Mahlmann, da bin ich, ich bin was, willſt du mich zum Mann? — ach du lieber Gott! Was iſt Hilde Mahlmann dann? Eine alte Dorfdirn', müd' und welk von Armut und Arbeiten, weiß nichts und hat nichts und kann nichts; ohne Lebensart, ohne Schönheit ... Nicht war, dir wird ſchon ſchlecht, wenn du nur dran denkſt. Darum ſag mir nun auch nichts mehr. Hörſt du woll? Sag mir nichts mehr. Es thut doch zu weh. Mir iſt nicht zu helfen!“

„Hilde!“ ſagte er, „ſüße Hilde!“ ihre Hände drückend.

„Na ja: weiter weißt du nichts. Mir ist nicht zu helfen!"

Ein paar Thränen füllten ihre großen Augen; sie drückte sie aber entzwei, sie wollte nicht weinen. An Christian vorbei starrte sie in die Luft.

„Dir ist nicht zu helfen?" fragte er endlich. „Hilde! Sag das nicht! Ich helf' dir!"

„Du?"

„Ja! Irgendwie!"

„Ach du!" sagte sie, in ihren bitteren Schmerzen lächelnd. Es durchfuhr sie dann etwas, sie faßte sich ein Herz; sie riß ihre Hände los und drückte sie beide gegen seine Brust. „Ich will dir was sagen," fing sie an, die ein wenig bebende Stimme wuchs; „ich will dir was sagen ... O ja, mir wär' noch zu helfen; aber weißt du, wie? Wenn ich von hier fortgeh', wie du. Wenn ich auch was lern' — wie du. Kurz, wenn ich auch so werd' wie du. Dann wär' mir zu helfen!"

„Wohin wollt'st du gehn?" fragte er, als faßte er ihren Gedanken nicht.

„Wohin? In die Stadt!"

„In welche Stadt?"

„Nu — in deine Stadt, nach Rostock," entgegnete sie langsamer und ließ ihre Arme sinken.

„Allein?"

„Was könnt' ich da allein; da lernt' ich doch nichts. — Ich hab' gedacht: mit dir. Sei still, ich weiß schon, es ist verrückt; bei mir spukt's ja voll. In der Verzweiflung ist mir das so eingefallen. Weil ich was werden möcht'; weil ich auch so einen Glauben und so ein Gefühl in mir hab' wie du ... ‚Vorrücken' sagtest du.

‚Vorwärts wollen, höher wollen‘ . . . In mir ſieht's gräßlich aus, Chriſtian. Ich wollt', ich wär tot!“

„Hilde!“

„Ja, Hilde, Hilde. Weiter weißt du nichts. Viele wollen vorwärts, ſagſt du; die ‚Plebejer‘ — — Und bin ich denn keiner? Muß ich gleich am Weg liegen bleiben, weil ich ein Frauensmenſch bin? Dann möcht' ich mich ja verfluchen, daß ich eines bin! Wär' immer lieber ein Jung' geweſen — hab' ſo oft, ſo oft — — Wenn mich die Sehnſucht packte, in die Welt zu kommen . . . Als ich aus der Schule kam, als ich nichts mehr lernen ſollte, wie hab' ich geweint! Auf den Boden hab' ich mich geworfen — ‚ich will noch was lernen, ich will noch was lernen‘ — und alle Jahr' kam's wieder — ſo oft, ſoviel hab' ich drum geweint! — — Und heut abend wieder —“

Ihre Thränen ſtürzten. Sie wollte nicht, ſie wehrte ſich, ſie ſtampfte mit den Füßen auf die weiche Erde. Aber der raſche Strom war nicht aufzuhalten, er überfloß ihr Geſicht, in den Hals hinunter. Chriſtian ſeufzte laut; das that ihr gut. Er zog ſie endlich in ſeine Arme; ſie ließ es geſchehen. Den Kopf an ſeiner Bruſt, weinte ſie: „Chriſtian! ſchlag mich tot! ſchlag mich tot!“ und ſchluchzte wie ein Kind.

IV.

„Du! Fritz Diſtel kommt!“ hörte ſie Chriſtian nach einer Weile ſagen und hob ihren armen Kopf. Sie öffnete die Augen, die ſie feſt geſchloſſen hatte, und ſah wieder in die Welt hinaus. Drüben am See, auf der Wiedenfelder Seite, erkannte ſie eine ſich bewegende Geſtalt; durch

die Thränen in den Augen erſchien die aber als etwas Unförmliches, kaum wie ein Menſch. Hilde wiſchte die Thränen mit der umgekehrten Hand hinweg; nun ſah ſie, daß es „ihr Fritz“ war, der kurze, ſtämmige, in ſeinem abgetragenen dunkelblauen Rock, mit den nach außen gebogenen Knieen; „die O-Beine!“ dachte ſie. Aus Chriſtians Armen ſich löſend ſtand ſie aufrecht da. Sie ſchluchzte nur noch einmal, es kam ſo. Dann bezwang ſie ſich. Wie oft hatte ſie ſich ſchon bezwungen, in den achtzehn Jahren . . . „Er kommt hierher!“ ſagte ſie nur.

„Ja, er kommt hierher,“ murmelte der Student. Fritz Diſtel ging mit ſeinen feſten Schritten auf dem Landweg, auf dem auch Chriſtian heut hergewandert war; er überſchritt die kleine Holzbrücke, die über das Flüßchen führte, und grüßte das junge Paar mit der Hand, als er näher kam. Auf dem blaßrötlichen Geſicht zeigte ſich nichts von Erregung oder Mißvergnügen; er lächelte aber auch nicht. „Das hab' ich mir woll gedacht; guten Abend!“ ſagte er und blieb ein paar Schritte von den beiden ſtehn.

„Was haſt du dir gedacht, Fritz Diſtel?“ fragte der Student.

„Na, daß ich dich hier finden würd'; bei Hilde, mein' ich. In Wiedenfelde ſagten ſie mir ja, morgen gehſt du wieder weg.“

„Du kommſt von Wiedenfelde?“

„Meinſt nicht?“ fragte Fritz Diſtel zurück. „Dann hätten ſie mir ja da das nicht ſagen können. — Na, und Hilde — —“

„Was?“ fragte das Mädchen, da der Burſch nicht weiter ſprach.

„O, ich mein' man!“ erwiderte er langſam; er zeigte

darauf durch eine gerundete Bewegung mit dem rechten Arm, daß er die Umarmung meinte, in der er die beiden von drüben noch gesehen hatte. „Na ja, natürlich: weil's der letzte Tag ist. Und — — geweint hast du ja woll auch."

„Ja," sagte das Mädchen ruhig, „ich hab' 'nen kleinen Strämel geweint. — Geht dich das was an?"

„Ne, gar nicht," antwortete er ebenso ruhig. — „Gar nicht," wiederholte er nach einer Weile, mit seinen tiefliegenden grauen Augen den schönen Christian unablässig anblickend.

Christian lächelte gereizt und warf so hin: „Je ja, je ja, sagt der Bauer, dann weiß er nichts mehr!"

„Was bist du denn?" fragte Fritz, ohne sich zu rühren. „Bist du denn kein Bauernkind? — Ach, du meinst woll, weil du auf die hohen Schulen gehst, hast du den Grafen von Burg Schlitz zum Vater gekriegt."

„Dann müßt' ich ja auch drei Meilen hinter'm Mondschein wohnen, wenn ich das meinen wollte," entgegnete der Student.

„Du glaubst, da wohn' ich? — Könnt'st dich doch irren, Christian Zöller. Wenn du auch so gefährlich klug bist, wie deine Leut' von dir sagen. O ja, du hast tiefe Einsichten — wenn du in den Brunnen kuckst!"

Christian lachte ein wenig: „Kommst du wieder mit deinem Sack voll geprägter Groschen?" — Er wandte sich zu Hilde: „Der spricht wie ein Lesebuch; nämlich lauter Sachen, die andre gesagt haben. Alle alten Redensarten von ganz Mecklenburg sehn sich in seinem Grützkopf wieder und sagen sich Guten Abend!"

Fritz Distel verzog das Gesicht; er faßte sich aber

und lehnte ſich auf ſeinen gekrümmten Stock, als wär' ihm ſehr wohl zu Mut. „Ach ja," ſagte er, „mit mir iſt's ſchlimm: wenn ich ſo lang wär', wie ich dumm bin, dann könnt' ich aus der Dachrinn' ſaufen. Aber du — du biſt ſo klug wie Küſters Kuh: kommſt drei Tag' vor'm Regen nach Haus!"

„Schon wieder!" rief Chriſtian. „Das Leſ'buch!"

„Ach du Student! Ueber dich muß ich lachen. Wer den Bauern foppen will, muß 'nen Bauern mitbringen. Du kannſt mir nichts!"

Damit nahm er einen flachen Stein vom Boden auf, als ging' ihn die Sache nichts mehr an, und warf ihn, ſich kunſtgerecht ſeitwärts neigend, auf den See hinaus. Der Kieſel ſprang, wie er ſollte, gegen die Waſſerfläche, hüpfte dann weiter und weiter, wohl ein Dutzendmal; dann erſt ging er unter.

„Das kann er!" dachte Hildegard. „Aber überhaupt — er iſt doch eigentlich nicht ſo dumm, wie Chriſtian von ihm ſagt. Ihm fällt doch immer was ein, und er bringt es an! — — Halt, halt!" rief ſie jetzt, da Fritz einen zweiten Stein werfen wollte, diesmal über den Fluß. „Wirf nicht auf die Mümmelkenblätter und nicht auf meine Fiſche!"

„Was für Fiſche?" fragte Fritz.

„Die ſpringen da; die turnen. — — Nein, gegen das Schilfrohr ſollſt du auch nicht werfen; da ſingen meine Waſſerdroſſeln!"

„Dir gehört ja woll die ganze Welt," ſagte der Burſch, ſich nun zu ihr wendend; es ging aber langſam ein gutmütiges, treuherziges, verſchämt liebevolles Lächeln über ſein glattraſiertes Geſicht. „Na — mir könnt's recht

ſein. Ich wollt' dir's gönnen; wenigſtens ein tüchtiges Stück davon! — — Nun will ich aber natürlich auch nicht länger ſtören. Denn natürlich — ich ſtör' woll man. Ich will noch nach Gollin, nach Haus!"

Chriſtian machte nur eine ſtumme Bewegung mit dem Oberkörper, wie um zu ſagen: ich halte dich nicht auf! — Der andre öffnete auch ſchon den Mund zum „Guten Abend"; ihm fiel aber noch etwas ein, er ſtützte ſich wieder auf ſeinen Stock. „Ich ſoll dich auch noch grüßen," ſagte er; ein ſonderbares Lächeln lag ihm um die Augen herum.

„Mich?" fragte Chriſtian.

„Ja, dich. Ich war in Seedorf im Herrenhaus, bei Plittendorf, hatt' da was auszurichten; da hab' ich auch das Fräulein geſehn; Fräulein Friederike. Sie hatt' ſo 'nen mächtig großen Hut auf, ſie wollt' in den Garten; und ſie kam auf mich zu, denn ſie kennt mich ja, und ſagte: ach, Sie kommen ja durch Steinhagen, wenn Sie über Wiedenfelde nach Hauſ' gehn? — Ja, ſag' ich, Fräulein, durch Steinhagen komm' ich. — Na, ſagt ſie, wenn Sie da den Studenten Chriſtian Zöller treffen — bei ſeiner kleinen Hilde Mahlmann, die will er beſuchen, das weiß ich — dann ſagen Sie ihm man: ich laſſ' ihn ſchön grüßen und ich bin wütend auf ihn und ich vergeb' ihm das nie. Und ſagen Sie ihm auch, warum ich wütend auf ihn bin: weil er uns jetzt nur das eine Mal beſucht hat und nicht wieder. Und weil er alſo gar keinen Abſchied von uns nimmt. Darum bin ich wütend auf ihn. Und ich vergeb' ihm das nie, und ich laſſ' ihn ſchön grüßen!"

„Friederike Plittendorf?" fragte Chriſtian, als hätte

er das alles nur obenhin gehört. Er war anfangs rot geworden; dann hatte er gelächelt. Hilde betrachtete ihn fest mit den großen Augen.

„Nu ja," sagte Fritz; „das große Fräulein, mit den langen Beinen. Wo Hilde ihre Schwester Ida als Wirtschafterin ist. Und sie vergäb' dir das nie!"

„Ich dank' dir für die Botschaft," sagte Christian ruhig. „War mir ungeheuer wichtig zu hören. Willst du sonst noch was?"

„Ich? — Was sollt' ich sonst noch wollen. — Nein, gar nichts. Ich geh' nur noch nach Gollin!"

Er hob seinen „Knüppel" ein wenig und setzte sich in Bewegung; blieb dann aber nochmals stehen. Diesmal wandte er sich zu Hilde, die er bisher so wenig angeschaut hatte; es ging ihm gleichsam ein Vorhang vom Gesicht hinweg, eine große Spannung erschien darauf, um die breiten Lippen zuckte es sogar wie ein Wetterleuchten. „Das hätt' ich beinah ganz vergessen!" sagte er und schmunzelte etwas, weil er das verwünschte Zucken spürte und verdecken wollte. „Ich bin ja nu ein wollhabender Mensch. Die Erbschaft, die ich gemacht hab'; davon hast du woll noch nichts gehört?"

„Nein," antwortete Hilde erstaunt. „Du hast geerbt? Von wem?"

„Von dem alten Großonkel in Hinrichshagen; du weißt woll noch, ich hab' dir von ihm erzählt. Viel Gutes war da ja nicht zu erzählen: er war ein richtiger Raffkater, und ein Geizhammel war er auch; konnt' den Ellbogen nicht krumm kriegen; und für fünf Pfenning hätt' er seine Großmutter aus der Höll' geholt. Aber man soll ja von den Leuten, wenn sie tot sind, nichts

als Gutes reden. Na, also von dem hab' ich geerbt! 'Ne volle Million ist's nicht; aber ich kann mich nu doch auf der Landstraß' sehn lassen, wenn die Räuber kommen. Und mein Vater sagt: ‚Jung', ich hätt' dir nie was geben können, ich hab's nicht; aber jetzt kannst du was anfassen, wenn auch man was Kleines; Büdner oder so was. Kannst nu zur Not auch 'ne Frau ernähren . . .' Hat mein Vater gesagt."

„Aber das ist ja ein großes Glück für dich!" sagte das Mädchen etwas kleinlaut, zaghaft. „Gratulier' dir auch!"

„Dank' auch vielmal," gab Fritz zurück, jetzt über den See in die Ferne schauend. „Na ja — warum sollt' ich auch nicht? Zweimdzwanzig Jahr' bin ich alt. Da heiraten Viele. Warum sollt' ich denn nicht? 's kommt alles auf 'n Versuch an, hat der Küster gesagt. Wenn man Glück hat, dann wird mit der Zeit 'ne Bauernhuf' draus. — Also du gratulierst mir, Hilde?"

Er sah wieder auf die kleine Gestalt, ihre Augen suchend. Wie ein Schatten flog ihm eine plötzliche Angst über das Gesicht; er schielte zu Christian hinüber, der so hoch und stolz gegen den Himmel stand; dann blickte er voll auf Hilde, all seine Liebe zu ihr trat ihm in die Augen. Stumm wie ein Hund, der nur mit dem Schweife wedelt, sprach er nur mit den Fingern, die am krummen Ende seines Stockes spielten, und mit dem fragend bittenden Blick. Nimm mich! sagte der Blick. So gern hat dich niemand wie ich! Da steht einer, laß dich nicht von dem bethören. Ich würd' dich in meine Liebe einwickeln wie in ein wollenes Tuch. Und ich kann jetzt heiraten. Sag mir ein gutes Wort!

Hilde ſah das alles; ſie konnte ſeinen Augen nicht entgehen, ſie ſah bang' hinein; es war ihr, als hörte ſie alles, was ſie ſagten. Ja, der hat mich lieb! dachte ſie. Ja, der iſt mir gut! — Es lief ihr aber doch etwas Kaltes über den Rücken hin. Sie entfloh den beiden grauen Augen auf eine Sekunde und ſchaute ſeitwärts auf Chriſtian; der lächelte ſtill, — ein überlegenes, vornehmes Lächeln, das ihr nicht gefiel. Und doch fuhr es in ſie hinein wie ein Sonnenblick. Ach laß mich doch! dachte ſie, wieder den grauen Augen ſtandhaltend; ich ging' lieber mit dem ins Waſſer, als mit dir zur Hochzeit!

Ich muß ihm etwas ſagen, flog ihr dann durchs Herz. Ein weiches, ſchmerzliches Mitleid verzog ihr die Lippen; aber ſie ſchüttelte doch langſam, mehrmals, den Kopf. Stmmm, wie er geworben hatte, gab ſie ihre Antwort. Er verſtand ſie auch.

„Je, nu muß ich aber gehn," ſagte er nach einer Weile mit leidlich feſter Stimme, ſchwang einmal ſeinen Stock durch die Luft und ſchaute nach Südweſten hin, wohin er wollte. „Das kann aber heut noch 'n Wetter geben ... Grüß auch deine Eltern, Hilde. Ich hab' das nur ausrichten wollen, das von Fräulein Friederike. Guten Abend auch!"

Er nickte zum Abſchied und ging. Als er die kleine Anhöhe erſtiegen hatte, war er bald verſchwunden.

V.

Hilde ſah ihm nach, ſolange er ſichtbar blieb; ſie wußte aber ſchon nichts mehr von ihm, ihre Gedanken gingen andre Wege. Als ſie Chriſtian ſich rühren hörte,

drehte ſie ſich auf den Hacken zu ihm herum. „Na, und die?“ fragte ſie. „Dieſe Friederike?“

„Was iſt mit der?“ fragte Chriſtian lächelnd.

„Haſt du ſie gern?“

„Ach, du Kind! — Ich hab' niemand gern als dich.“

„Und ſie? Sie liebt dich woll ſehr?“

„Warum ſollt' ſie mich ‚ſehr lieben‘; das iſt ja nicht nötig. Sie iſt ein junges, luſtiges Ding — ebenſo jung wie du — und ſpielt gern irgend eine kleine Rolle; ſo thut ſie jetzt, als wär' ſie eiferſüchtig auf dich. Seit ich ſtudiere, erlaubt ſie ſich, mich zu kennen, als wär' ich doch auch ein Menſch, ladet mich zu kleinen Geſellſchaften ein, ſpricht über Goethe und Dumas mit mir. Neulich mußt' ich auch in ihrem Park mit ihr auf dem Waſſer fahren. Nun hätt' ich ſie noch einmal beſuchen ſollen; aber ich wollte nicht. Darum ‚iſt ſie wütend‘!“

„Ach, laß ſie recht wütend ſein,“ ſagte Hilde raſch. „Laß alle wütend ſein, daß ſie dich nicht haben — daß du lieber hier biſt. — Ach, und was red' ich da. Morgen biſt du fort!“

Chriſtian ſtellte ſich vor ſie hin, nun auch Aug' in Auge mit ihr; „ja, morgen bin ich fort,“ ſprach er mit ſeinem weichen, warmen, nicht tiefen Baß in ihr blaſſes Geſicht hinein. Er wiederholte mit einem zärtlichen Trübſinn, der ſie faſt weinen machte: „Morgen bin ich fort! — Ich kann dir nicht ſagen, kleine Hilde, wie ſchwer das iſt ... Nun ſollten wir aber wenigſtens guten Abſchied nehmen; wie Leute, die ſich lieb haben und auch nicht voneinander laſſen wollen, auf die Zukunft hoffen. Wie ſtehn wir hier; jeder kann uns ſehen und ſtören — ſo wie eben der da. Vorhin, in eurer Stube, ſagteſt du von

dem Lindenbaum, wo wir ſo oft als Kinder geſeſſen hätten und uns lange Geſchichten erzählt ... Da ſitzt man ſo gut. Die Büſche herum ſind ſo hoch gewachſen: vom Dorf und von der Straße her ſieht man's gar nicht mehr, ob einer an der Linde ſitzt. Da hören wir auch noch deine Waſſernachtigall und die Rohrſänger. Komm, gehn wir hin!"

„Man wird da nur trauriger, Chriſtian —"

„Traurig oder nicht, wir ſind doch beiſammen. Komm, gehn wir hin!"

Sie ſeufzte einmal auf — eine unaufhaltſame Schwermut hatte ſie befallen — und ging dann, da er ihre Hand nahm, ohne Widerſtand mit. Einige hundert Schritte weiter, über dem See, ſtand die einſame Linde, gegen die Weſtwinde durch die Erdwelle geſchützt; ſonſt war ſie faſt ganz von Gebüſch umgeben, nicht ſehr nah, aber feſt und dicht. An ihrem Fuß bildeten die bemooſten Wurzeläſte eine Art von Sitz; Chriſtian zog Hilde nieder; doch auf ſeinen Schoß, wie er wollte, ſetzte ſie ſich nicht. „Sei artig," ſagte ſie leiſe, „ſonſt lauf' ich nach Haus! — Ja, die Rohrvögel ſingen noch. — Hier hab' ich manchmal auch geſungen, wenn ich ganz allein war; lauter dummes Zeug, es ſollte aber wie Verſe klingen ... Immer dacht' ich: Verſe! — Ach, das iſt lang' vorbei. Die Dummheiten und das Glück und alles. Chriſtian, ſchlag mich tot!"

„Ich will noch einſt mit dir leben, Hilde," ſagte er ihr ins Ohr, ſie ſacht an ſich drückend. „Hab nur Geduld!"

„Wie du nur ſo reden kannſt; das verſteh' ich nicht. Du biſt der ‚Träumſacht', du. Haſt ſtudiert bis an die

Schultern, blos der Kopf hat nichts abgekriegt. Jetzt, jetzt muß ich hinaus in die Welt, oder ich leb' mich hier tot!"

„Du mit mir? auch als Student?"

„Ach, ich weiß nicht," flüsterte sie. „Als irgendwas!"

„Wovon wollt'st du leben?"

„Von irgendwas. Es muß doch möglich sein, Christian, es muß doch was geben! Wie oft liest man von berühmten Menschen, was für 'ne schwere Jugend sie hatten; und es ging dann doch. — Abschreiben; ich hab' doch 'ne hübsche Handschrift. In irgend einer Wirtschaft aushelfen; — in deiner —"

„O du Kind. Hab' ich denn 'ne Wirtschaft? Ich leb' ja manchmal von trocken Brot!"

„Ach, das thät' ich auch. Wenn ich nur das Leben hätt'. Wenn ich was werden könnt', so wie du. Christian! Christian! Kannst du mir nicht helfen?"

Er seufzte aus tiefer Brust; dann drückte er aber ihren Arm: „Süße, dumme Hilde! Noch nicht! Aber verzag' doch nicht; ich will ja ringen, für dich und mich; und ich komm' ja wieder — und dann werd' ich helfen. Wie quälst du mich, Kind; reiß mir lieber gleich das Herz aus der Brust —"

„Nein!" unterbrach sie ihn rasch und umfaßte ihn. „Nein, das will ich nicht. Ach, sag das nicht. Ich bin voll recht unklug, nicht? So eine aus Dummersdorf. Das kommt von der Verzweiflung, Christian. Ich bin so verzweifelt!"

„Das sollst du eben nicht. Hoffen muß der Mensch! — Ich kann hoffen, du nicht. Willst du gleich mit mir hoffen, Hilde?"

Sie lächelte ſchmerzlich und ſchüttelte den Kopf.

„Du mußt!“ ſagte er, und wie um ſie dafür zu ſtrafen, daß ſie noch nicht hoffe, küßte er ſie auf den Mund.

Hilde ſchüttelte wieder den Kopf und zog die Lippen hinweg. „Ach, laß!“ murmelte ſie, die gefeuchteten Wimpern an die Lider drückend.

„Warum ſoll ich dich nicht küſſen? — Wie damals, im Herbſt — auch unter dieſem Lindenbaum.“

„Das war noch 'ne andere Zeit! Da bauten wir noch die großen Luftſchlöſſer, — du immer mit; und alles ſollte ſo ſchön werden — und ich glaubte alles!“

„Es wird auch noch ſchön,“ flüſterte er; und wiederholte mutiger, lauter: „es wird auch noch ſchön! — Nimm mir nur nicht den Glauben, den Willen; mach' mir nicht den Abſchied ſo ſchwer. Und laß mir deinen Mund. Hilde, was haben wir ſonſt, als daß wir uns gut ſind und uns was zu Liebe thun. Da's der Abſchied iſt! Unſre letzte Stunde!“

Er hatte einen Arm um die zarte Geſtalt gelegt und drückte ſie nun an ſein Herz. „Du mein Augapfel!“ ſagte er leiſe, ſchloß dann ihren Mund, der ſich ein wenig geöffnet hatte, mit ſeinen weichen Lippen. Sie wehrte es ihm nicht mehr. Seine Lippen kamen immer wieder; ſie gab ihnen endlich, unter gehauchten, dann wachſenden Seufzern, Kuß auf Kuß zurück. „Ja, unſre letzte Stunde!“ flüſterte ſie dazwiſchen. „Unſre letzte Stunde! Unſre letzte Stunde!“

Endlich hob er den Kopf: „Wie es dunkel wird. Als käm' ſchon die Nacht; — das iſt ja unmöglich. — Schwarze Wolken ſind's!“

„Ich ſehe nichts," murmelte ſie; ihre Augen waren feſt geſchloſſen. „Ich will auch nichts ſehn!"

„Blick nur einmal auf. Eine große Wetterwolke iſt heraufgezogen. Es wird wohl bald ein Geknatter geben ... Sieh doch!"

„Ja, eine große Wetterwolke," wiederholte ſie matt, mit den traurigen Augen nach oben blickend. „Iſt heraufgezogen ... Mir ſo gleichgiltig, Chriſtian. — Ob ich woll wirklich mal deine gedruckten Werke leſen werde? Chriſtian Zöllers Werke?"

„Die Sache iſt abgemacht," erwiderte er lächelnd.

„Chriſtian! Und was wird aus mir?"

„Meine Frau," gab er ihr zurück, über ihr Geſicht gebeugt; im Flüſtertou ſetzte er hinzu: „und jetzt meine Liebſte! — Hör mich einmal an, ſüße Dirn'. Mach die Augen wieder zu, wenn du willſt. Hörſt du, was ich ſage?"

„Ich hör' meine Waſſernachtigall," ſagte ſie horchend — die Wimpern wieder angedrückt — und ihren Kummer wegzuſcherzen ſuchend; „und ich hör' die alte Wackeldei, die Maus, die da ſo leiſe piept, und ich hör' den Herrn Springinsfeld, den Heuſpringer, der auf ſeinem Bein geigt, und ich hör' mein Herz klopfen — und ich hör' auch dich."

„Dann gib einmal acht! Du mein ſüßes Rundherum, — du wirſt meine Frau; willſt du jetzt ganz, ganz meine Liebſte ſein? — Sieh mich noch nicht an; mach die Augen nur wieder zu. Wie wir hier einſam ſind; fühlſt du's? Kein Menſchenkind kann uns ſehn. Und von oben decken ſie uns mit der ſchwarzen Wolke zu. So am hellen Tag iſt das unſre Nacht ... Wenn

ich draußen um unſre Zukunft kämpfe, daß ich dann weiß: ja, ſie iſt mein! ganz mein!"

Er legte wieder Lippe auf Lippe; ſie zuckte. „Hilde!" flüſterte er flehend. „Ganz mein!".

„O du dummer Menſch," dachte ſie, die Zähne vor Kummer aufeinanderdrückend. „Wenn du mir ſagteſt: ja, ich nehm' dich mit, ja, wir wollen's wagen, Gott wird uns woll helfen — dann wär' ich ja alles was du willſt, thät' was du willſt. Von morgen an ganz, ganz dein! — Aber ſo zum Abſchied — nein. Lieber tot!"

„Hilde!" ſagte er wieder. „Gibſt du keine Antwort?"

Sie ſchüttelte den Kopf. Er ſah ſie unſicher an und ſchwieg auch; er umſchloß ſie dann zärtlicher, dreiſter; auf einmal ergriff ſie aber ſeine beiden Arme und mit unerwarteter Kraft hielt ſie ſie feſt. „Rühr' dich nicht," ſagte ſie. „Meinen Mund hab' ich dir gegeben, weil's unſre letzte Stund' iſt; dabei bleibt's; weiter nichts!"

„Süße, gute —"

„Ja, ja. Wenn nur ein Finger unartig wird, dann iſt's aus. Ich hab' meinen Willen, das weißt du; nicht?"

„Hilde! Haſt du mich ſo wenig lieb?"

Sie wollte lächeln, aber ſie verzog den Mund, gegen ihren Willen, wie ein trauriges Kind: „Ach du dummer Jung'! Ich hab' dich ja viel zu lieb. Wenn ich morgen aufwachen könnt' und wüßt' nichts von dir — ich könnt' ja auf der Welt woll noch glücklich werden. Nun will ich immer hinauf, mit dir; wie der Zaunkönig mit dem Adler, in der alten Fabel. Mein Adler nimmt mich aber nicht mit . . ."

Sie betrachtete ihn mit einem ſo heiß wilden Blick, als möchte ſie ihn töten; dann warf ſie ſich ihm aber

wieder an die Bruſt, einmal aufſchluchzend: „Chriſtian! Weiter nichts, weiter nichts, lieber tot; aber küſſ' mich ſo viel du willſt! Ich hab' nichts auf der Welt, als dich! Und morgen iſt's aus!"

Ein Blitz zuckte jetzt ſo blendend durch die verfinſterte Luft herab, daß ſie zuſammenfuhr. Er hatte einen gelben Schein; es währte nicht lange, bis der Donner folgte. Wie ein langes, mahnendes Rollen zog er über ihnen dahin, als ſchüttle ſich die ganze ſchwarze Wolke, die den Tag verdeckte.

„Da kommt's!" hauchte ſie.

„Ich mein', es iſt ſchon da," ſagte Chriſtian. „Das iſt ſchnell gegangen ... Unter ſo einem einſamen Baum ſollt' man nun nicht mehr bleiben; das iſt unvernünftig"

„Fürcht'ſt du dich?" fragte das Mädchen.

„Für mich nicht," antwortete er ſtolz; „aber für dich. Das Gewitter rennt ja. Steh auf!"

„Ich ſteh' nicht auf," ſagte ſie, mit einer Art von Lachen; ihre braunen Augen begannen wunderlich zu leuchten. „Ich hab' die Gewitter ſo gern —"

„Aber wenn's hier einſchlägt!"

Sie umſchlang ihn, wie um ihn feſtzuhalten: „Ach, wenn's das thät', Chriſtian! Das wär' doch noch was. Bleib ſitzen. Dann wär' alles gut. Auf einmal wär's aus — man merkt's nicht. Ich mit dir! Ich mit dir!"

„Du biſt unklug," ſagte er. „Da!" — Er deutete mit dem Kopf auf den neuen Blitz, der jetzt hellen Tag machte; nach wenigen Sekunden rollte der Donner nach. — „Aus wär's, ja; aber das verlang' ich mir nicht. Ich fang' ja erſt an, zu leben. Du auch. Ich will nicht wie ein Kind — — Laß uns weitergehn!"

„Ja, ja," entgegnete sie, als wollte sie nun aufstehn; sie lag aber fest gegen seine Brust. „Das war recht unklug, ja . . . Aber wie wird's denn hier einschlagen. Das sagt' ich nur so. Siehst du, es kommt ja nichts. Es zieht ja vorüber. Ach, bleib noch hier; 's ist das letzte Mal. Du kannst dich doch nicht fürchten; nicht? Warst immer der tapferste von all den Jungs; immer voran . . . Deine kleine Hilde, die fürchtet sich nicht. Wo blitzt es denn? Es blitzt ja nicht."

„Ach, was du alles red'st; wie ein Kind!" sagte er scheltend; er fühlte aber ihren warmen Leib, ihre glühenden Lippen, die über seinen Hals, sein Kinn glitten; mit einer schwülen, schauernden Lust preßte er sie an sein Herz. „O du Unvernunft! O du großes Kind!" — Er schüttelte sie und küßte sie auf den heißen Mund.

„Ja, ja, küß mich noch!" seufzte sie. „Ach," dachte sie, „wenn das das Letzte wäre; so Mund an Mund zu sterben — wie schön!" — Aber zu ihm, der noch leben wollte, sagte sie das nicht mehr; „siehst du, es ist vorbei!" raunte sie zu seinem Gesicht hinauf. „Kein Gewitter mehr! — Ja, ja — noch den einen Kuß. Den letzten. Noch? — Noch den allerletzten. Ich bin gar zu unglücklich . . . Ach, sag mir nur noch —"

Sie sah ein feuriges Feld, mit schwarzen Flecken darin. Dann wußte sie nicht mehr, was sie sagen wollte.

VI.

Hilde sah wieder Feuer; wieder mit schwarzen Flecken. Es zog wie eine Art von Wind durch sie hin, an den Armen und an den Beinen; wie mit einem Ruck fühlte sie, daß

ſie wieder wachte. Nach einer Weile gingen ihr auch die Augen auf. Ein großer Tropfen, dann noch einer und noch einer, fielen ihr aufs Geſicht. Vor einer dunklen Wolke, neben der aber etwas Blaues herunterleuchtete, ſah ſie ein bärtiges Geſicht, ein wenig auf ſie herabgebeugt. Es fing an zu lächeln; ihr gefiel aber dieſes Lächeln nicht; ſie wußte nicht, warum. Noch einige Tropfen fielen auf ihre Stirn oder ihren Mund. In der Höhe ward's blauer. Im Kopf that ihr's weh. Nun endlich kam ihr ein Gedanke: was iſt mir geſchehn?

„Hab' ich jetzt Recht oder nicht?" hörte ſie eine Stimme ſagen; die kam aus dem bärtigen Geſicht über ihr. „Auch das Mädchen iſt wieder da!" — Noch ein zweites Geſicht erſchien, das erkannte ſie; von ſilbernen Löckchen eingefaßt das liebe, magere, etwas feierliche Geſicht des Herrn Pechel, ihres alten Schulmeiſters; es nickte ihr herzlich zu, offenbar gerührt. Sie nickte wieder, dachte dabei nichts. Wer „iſt wieder da"? ging ihr durch den Kopf. „Das Mädchen"? Bin ich das?

„Ja, ja," ſagte der Schulmeiſter mit ſeiner guten, gern ein wenig ſingenden Stimme; „da hat er wieder mal geholfen, der grundgütige Gott!"

„Ich denke, wir haben geholfen," entgegnete der Andre. „Der grundgütige Gott hätt' ſie offenbar beide ruhig ſterben laſſen; wir haben uns die Freiheit genommen, mit Hilfe der Wiſſenſchaft — — Aber nun mit den jungen Leuten hinein in meinen Wagen. Das bischen Regen hat aufgehört; das Wetter kommt nicht wieder. Wir fahren erſt die Dirn' nach Haus; dann liefere ich unterwegs den jungen Menſchen in Wiedenfelde ab und mach', daß ich heimkomme!"

Hilde konnte und mochte jetzt den Kopf bewegen; ſie

ſah, daß ſie im Gras lag, ein paar Schritte vom Lindenbaum. Unter der Linde lag Chriſtian, etwas bläulich bleich im Geſicht; oder war's nur das fahle Licht vom Himmel her, daß er ihr ſo erſchien? Er ſtützte den Kopf eben auf und lächelte ſie an; aber ſonderbar, wie verlegen. Sie hörte ein leiſes Lachen und wandte den Kopf; nun ſah ſie, daß der bärtige Herr über ihr die Augen hin und her gehn ließ zwiſchen ihr und Chriſtian und mit Mund und Augen lachte. Es mißfiel ihr ſehr. Es zog ihr den Rücken zuſammen. „Wer hat mein Kleid —?" dachte ſie gleich darauf, erſchrocken. Ihre Jacke und ihr Hemd waren offen. Sie fühlte, wie ihr das Blut ins Geſicht ſchoß, griff haſtig hin und machte ſie wieder zu.

„Das hat ſo ſein müſſen, Kind," ſagte der alte Pechel hinter ihrem Kopf. „Indem wir ja doch verſuchen mußten, durch künſtliches Atmen, wie's jetzt in der Mod' iſt, dich wieder zum Leben zu bringen. Wunderbar! Ich hätt's nicht geglaubt, daß es werden würde; und ſo ſchnell, ſo ſchnell. Keine Viertelſtunde. Ja, ja, mit der Wiſſenſchaft — ! — Alſo in den Wagen, Kind, da der Herr Plittendorf ſo gütig iſt; zu den lieben Eltern!"

„Plittendorf!" dachte Hilde, während ſie wie halb im Traum, wieder in eine ſchwere Dumpfheit verſinkend, in den Wagen gehoben ward, ſie wußte nicht von wem, und es unter ſich dahinrollen fühlte. Die Augen fielen ihr zu, ſie mochte nichts ſehen, mochte auch nichts wiſſen ... „Plittendorf! das iſt ja der Vater von dem Fräulein Friederike, das auf Chriſtian ſo wütend iſt. Und beinah wär' ich nun tot. Das Feuer mit den ſchwarzen Flecken ... Ein Blitz ... Ach, warum haben ſie mich denn wieder aufgeweckt. Ich wär' nun ganz tot!"

Sie rollten so hin, ins Dorf, und bis zu ihres Vaters Haus. Als der Wagen still stand, schlug sie die Augen auf; sie sah Christian sich gegenüber, aufrecht sitzend, sah den Schulmeister mit seinem Arnold, den lächelnden Herrn Plittendorf, den Kutscher auf dem Bock. Vor dem Hause stand ein Haufe von Menschen, Groß und Klein, zusammengedrängt, als wär's das halbe Dorf. Ihr zitterte auf einmal das Herz, ihr ward schlecht zu Mut. Geschwind stieg sie aus dem Wagen, sie selbst, ohne Hilfe, drängte sich durch das neugierige Volk und schwankte ins Haus hinein. Sowie sie in die Stube kam, wo sie ihren armen Vater schreckenblaß in dem alten Lederstuhl sah, griff sie nach dem nächsten Sessel und setzte sich gegen die Wand.

„Hilde!" stotterte der Alte, „meine alte Hilde!" und suchte herzlich zu lächeln. In die Stubenthür trat jetzt die Mutter, die schon draußen gewartet hatte; „was macht die Dirn'!" sagte sie zwischen Freude und Unwillen, „sie läuft ja an mir vorbei!" — Vor den niedrigen Fenstern ward's dunkel, so drängte sich dort die Menge heran; vom Abendhimmel sah man nichts mehr. Hinter der Mutter folgten Friederikens Vater, der Schulmeister und sein Sohn. Arnold lief zu Hilde, sein bleiches Gesichtchen strahlte jetzt vor Freude; er schlang die Hände um ihren Hals, so gut er konnte, und gab ihr den Kuß zurück, den sie ihm diesen Nachmittag gegeben hatte.

„Der Jung' nämlich," sagte Vater Pechel mit möglichst bescheidenem Stolz, Hildes Eltern zunickend, „der Jung' hat's gemacht! Ich geh' mit dem Jungen auf der Landstraß' hin; ob wir wohl noch nach Hauf' kommen, denk' ich, eh der Gewitterregen losbricht! Hab' keinen

Regenſchirm! — Da kommt wieder ein Blitz; eben dieſer nämliche. Und die ganze Welt wird hell; ich ſeh' aber nichts, denn es blendet mich. Da ruft dieſer Jung', dieſer Arnold: Vating! Bei der Linde! Unter der Linde, da liegen welche! — Gott bewahr' mich, denk' ich; und wie ich eben hinlaufen will — ſo gut als ich noch laufen kann — da kommt ein Wagen angefahren; der Herr Plittendorf. Dem ruf' ich zu, daß mein Arnold — — Wunderbar, daß der Jung' die Beiden hat ſehen können, da doch ſo viel Buſchwerk bei der Linde ſteht —"

„Ja," rief Arnold aus, von der Aufregung an die Wand gedrückt, „'s iſt man'n Augenblick, daß man von der Landſtraß' aus ſehen kann, ob da einer iſt. In dem Augenblick hab' ich ſie geſehn!"

„Na, alſo da fuhren wir über die Wieſe hin," nahm nun der lange Herr Plittendorf das Wort, vor dem Frau Mahlmann zu dienern anfing. „Und da — da ſaßen die Beiden, an den Baum gelehnt; ſcheinbar mauſetot. Vom Blitz erſchlagen! — Der Baum aber nur ſo angeſplittert; ein ‚kalter Schlag'. Ich ſag' zu dem alten Herrn: vielleicht kann man ſie noch wieder beleben, ſolche Fälle ſind ja vorgekommen; wenn man's mit künſtlicher Atmung verſuchte —"

„Entſchuldigen Sie, Herr Plittendorf," unterbrach ihn der Schulmeiſter; „das Letztere ſagte ich. Vom künſtlichen Atmen ſprach ich —"

„Sie?" ſagte der andre. „Das wär' ja komiſch. Man ſollt' noch verſuchen, ſie künſtlich wieder zu beleben, das waren meine Worte!"

„Entſchuldigen Sie, aber von der beſtimmten Art und Methode habe ich geſprochen. Denn ich hatte davon ge-

leſen, und mir alles gemerkt, Wort für Wort. Und darum erlaubte ich mir —"

„Na, Sie komiſcher Herr, das iſt ja ganz egal. Kurz, wir machten uns dran, alle miteinander! Mein Kutſcher und —"

„Und ich auch!" rief Arnold.

„Und Fritz Diſtel," fiel der Schulmeiſter ein; „der war grad' in der Nähe, hörte uns ſprechen und rufen, und kam gleich gelaufen. Fritz Diſtel — wo iſt der hin?"

„Als ſie wieder lebendig waren, iſt er fortgegangen," ſagte der Knabe.

„Na, das iſt ja egal," nahm Plittendorf wieder das Wort. „Kurz, der Student, der jetzt draußen im Wagen ſitzt, wurd' zuerſt lebendig; dann die blaſſe Dirn' da. Ja, Sie Kleine, mit den großen Augen, der Spaß iſt noch gut ausgegangen. Sich unter ſo 'nen Baum zu legen, wenn die Wolken krachen . . . Wie viel Menſchen gehn jährlich ſo unter Bäumen durch den Blitz zu Grunde; unter Linden wohl weniger; die Eiche, die zieht mehr an. Na, aber Sie waren ja eigentlich ſchon mauſetot!"

Hildegard hatte das alles angehört, ohne ſich zu regen; jetzt lief ihr's auf einmal kalt in den Nacken, ſie begann zu zittern. War's nachträgliches Grauen? oder der ſonderbare, lachende, ſpöttiſche Blick, mit dem der ſie anſah? — Sie wollte dieſen Blick nicht mehr; ſie wollte von all dieſen Menſchen nicht mehr angeſehen werden. Die hatten ſie in Chriſtians Armen — — Ihr verging das Denken, ihr Herz ſtand ſtill.

„Der iſt noch gar nicht gut," ſagte Plittendorf jetzt mitleidig; „ſehn Sie, Frau, die blauen Lippen. Bringen Sie die Dirn' zu Bett! Wenn einem ſo ein Blitz durch

den Leib fährt ... Das kann man ſich denken. Schicken Sie das Volk draußen fort; die Dirn' braucht jetzt Ruhe. Ich will meinen Herrn Studenten nun nach Hauſe fahren. Guten Abend und gute Nacht!"

VII.

Als Hildegard gegen Morgen aus einem unſinnigen Traum erwachte, lag ſie in ihrem Bett in der Dachkammer; vor ihr ſtand die Mutter. Das knochige, breite Geſicht der früh gealterten Frau, von der Morgenſonne angeſchienen, ſo daß die ſpärlichen Haare leuchteten, blickte ſo prüfend und ernſt auf das Mädchen, als hätt' es ſchon lange in den Zügen der Schläferin geforſcht. „Haſt nun genug geſchlafen?" ſagte ſie hart. „Ich hab' dich nicht wecken wollen; ich dacht' mir, nach ſo 'nem Schlag — — Aber nun iſt's auch woll ganz genug. Und ich muß wieder in die Küch'. Alſo jetzt ſag mir alles. Aber die Wahrheit!"

„Was ſoll ich dir ſagen?" fragte Hilde beklommen.

„Frag nicht lang'," fuhr die Mutter fort. „Ich hab' mir ja gleich gedacht, als ich davon hörte — ‚die Beiden, unter dem Baum' — wie iſt denn das zugegangen? Was thaten die da unter dem Baum? Und als ich dich herauf gebracht hatt', mit dem kleinen Arnold, da hab' ich mir den Jungen genommen und ihn ausgefragt: wie ſie euch gefunden haben, dich und Chriſtian? Und er hat auch alles geſagt; ſo treuherzig; ſo'n Jung' weiß ja noch von nichts! — Haſt dem Chriſtian ſo recht an der Bruſt gelegen; ‚als hätt' er dich beſchützen wollen vor dem böſen Wetter', hat der kleine Jung' geſagt. Ja, der dich be-

ſchützen! Beſchwatzt hat er dich: wollen uns unter die Linde legen, da ſieht uns kein Menſch; und du biſt hingegangen. Und —— Na, wie iſt's geweſen? Thu dein altes Plappermaul auf! Ich will alles wiſſen!"

„Du weißt ja ſchon alles," antwortete das Mädchen trotzig. „Weißt ja alles beſſer als ich!"

Die Mutter ballte ihre beiden Fäuſte, ſie bekam vor Zorn ein rotes Geſicht. „Mein liebes Kind," ſagte ſie mit einem gefährlichen Ton in der Stimme, „überleg' dir ordentlich, was du zu mir ſprichſt. Dies iſt ein Gerichtstag; verſtehſt du? — Ich hab' ja immer gewußt, du biſt nicht wie Ida, biſt ein leichtes Tuch; aber ich hab' doch gedacht: in Ehrbarkeit iſt ſie bei uns aufgewachſen, was Schlechtes hat ſie doch nicht gelernt! — Jetzt — — jetzt finden ſie meine Tochter unter dem Baum, mit dem verfluchten Bengel, dem Lateiner, dem hochnäſigen, langen Strick; der hat ſie in den Armen; und darüber vergißt ſie Donner und Blitz und alles ... Herr Gott! Was hab' ich für ein Kind! — — Sag die Wahrheit, Hilde. Was habt ihr gethan?"

„Ich hab' ihn zum Abſchied geküßt; das hab' ich gethan. Weiter nichts!"

„Willſt du auch noch lügen, du Unhold?" fuhr die Mutter auf. „Wenn man einen zum Abſchied küſſen will, dann braucht man ſich nicht unter die Linde zu legen und hinterm Buſch zu verſtecken; und braucht den lieben Gott da oben nicht herauszufordern, daß man unter den Baum geht, wenn es blitzt und donnert. Na, und wenn euch nu der kleine Jung' nicht geſehen hätt'? und wenn der alte Pechel das nicht geleſen und ſtudiert hätt', wie man da manchmal noch helfen kann? Was wär' dann? Dann

lägſt du da tot. Hätt'ſt dich ſelber um dein junges Leben gebracht, und deine Eltern hätten nur noch ein Kind!"

„Daran hättet ihr ja auch genug," antwortete Hilde, die Hände in ihr Deckbett vergrabend. „Ich bin ja ein leichtes Tuch. Ein Unhold."

„Ach, red' nicht ſo kindiſch. Du warſt ſchon wie vor Gottes Thron! — Ja, ein leichtes Tuch; aber das hab' ich nicht geglaubt, daß du ſo —! — Ich hab' dir immer viel Freiheit gelaſſen mit deinem lieben Chriſtian; wenn du 'ne freie Stund' hatt'ſt nach der ſchweren Arbeit, ich hab' ſie dir immer gern gegönnt; auch als ihr keine Kinder mehr wart . . . Mein Gott, hab' ich gedacht, wie kann Unſereiner ſo ein junges Ding Tag und Nacht behüten; es muß ſich ja auch ſelber behüten. Ihre Mutter war auch einmal jung und hat ſich behütet! Und nun kommſt du mir ſo nach Haus, als 'ne ſchlechte Perſon —"

„Mutter!" rief das Mädchen aus und fuhr in die Höhe.

„Ja ‚Mutter, Mutter' . . . Hab' dich nicht ſo, ich glaub' dir nichts! — ‚Wir wollen man mal ans Waſſer gehn, Mutter, da eſſ' ich mein Butterbrot auf; wollen uns noch was erzählen, wie in alten Zeiten.' Damit gingſt du fort! Und dann liegſt du mit ihm unter dem Lindenbaum! — ‚Weil's der letzte Abend iſt' — darum wollt'ſt du dir noch mal was mit ihm erzählen . . . Das wußteſt du ja auch ſo gut wie ich, daß nie was draus werden kann, daß das ein gelehrter Mann wird — ſie ſagen ja, ein Dichter, wie Schiller — und daß du 'ne arme kleine Schneiderstochter biſt, die ſich die Finger blutig ſpinnt, damit ihr Vater nicht im Lehnſtuhl verhungern muß! — Aber weil dein Chriſtian ſagt: kleine Dirn',

komm mit, laß uns doch zum Abſchied mal ganz glücklich ſein — oder wie ſo'n Hallunk' das ſagt — da gehſt du hin und vergißt deine Eltern und deinen Herrgott und alles —"

„Mutter! Glaubſt du wirklich —?"

„Ja!" rief die Mutter aus, und ihr überlegen höhniſches Lächeln kam wieder, aber diesmal von Zorn verzerrt; „ja, du Unhold, das glaub' ich! Wenn ein junger Kerl und 'ne junge Dirn' ſo unterm Baum liegen, obgleich 'n Wetter kommt, dann weiß man ſchon, warum! — Hat er was Unrecht's von dir gewollt oder nicht?"

„Ob er es gewollt hat? — Ja, er hat's gewollt —"

„Siehſt du!"

„Aber ich hab's nicht gethan!"

„Laß das Lügen ſein —"

„Mutter, ich ſchwör' dir —!" rief Hilde und hob ihre beiden Hände.

„Ach was, laß das Schwören!" fiel ihr die Mutter ins Wort und hob auch ihre braune Hand. „Du ſiehſt mir jetzt grad' ſo aus, als würd'ſt du deine Seel' und Seligkeit verſchwören, damit du man aus dieſer Not kommſt. Aber dein Unrecht und dein ſchlechtes Gewiſſen, das ſteht dir ja auf'm Geſicht. Mir machſt du nichts vor, das weißt du; ſo klug wie meine Dirus bin ich immer noch. Ich geh' jetzt zu deinem Vater —"

„Nein!" rief das Mädchen flehend aus und ſprang aus dem Bett.

„Der ſoll's woll nicht wiſſen? Der ſoll alles wiſſen. Sitzt immer da und wunderwerkt über ſeinen Liebling, ſeine kleine Hilde; denkt auch wie der alte Pechel: ‚das iſt ein merkwürdiges Kind, hat ſo ſeine eigenen Ge-

danken; hat natürlich auch ſeine eigenen Wünſche' — ja, das ſieht man jetzt. Die Wünſche. Und was daraus wird. Er ſoll auch ſeine Freud' an dir haben! Und du ſollſt noch hören —!"

Sie ging mit ihren raſchen, harten Schritten aus der Thür und warf ſie hinter ſich zu.

VIII.

Hilde wollte ihr nach, zum Vater; ſie kam bis zur Thür. Nun ſah ſie ſich aber im Hemd, auf den bloßen Füßen; die jungfräuliche Scham hielt ſie feſt, ſie ſchüttelte den Kopf. Sie ging wieder zum Bett zurück, ſaß nieder, und haſtig begann ſie ſich anzukleiden; nach einer Weile ſanken ihr aber die Hände, und wie gelähmt — das „ſchlechte Gewiſſen" auf dem Geſicht — ſtarrte ſie vor ſich hin. „Und es iſt ja doch ſo!" dachte ſie. „Wenn ich ihm alles ſagen ſollt', wie vor Gottes Thron ... Ich hab' nichts gethan; aber wenn Chriſtian mir geſagt hätt': ja, ich nehm' dich mit, wir trennen uns nicht, Gott mag uns ja helfen — dann wär' ich jetzt unterwegs, heimlich von Vater und Mutter fort — und wär' ‚ganz, ganz fein'! — Ach, mein lieber, guter Vater. Ja, ich bin ein ſchlechtes Kind. Meine ‚eigenen Wünſche'! Ja, die jagen mich ſo; die ſind auch wie ein Gewitter, aber hier in mir. Und ich wollt', ſie ſchlügen mich tot; aber ſie thun es nicht. Ach mein Herr und mein Gott, was ſoll ich mit ihnen; was wollen ſie nur mit mir!"

Sie ſaß ſo da, lange, ohne ein Glied zu rühren; ihr war, als ſollte ſie weinen, die Thränen blieben aber wie in einem abgeſtellten Bach hinter ihren Augen ſtehn.

Es war ihr ſo elend ums Herz; und doch, nach und nach begann es in ihr zu ſummen und zu klingen — ſie wußte nicht, wo und was — wie ſchon ſo oft an Tagen des Kummers, wenn ſie Herzensnot hatte. Es kam wieder ſo, wie es immer kam: Klageworte, im Ohr oder aus der Bruſt; die begannen zuſammenzuklingen wie Glocken, oder wie eine Art von Geſang. Das Herz in der Bruſt that ihr dabei weh, aber ſie hielt es doch gerne aus, es war ſüß ... „O ihr meine Wünſche, meine Wünſche, meine lieben Wünſche," fing es an zu klingen. „O die ihr durch mich dahinfahrt wie Blitze — ich wollte, ihr ſchlügt mich tot — aber ihr thut es nicht! Ihr thut es nicht; ach, was wollt ihr mit mir? Ich will weinen und weinen, und ihr wollt es nicht; nun fangt ihr an zu flöten, zu flöten, wie die Waſſernachtigallen in den Weidenbüſchen. Wie die Waſſernachtigallen in den Weidenbüſchen ... Die ſind auch ‚Plebejer', ſtreben den andern, den vornehmen Nachtigallen nach; und ſie können's doch nicht, und es iſt zum Weinen ... Aber ihr ſeid wie die Silberfiſche, wie die Silberfiſche: in der Sonne blitzend ſpringt ihr ſo luſtig, ſo todesmutig auf die Blätter, auf die grünen Blätter ..."

Ein Rauſch war auf die arme, junge Seele gefallen; er ſprang gleichſam von Wort zu Wort, wie der Vogel von Zweig zu Zweig, bis er ſich in Thränen löſte. Immer war ihr noch, als müſſe noch etwas kommen, das Rechte, etwas Seliges, Unausſprechliches ... Es kam aber nicht. Das alles verging ſo, verſchwand. Sie blickte ihm nach, als ſäh' ſie es, griff unbewußt mit der Hand in die Luft, konnte es nicht halten. Ein ſchreckliches Gefühl der Oede blieb in ihr zurück. Ihre Thränen floſſen. An Chriſtian,

den abgereiſten, mochte ſie nicht denken . . . So ſaß ſie in langer Erſtarrung auf ihrem Bett; endlich fröſtelte ſie. Sie ſtand auf, wuſch ſich, kleidete ſich an. Wie eine, die vor Gericht gerufen wird, die ſich ſchuldig und unſchuldig fühlt, ſtieg ſie die ſchmale, ſteile Holztreppe hinunter.

Als ſie in der Stube den geliebten Vater erblickte, allein, auf ſeinem gewöhnlichen Platz, aber den Kopf wie eine überſchwere Laſt tief auf die Bruſt geſenkt, fuhr es ihr plötzlich wie ein Schrei des todeswunden Herzens aus der Kehle. Sie ſtürzte hin und warf ſich neben ihm auf die Kniee; „Vater!“ rief ſie aus. „Was hat dir Mutter geſagt? Hat ſie dir geſagt —?“ — Sie las es in ſeinen Augen; „Vating! Vating!“ fuhr ſie jammernd fort. „Glaubſt du auch, daß ich —? Glaubſt du's?“

„Kind,“ ſtammelte er, mit dem ernſteſten Geſicht, das er machen konnte. „Was ſoll — wenn man ſo —“

„Sag nichts weiter,“ unterbrach ſie ihn; „ſtreng' dich nicht an. Hör, was dir deine Tochter ſagt, lieber, guter Vater! ‚Ein leichtes Tuch‘, ſagt ſie; Mutter, mein' ich; ja, das bin ich woll immer geweſen; hab' woll leichtes Blut. Darum war ich ja aber auch deine Luſtige; ‚biſt mein Sonnenſtrahl‘, haſt du manchmal geſagt und mich mit den Augen dabei angelacht. Aber nicht wahr, lügen thu' ich nicht! Hab' zuweilen Schläg' gekriegt, wo ich mir durch Lügen hätt' helfen können; ich hab's aber nicht gewollt. Das thut doch keine Lügnerin. Und ich ſchwör' dir, Vater: das, was Mutter glaubt, was ſie dir von mir geſagt hat — ich hab's nicht gethan!“

Dem kranken Mann trat ein Tropfen ins Auge, in das bewegliche, linke. Er ſah ſie mit einem Blick voll Mitleid an, der ihr offenbar verzeihen oder glauben wollte;

dann horchte er aber mit seitwärts geneigtem Kopf nach der Küche nebenan, wo er die Hausfrau hantieren hörte, und runzelte wieder die Braue über dem nassen Auge. „Das mag ja alles —“ brachte er mit gedämpfter Stimme hervor. „Aber Hilde — Hilde —!“

Ihr war jetzt, als sähe sie aus des Vaters Auge der himmlische Richter an; „lügen will ich nicht!“ sagte sie. „Ja, es hätt' so kommen können; — aber ich hab' nichts gethan! Das wirst du mir nun doch glauben; nicht? Sag, Vater, daß du mir's glaubst. Ich kann in diesem Haus nicht mehr Luft holen, nicht mehr leben, Vater, wenn ihr mir das nicht glaubt, Mutter nicht und du nicht. Ja, es hätt' werden können, ich war so unglücklich, ich war so verzweifelt; aber ich hab' nichts gethan!“

Sie sah nun eine große Angst und Sorge auf seinem rötlich blassen Gesicht; alle Kraft zusammennehmend flüsterte er ihr zu: „Daß Mutter das nicht hört! — Sag das nicht so laut!“ — Er deutete ihr durch eine Geberde mit der Hand und durch seine Miene an: dann glaubt sie ganz gewiß, daß du auch was Unrechts gethan hast; dann red'st du dich nie mehr heraus! — — „Hilding!“ flüsterte er noch nach einer Weile. „Ach, du —!“

Er konnte nicht weiter, er schien diesen Morgen gar zu schwach zu sein; aber seine Liebe, sein Glaube an sie lag in seinem Blick. Gleich darauf öffnete sich die Thür zur Küche, die Frau trat herein. Vor ihrem festen, harten Gesicht, das es immer „besser wußte“, sank er wieder in sich zusammen, wehrlos wie ein Kind; — was war er auch jetzt als ihr Kind, das sie pflegte, nährte, vom Bett in den Lehnstuhl brachte und vom Stuhl ins Bett? Hier

iſt jetzt niemand mehr! ſchien dem Mädchen ſein fliehender, verzagender Blick zu ſagen; niemand als die Mutter; ich kann dir nicht helfen!

„Aha! hier wird woll Komödie geſpielt!“ ſagte Frau Mahlmann mit ihrem ungläubigen Lächeln. Auf dieſe Worte ſprang Hilde empor; es ward ihr ſo dunkel vor den Augen, daß ihr ſchwindelte. Sie hielt ſich an des Vaters Stuhl; auf einmal fühlte ſie dann, daß ſie nichts mehr hören, nichts mehr ertragen könne. Sowie in ihren Kopf wieder Leben kam, ſuchte ſie mit den Augen die Thür; warf einen wilden, irren Blick über den Vater, über die Wände hin und ſchwankte durch die Stube.

„Wo willſt du hin?“ fragte die Mutter.

„Hinaus! Fort!“ gab ſie nur zur Antwort.

Sie öffnete die Thür, um davonzuſtürzen. Hier prallte ſie aber gegen eine andre Geſtalt, die eben eintreten wollte. Es war die verjüngte Mutter, groß und kräftig wie die, und von derben Knochen; das gelblich blonde Haar lag aber noch ſtark, faſt üppig auf dem breiten, rotwangigen Kopf. Hilde rannte in deren Arme, ohne es zu wollen. Die kleine Geſtalt war von der großen ſo feſt umſchloſſen, daß ſie ſich nicht regen konnte. Sie hörte dann ein helles Lachen, das ſie gleich erkannte.

„Ida!“ ſtieß ſie ganz verwirrt hervor und hob ihren Kopf.

„Na ja, freilich, Ida!“ ſagte die Schweſter, nochmals ein wenig lachend. „Da ſind wir gut zuſammengerannt! — — Ich komm' von Seedorf gegangen; erſtens weil ich hörte — — Laß dich ankucken, Kind: wie ſiehſt du nach dem Wetterſchlag aus? — Aber Herrjemine — was iſt das für'n Geſicht. So blaſſing — und die Augen

naß. Was — — Wo liefst du denn eben hin? Und was ist hier los?"

„Das wirst du bald zu hören kriegen," entgegnete die Mutter, die mit ihrem verfinsterten Gesicht neben dem Vater stand. „Komm du man erst herein und sag deinen Eltern ordentlich guten Tag. Und dann nimm deinen Hut ab und erklär' uns das: Kind, wie kommst du auf einmal — noch so früh am Tag?" — Sie versuchte einen Scherz zu machen: „Sie haben dich in Seedorf doch nicht fortgejagt?"

„Nein, Mutter, das nicht," antwortete Ida, nachdem sie Vater und Mutter umarmt hatte; „da ist alles noch will und woll! Aber gestern abend kommt Herr Plittendorf nach Haus, im Wagen, und erzählt uns das: Hilde, meine Schwester Hilde, hat der Blitz erschlagen; aber ganz wunderbar gut ist's noch abgegangen: sie haben sie nach 'ner neuen Mod' wieder zum Leben gebracht! — Da denk' ich mir, das ist doch wie'n Wink vom lieben Gott: ich soll mal nach Haus, soll mir die kleine Dirn', unser Bräuning, bekucken, wie ihr nach diesem Wetterschlag zu Mut ist — nnd soll euch fragen, was ihr mir in meinen Nöten anratet. Denn ich bin in Nöten!"

„Du auch?" fragte die Mutter und seufzte tief.

„Ach, Mutting, das ist nicht so schlimm; eigentlich im Gegenteil. Ich könnt' 'ne wunderschöne Stell' kriegen, auch noch in der Näh': in Gollin, bei dem alten Herrn Wangerow. Nicht so wie in Seedorf, wo ich unter der Hausdam' bin: ne, ganz allein. Sie trauen mir das da zu. Der alte Wangerow — ach, ihr kennt ihn ja auch — der hat mich öfters in Seedorf gesehn, ist in die Küch' und die Speis'kammer gekommen, hat mich nach allerlei

ausgefragt — und hält mich ja woll für was Großes. Aber nu kommt die ſchwere Not! Gleich auf'n Sturz will er mich haben, weil er ſich mit ſeiner Wirtſchafterin erzürnt hat. Und ich kann doch dem Herrn Plittendorf nicht ſo einfach fortlaufen. Und nu weiß ich nicht, was ich machen ſoll!"

Der ſorgenſchwere, nachdenkliche Kopf der Mutter ſtarrte in die Luft. „Hm! Hm!" ſeufzte ſie. „Wenn er, dein Herr Plittendorf —"

„Der weiß davon," fiel ihr die Tochter ins Wort. „Der hat ja geſtern abend zu mir geſagt: ‚ſchaffen Sie mir 'nen guten Erſatz, dann thu' ich dem alten Wangerow und Ihnen den Gefallen und geb' Sie augenblicklich her!' — Aber wie ſoll ich den ſchaffen? Schaff' du man ... Ich weiß mir ſo geſchwind keinen Rat. Da hab' ich mich für den Vormittag frei gebeten und bin hergelaufen!"

„Was willſt du? Was haſt du?" fragte die Große jetzt die Kleine, die vor ſie hingetreten war und ihren Arm mit den feſten, kleinen Fingern drückte. „Du kuckſt mich ja durch und durch. Was iſt denn?"

„Komm mit!" ſagte Hilde kurz; ihre blaſſen Wangen waren wieder roſig angeflogen. „Ich muß dir was ſagen ..." Sie wandte ſich zu den Eltern, ohne ſie eigentlich anzuſehn: „Seid ſo gut und laßt mir Ida auf ein paar Augenblicke; ſie iſt gleich wieder hier!" — Damit zog ſie ſie ſchon zur Thür hinaus, ohne eine Antwort abzuwarten. Sie hielt Idas Arm, als fürchte ſie, die möchte ihr entwiſchen. Sie atmete laut; ſprechen that ſie nicht eher, als bis ſie die Schweſter bis ans Ende des kleinen, dürftigen Gärtchens fortgezogen hatte. Unter dem Birnbaum an der Ecke, dem abgeblühten, blieb ſie ſtehn und

zeigte der andern wieder ihr großäugiges, faſt erſchreckend aufgeregtes Geſicht.

„Ida!“ ſagte ſie. „Ich wüßt' dir eine. Wenn du mir aber antwort'ſt, dann ſprich nicht lauter als ich. Willſt du mich als Erſatz haben? Kannſt du mich brauchen?“

„Dich!“ ſagte Ida ganz verblüfft. „Herrje! — Wie kommſt du —“

„Hör' zu!“ unterbrach Hilde ſie, an einem Knopf von Idas Jacke mit den zitternden Fingern drehend. „Ich kann doch was, das weißt du. Als ich damals bei Frau Demzin das Vierteljahr ausgeholfen hab', da hab' ich ja viel gelernt. Sie hat mich ja ſo ſehr gelobt. Und wenn bei euch 'ne Hausdam' iſt —“

„Aber was iſt denn, Hilde?“ rief die Schweſter aus.

Hilde legte ihr die kalte Hand auf den Mund; ganz leiſe fuhr Ida fort: „Mein Herzenskind! Mein Bräuning! Du ſiehſt ja aus wie Waddick und Wehdag'. ‚Wenn bei uns 'ne Hausdam' iſt' ... Natürlich, verſteht ſich, du könnt'ſt das alles, ganz gut, was ſie in Seedorf brauchen. Lieber Gott, da hätt' ich ja den ſchönſten Erſatz ... Aber warum willſt du hier fort?“

„Ich hätt' hier jetzt die Höll' im Haus,“ ſagte Hilde leiſe. „Ich will dir das ganz kurz ſagen; hör' zu. Mutter will mir nicht glauben, daß ich noch 'n gutes Mädchen bin; weil ſie mich mit Chriſtian unter dem Baum gefunden haben — bei dem ſchlimmen Wetter. Ich war auch unklug, daß ich da blieb. Es war voll mein unklugſter Tag ... Aber geſchehn iſt mir nichts; liebes, ſüßes, gutes Schweſting, ich geb' dir mein Wort. Aber Mutter glaubt mir nicht. Und Vater — — ach, was

ſoll er machen, unſer armer Vater. Er muß woll. Und nun ſollt' ich hier ſo leben — wie 'ne Verbrecherin. Lieber nach Amerika! Durch die ganze Welt!"

„Ich glaub' dir ja, ich glaub' dir ja," erwiderte Ida, ſchnell gefaßt wie immer; „aber die armen Blätter — laß doch die Blätter ſitzen!"

Hilde zerrte, während ſie ſcheinbar ſo ruhig ſprach, an den Birnbaumzweigen und riß ein Blatt nach dem andern ab. — „Was hab' ich denn gethan?" fragte ſie jetzt, wie aufwachend.

Ida deutete auf das halb zerriſſene Blatt, das Hilde noch in der Hand hielt, ohne es zu wiſſen. „O!" ſeufzte die Arme, da ſie es nun anſah. „Was mach' ich!" — Sie, dieſe unſchuldigen Blätter zerfetzen: ſie, die mit allem Grünen in der Welt ſo gut, ſo herzenseins war, die in dieſem Gärtchen jede Knoſpe, jede Blüte kannte. Die Natur war ihr ſo heilig, ſo ein Gotteswunder ... Sie verzog das Geſicht; dann hob ſie das Blatt an den Mund und küßte es, wie ſie ſchon ſo oft die erſten Frühlingsblätter geküßt hatte. Den mißhandelten Zweig nahm ſie in die Hand, und mit einer halbverſteckten, raſchen Bewegung drückte ſie zwei ſeiner unverſehrten Blätter gegen ihre Augen, das Feuchte hinwegzuwiſchen, das ſie wieder trübte.

„Mein armes Kind!" flüſterte Ida, in dem halb mütterlichen Ton, mit dem ſie ſeit den Kinderjahren ſo oft der kleinen Jüngeren zugeſprochen hatte. „Ich glaub' dir ja alles, hörſt du; und Die werden dir auch noch glauben —"

„Nein, das werden ſie nie!" ſagte Hilde raſch. „Mutter nie! Was die einmal weiß, das weiß ſie; du

kennſt ſie ja. Gib mir deine rechte Hand — wie wir's früher machten — und dann ſteh' mir bei! Biſt ja immer meine Beſte geweſen; hab' dich immer am liebſten gehabt — — nein, manchmal Chriſtian; aber das iſt nicht recht: du biſt doch die Beſte. Wir ſind ſo verſchieden, ſagen die Leute; ich verſteh' das nicht. Im Lernen und im Leſen, und daß wir uns für die Dichter begeiſterten, und daß wir Sehnſucht nach allem Schönen und Wunderbaren hatten, darin waren wir doch immer gleich. Du biſt nur vernünftiger, klüger; ach, gar zu viel klüger. Ida, ſteh mir bei! Hier ſterb' ich. Hilf mir aus dem Haus!"

„Ach Gott!" ſeufzte die Große leiſe. „Du denkſt woll, draußen iſt's beſſer. Kinding, denk' das nicht . . . Und wie ſoll ich dir helfen? — Wenn ſie dich nicht fortlaſſen?"

„Darum hab' ich dich ja hier," ſagte Hilde und drückte die beiden ſtarken Arme, daß Ida faſt aufſchrie. „Wenn ich zu Mutter ſag': ich will fort, dann ſchüttelt ſie ihren harten Kopf und ſagt: Nein! Aber wenn du zu ihr gehſt, ſo recht fromm und gut, du, ihr Liebling — und wenn du ſagſt: Denk dir, Mutter, was mir der liebe Gott für 'ne Hilfe ſchickt; die kleine Hilde ging' ganz gern als Erſatz für mich, und ich wüßt' keinen beſſeren, denn was ſie da brauchen, das kann ſie alles; und dann könnt' ich meine große, ſchöne Stelle nehmen, und wir könnten dir oft 'nen tüchtigen Spargroſchen ſchicken; denn das weißt du ja, ſparſam iſt Hilde auch, grad' ſo wie ich . . . Weißt du, wenn du das alles ſo ſagſt, dann nickt ſie, und ſtreichelt dir über den Kopf: Ja, mein gutes Kind! ja, mein kluges Kind! Das ſchickt uns der liebe Gott, das wollen wir ſo machen!"

Ida ſtand, die Arme ineinandergelegt, ſah auf das „Bräuning“ hinunter und ſchüttelte langſam den Kopf; bei allem Mitleid ging ihr ein Lächeln über das gute Geſicht. „Gott im hohen Himmel,“ ſagte ſie dann, „was biſt du für 'ne gefährliche Dirn'! Ich wär' klüger als du? Na, das möcht' ich wiſſen! — — Nu ſag' mir's aber noch einmal, ganz ernſt. Du willſt wirklich fort?“

Hilde atmete nur tief und ſchlug die Augen gen Himmel.

„Na!“ ſagte Ida nach kurzem Nachdenken. „Dann wär's ja noch ſo weit gut; jedem von uns wär' geholfen! — Kind, wenn's nur wirklich zu deinem Beſten — — Wo zeigſt du hin? Nach der Thür? Ich ſoll gehn? ſoll mit Mutting ſprechen? — Wie die's eilig hat! — In Gottes Namen. Ich muß dir aber erſt noch 'nen Kuß geben ...“

„Hilding!“ flüſterte ſie ſo gut ſie konnte, während ſie ſich mehrmals und innig küßten; „'s wird noch alles gut! Sei man ruhig. 's wird noch alles gut!“

Dann drückte ſie entſchloſſen Hildes Arme zuſammen, vorn über der Bruſt, lächelte ihr zu und lief zur Thür.

Zweites Buch.

I.

Fräulein Friederike Plittendorf ſaß mit Frau Steffens, der kleinen Hausdame, auf der Veranda; ſie las einen neuen Roman, während Frau Steffens ſtickte. Die Damen waren lieber auf dieſer Veranda, die auf die großen Parkbäume, den Raſenplatz und den ſchön überſchatteten Kanal blickte, als in den Wohnzimmern auf der Vorderſeite, die der Hausherr liebte, weil er da ſeinen Hof überſah. Er hatte ihn nach und nach ganz neu aufgebaut, und auf ſeinen Ställen und Scheunen gab es kein Strohdach mehr, ſo wenig wie auf den berühmten Gütern der großen Magnaten um den See herum. Freilich kamen nun auch die Störche nicht mehr, die früher auf den Strohdachfirſten zwiſchen den alten hölzernen Pferdeköpfen bauten. Dieſer Verluſt an „Poeſie" war der achtzehnjährigen Friederike empfindlicher, als daß ſie nun auch, nach des Vaters Verſicherung, ein vornehmes Muſtergut hatten. Wie viel gemütlicher war's geweſen, als ſie noch das urbehagliche Klappern von Vater Storch hörte, indeſſen ſie zuſammengekauert im Schaukelſtuhl mehr lag als ſaß und

an einer unendlich ſpannenden Geſchichte — wo möglich einer verbotenen — ſich die Wangen erhitzte.

Sie las an dieſem Nachmittag wieder, doch nicht ſo vertieft. Während die kleine, volle Geſtalt der Frau Steffens mit dem unveränderlich gleichmütigen Geſicht und dem unermüdlich regelmäßig wogenden Buſen ihrer Handarbeit oblag, hob ſich Friederikens Kopf oft plötzlich vom Buch, ſah den dunklen Kanal hinab, der ſich da hinten unter den himmelhohen Bäumen verlor, und durch die Bäume hindurch in irgend eine unſichtbare Ferne. Zuweilen gähnte ſie auch nervös, von abſpannender Erwartung. Endlich legte ſie ihren Daumen zwiſchen die Blätter und begann ſich zu ſchaukeln. Die Hausdame warf aus den kleinen Augen einen Blick hinüber, ſtickte dann aber ruhig weiter, als „die Statue der Gedankenloſigkeit", wie das Mädchen dachte.

Raſche Schritte wurden vernehmbar; die Thür zum Speiſezimmer ging auf, Plittendorf und ſein langer Schatten erſchienen auf der Veranda. Im feinſten Sommeranzug — es war warm — und mit beſonderer Sorgfalt gekleidet, einen hellgrauen weichen Hut auf dem Kopf, ging er einige Male hin und her, ohne zu grüßen, als wäre er allein. Die beiden ſahen ihm verwundert nach: das that er ſonſt nie. Seine Höflichkeit gegen die Damen, auch gegen ſeine eigenen, war faſt ſprichwörtlich; er war ritterlich wie ein Ariſtokrat aus den alten Zeiten. Es ſchien jetzt ſogar, als ſtoße er einen Fluch aus, was der „formvolle" Plittendorf ſonſt vor Damen durchaus nicht liebte. Mit gerötetem, unruhigem Geſicht blieb er noch eine Weile ſtehn. „Alſo gut — — alſo morgen reiſen wir," ſagte er wie vor ſich hin. „Das iſt ſehr angenehm;

iſt ſehr angenehm. Da kann man doch einmal die ganze Miſere hier — —“

Er ſprach nicht zu Ende. Er nahm den Hut von ſeinem erhitzten Kopf und warf ihn auf ein eiſernes Tiſchchen; dann ging er wieder auf der großen Veranda mit langen Schritten auf und ab.

„Sie haben wohl einen Aerger gehabt,“ ſagte die ſanfte, lebloſe Stimme der Frau Steffens, als er ſich endlich gegen die Brüſtung ſtellte.

Plittendorf wendete ſich und ſah ihr ins Geſicht; er ſchien aber bald zu vergeſſen, daß ſie geſprochen hatte, denn er antwortete nicht. Frau Steffens zuckte ein wenig die Achſeln und ſtickte weiter. Was hat er nur gehabt? dachte Friederike und ſtand langſam auf. Sie war neugierig geworden. Vielleicht wollte er nicht reden; das kam vor; gewöhnlich „gab er ſich aber doch“, wenn „ſein langer Bleiſtift“ fragte, ſein einziges, verhätſcheltes Kind. Sie ging auf den Zehen zu ihm, lächelnd, als wolle ſie ihn in ſeinen tiefen Gedanken nicht ſtören, und legte ihm ihre ſchmale Hand leiſe auf die Schulter. „Ich bin wohl gar nicht hier?“ fragte ſie dann.

„Ach, du!“ gab er nur zur Antwort, mit einem kleinen, zärtlichen Schlag auf ihre Wange. „Das iſt nicht allemal ſo, wie — — Wenn man den Kopf ſo voll hat. — Das kennſt du noch nicht. Steckſt in deinen Romanen und kümmerſt dich den Teufel um die Wirklichkeit!“

„Was ſich doch die Väter einbilden!“ dachte Friederike. Sie lehnte ſich dann aber leiſe an ihn: „Sie iſt wohl ſehr ſchlimm, die Wirklichkeit — weil du ſo ein ſchlimmes Geſicht machſt. Hat ſie dir was gethan?“

„Gethan!“ fuhr er ein wenig auf. „Wer thut mir was! Das wird ſich doch wohl niemand — — Aber ich hab's ja immer geſagt! Dieſe Junker, dieſe großen Herren! Das iſt eine unverbeſſerliche Geſellſchaft; von einem Größenwahn — die geborenen Herrgötter — vor allem aber in dieſem Land der Erbweisheit, im geſegneten Mecklenburg! Da kommt ſo einer her — doch gewiß kein Plebejer; was? Seh' ich wie ein Plebejer aus? Kommt mit ſeinem Geld, ſeiner Bildung, ſeinen großſtädtiſchen Formen — ein Hamburger — die reichen Hamburger ſollen nur kommen, heißt es, ſollen die großen Güter kaufen mit den Luxusparken, und ihr Geld hineinſtecken ... Gut, ich komm' und ich kaufe; und ich ſteck' mein Geld hinein ... Hab' ich es hineingeſteckt oder nicht?“

„Nun, man ſollt' es meinen!“ ſagte Frau Steffens, beinahe lebhaft. „Alles neu gebaut — in ſo wenigen Jahren —“

„Alles neu gebaut!“ wiederholte Plittendorf beifällig nickend; „in ſo wenigen Jahren! Mehr verbaut hier niemand; auch dieſe Barone und Grafen nicht. Ich bau' mir die Taſche leer; dafür ſieht's aber auch bei mir aus wie bei einem Fürſten! — — Thut nichts. Thut alles nichts. Die Herren Barone und Grafen, die ſchon mit Noah auf die Jagd gegangen ſind und ſich mit ſeinen drei Jungens bekneipt haben, — wie ſehn ſie mich an? Wie einen Großgrundbeſitzer, der einen der größten Parke im Land hat? der den Pferdeſport heben hilft? der für alle konſervativen Intereſſen eintritt — kurz, der zu ihnen gehört? — Fällt ihnen nicht ein. Er iſt und bleibt der Herr Plittendorf, der Bürgerliche. Alſo kaum eine

Art von Menſch! Man grüßt ihn ſehr höflich, ſehr artig — wenn man ihn braucht, iſt man ſehr verbindlich, oder auch ‚verbunden‘ — überhaupt, die feinſten Manieren — aber ſie bringen einen um mit dieſen feinſten Manieren. Sie frieren einen damit tot. So wieder dieſen Nachmittag. Hundert Schritt vom Leibe! Nimm dir nichts heraus, ‚Herr‘ Plittendorf! ‚Herr‘ Plittendorf, muckſ' dich nicht!“

Friederikens friſches Blondinengeſicht war lebhaft errötet; ſie ſchämte ſich, daß es ſo ſtand, daß ſich ihr Vater auf ſeiner Veranda ſo ereifern mußte, weil er „nicht muckſen“ durfte. Warum kam er auch nicht als Graf Plittendorf auf die Welt! — Dieſer ſchöne Park da mit den Schwänen auf dem ſtillen Waſſer war ihr wie verleidet; er ſah auf einmal ſo bürgerlich aus ... Sie unterdrückte aber einen Seufzer, der den jungen Buſen hob, und ſchmeichelte ſich wieder an den Vater hin. „Straf du ſie doch mit Verachtung!“ ſagte ſie tändelnd. „Du biſt ja doch der wahre Edelmann; das biſt du. In allem. Jeder weiß das auch. Und dann haſt du mehr Geld als ſie; nicht? — Wer hat dich denn heut geärgert? und wo?“

Die Erinnerung reizte ihn, er bewegte ſich heftig, ſodaß ſein Ellbogen die Tochter ſtieß. „Verzeih'!“ ſagte er, und ſtrich ihr dann mit der Hand über das aſchblonde Haar. In ihr neugieriges Geſicht hineinſtarrend ſetzte er hinzu: „Laß das! — Nur ſo eine Begegnung; eine Unterhaltung ... Mag nicht davon reden. — Alſo morgen mit dir nach Hamburg. Und dann in die Alpen. Sehr gut ... Das miſcht auf. Das — Haben Sie die Güte, Frau Steffens: ein Glas von unſerm guten Madeira!“

Die kleine runde Dame ging.

Friederike ſah ihr nach; ſobald die Thür hinter ihr geſchloſſen war, ſagte ſie mit halber Stimme: „Nun aber von ganz was anderm. Alſo die neue kleine Wirtſchafterin kommt!“

„Ja, die der Blitz erſchlagen hatte,“ warf der Vater hin. „Bin neugierig, das Mädel wiederzuſehn ... Hab' auch ſchon der Steffens geſagt: ſobald ſie kommt, her damit!“

Friederike ſah über die Brüſtung in den Park hinunter; in dieſer Stellung fragte ſie, als fiele ihr das plötzlich ein: „Wie wurden ſie eigentlich gefunden, die beiden? unter dem Baum? — Ich wollte dich ſchon vorgeſtern fragen — und geſtern —“

„Haſt es aber gelaſſen,“ unterbrach er ſie; „das war auch viel beſſer. Junge Mädchen ſind natürlich neugierig, das verſteht ſich; aber gar zu neugierig müſſen ſie doch nicht ſein. Getrennt hat man die beiden nicht gefunden ... Weiter, mein Kind, kümmert dich das nicht!“

Friederike rührte ſich nicht; ſie wünſchte nicht zu zeigen, daß dieſe kleine Belehrung ſie glühendrot gemacht hatte. „Ich erfahr' es nie!“ dachte ſie dann. Sie fühlte, wie ſie jetzt erblaßte.

„Uebrigens, da wir ſchon davon reden, mein Kind: ich wollte dir noch ſagen —“

Frau Steffens kam mit einer ſilbernen Platte, auf der eine halbgefüllte Flaſche und ein kleines Glas ſtand; Plittendorf unterbrach ſich mitten im Wort. Mit einer ihrer ſanft langſamen Bewegungen ſetzte ſie die Platte nieder, auf das Tiſchchen, neben dem er ſtand; dann warf ſie einen kleinen Blick auf Vater und Tochter, die offen-

bar miteinander zu reden hatten. Sie war die bequemſte Hausdame, die es geben konnte. Geräuſchlos nahm ſie ihre Stickerei, als hätte ſie das längſt gewollt, und entſchwebte ſtill in das Speiſezimmer.

Plittendorf füllte ſich das Glas und trank; „alſo ich wollte dir noch etwas ſagen," fing er wieder an. „Vorhin, als du fragteſt: ‚ich bin wohl gar nicht hier?' da hätt' ich dir gerne gleich eine kleine Mitteilung gemacht; aber in Gegenwart dieſer vortrefflichen Dame, die eigentlich eine Gans iſt, wollt' ich nicht davon ſprechen. Der Student, mit dem man die Kleine unter der Linde gefunden hat ... Du intereſſierſt dich merkwürdig für den Herrn Studenten. Es wird ſchon bemerkt! Ja, ja. Es trägt auch nicht dazu bei, mich bei dieſen vornehmen Herrn vornehmer zu machen. Meine einzige Tochter, die ſo einem Bauernſohn förmlich Avancen macht! Es fallen darüber ſo kleine Worte — kaum Worte — es ſitzt einem dann aber doch in der Haut, man weiß nicht wie. Beſonders dieſe alte Baronin hat die Gabe ... Das trug alſo heute auch zu meiner Erheiterung bei. Ich war wütend auf dich, mein Kind. Und ich bitte dich ſehr ernſtlich und ſehr dringend: ſchlag dir dieſen intereſſanten Jüngling mit den unwahrſcheinlichen blauen Augen möglichſt ſchnell aus dem Sinn!"

„Er iſt ja fort," ſagte das Mädchen ſcheinbar ruhig, mit den Achſeln zuckend.

„Studenten haben bekanntlich ewig Ferien, kommen immer wieder!"

„Ich weiß nicht, Vater, was du willſt," entgegnete ſie nun ſchmollend. „‚Avancen machen' — ich mache niemand Avancen; das mußt du zurücknehmen; das iſt ja

eine greuliche Kränkung. Aber wenn Chriſtian Zöller klüger und begabter und intereſſanter iſt als dieſe Junker —"

„Und hübſcher —"

„Meinetwegen auch hübſcher; obgleich ihm das Elegante noch fehlt; woher hätt' er's auch? — Wenn er aber ſo viel Vorzüge vor der hochmütigen Bande hat, was kann ich dafür? Mit ihm kann ich von den großen Dichtern und von all den neuen Bewegungen und Problemen reden; kann ich das mit den jungen Grafen? Ach Gott! — Und dieſe jungen Grafen in dieſer ganzen gräflichen Gegend — kümmern die ſich um Friederike Plittendorf? So ein bischen den Hof machen, o ja; aber nimmt mich einer von denen zur Frau? Das glaubſt du doch ſelbſt nicht. Mit all deinem Geld;" — ſie lächelte: „und mit meinen Reizen. — Nu, dann laß mich doch, Vater! Weißt du, wie viel mir daran liegt, was dieſe Herrſchaften von mir reden? So viel!"

Sie ſchnellte ihren langen, ſchmalen Mittelfinger am Daumen vorbei, daß es knallte.

Plittendorf konnte nicht umhin, zu lächeln; überhaupt gefiel ihm ſeine Tochter wieder viel zu gut; er zog dann aber die blonden Brauen nachdrücklich herunter: „Kind! Kind!" ſagte er, „du biſt ja doch eigentlich ſchrecklich emanzipiert! Dieſes Knallen eben — entſchieden plebejiſch ... Sie werden dich nicht heiraten, nein; wir brauchen ſie auch nicht, ‚Herr' Plittendorf braucht ſie nicht; aber um Gotteswillen, meine Tochter will doch nicht hinunterſteigen und dieſen Bauernjungen beglücken? — Jetzt ſchüttelſt du den Kopf. Ganz gut. Aber — die bekannten Ferien. Wenn der Herr wiederkommt. Wenn ſeine Romanheldenaugen dir dann das bischen Verſtand

nehmen, das dieſe ewige Litteratur dir noch übrig läßt. Dann kommſt du eines Tages — liebes Kind, bei dieſen Romanleſerinnen iſt nichts unmöglich — und ſagſt: Vater! gib mir, bitte, eine Million, ich will ſie Chriſtian Zöller ſchenken und ihn dann zum Mann nehmen!"

Friederike lächelte; ſie lächelte mit Spott; es ſchien aber doch, daß dieſe väterliche Phantaſie ihr eigentlich Vergnügen machte. Sie ſchlug ihre Fingerſpitzen leiſe gegeneinander und ſah träumeriſch in die Luft. „Ich bin nur froh, Vater, daß du wieder witzig biſt," ſagte ſie darauf mit ihrem klugen Schelmengeſicht. „Dieſe Strafpredigt, die du mir hältſt, hat dich zerſtreut, hat dich aufgeheitert. Nun will ich dich auch noch beruhigen, Vater. Kannſt deine Million und deine Tochter behalten: Chriſtian Zöller heiraten — nie!"

„Alle Wetter, dann mußt du aber vorſichtiger werden!" fuhr nun aus ihm heraus. „Du weißt, ich bin kein Pedant; Frau Steffens iſt oft entſetzt — ich merk's ja — wie ich dein Temperament ſich austoben laſſe. Aber wir ſind nicht in Amerika! Ein junges Mädchen, hierzulande — das iſt ja wie ein Schmetterlingsflügel. Der gute Name eines jungen Mädchens — man braucht ihn ja nur tüchtig anzublaſen (er machte es, er blies in die Luft) — bah! Der Glanz iſt weg! — Mit deinen kleinen unſchuldigen Streichen und Poſſen und Koketterien — ja, ich bleibe dabei: Koketterien, unternehmende Koketterien — damit bringſt du die ganze Welt auf falſche Gedanken: den Herrn Studenten und die Geſellſchaft und — die andern Bewerber. Ja, ja. Ich unterſtreiche das Wort. Die andern Bewerber. Die ſchreckſt du ſo ab, daß es eine Luſt iſt. Wenn du das nicht merkſt, mein Kind, ſo

iſt deine Einſicht getrübt; vermutlich durch die Romane. Die verwiſchen dir die Wirklichkeit. Dir fehlt oft deine gute ſelige Mutter; ich bin doch nur Vater!"

Friederike ſchmollte wieder; ihre grünlichgrauen Augen warfen einen ihrer beliebten vorwurfsvollen Blicke auf den „böſen Vater". „Alſo wen ſchreck' ich denn zum Beiſpiel ab?" fragte ſie, mit dem tändelnd wehleidigen Ton, den ſie ſich angewöhnt hatte.

„Ach Gott, wozu Namen nennen?" gab Plittendorf zurück. „Auf die Namen kommt es doch nicht an ... Riſtow zum Beiſpiel. Ein flotter und ſcharmanter Menſch —"

„Ein Landſtutzer!" rief das Mädchen aus.

„Ein Landſtutzer! Das iſt auch ſo ein Wort; eines deiner Worte. Riſtow iſt jung und iſt noch nicht fertig; daher übertreibt er. Seine Eleganz — — na ja. Noch nicht abgeklärt. Wenn man mich fragt, ob unſre achtzehnjährigen Damen ſchon alle abgeklärt ſind, dann komm' ich doch wohl auch in Verlegenheit! — Daß ich dir nun aber noch eine Hauptſache ſage, meine liebe Tochter — von der ich noch nie zu dir geſprochen habe, denn Vergnügen macht es mir nicht —: Riſtow iſt entſchieden reich ... Mach' nicht ſo ein verächtliches Mündchen. Er iſt bedeutend reicher als ich! — Ja, nun ſtaunt ſie. — Nun glaubt ſie's nicht. — Du überſchätzeſt mich leider ſehr; ich ſagte ſchon vorhin, und du kannſt es ziemlich wörtlich nehmen: ‚ich bau' mir die Taſche leer'. Ich hab' mich ſo nach und nach faſt aus der Kraft gebaut. Dazu der Park, die großen Reiſen, der Rennſport ... Kurz, dieſer verwünſchte Ehrgeiz, die andern noch zu übertrumpfen, die Herren Barone und Grafen in dieſer hochfeudalen Gegend! Ich dachte, die werden dann — —

Ja wohl. Der ‚Herr Plittendorf'! — Darum bin ich heut' ſo wütend; und darum ſollte Friederike Plittendorf ein wenig Vernunft annehmen und ſich etwas mit der Wirklichkeit in Beziehung ſetzen; — ſonſt könnt' ich am End' noch bereuen, daß ich dieſen Burſchen wieder lebendig gemacht habe, als er ſchon ſo ſchön mauſetot unter dem Lindenbaum lag!"

II.

Frau Steffens trat in die Thür; „die Schweſter wär' nun alſo da," meldete ſie.

„Was für eine Schweſter?" fragte Plittendorf.

„Die von der andern, von der Wirtſchafterin. Die jüngere Mahlmann aus Steinhagen. Ich ſollte ſie ſogleich —"

„Ja freilich! Haben Sie die Güte, ſchicken Sie ſie her!"

„Da iſt ſie ſchon," ſagte Frau Steffens, mit einem Blick nach der offenen Thür. Im Speiſezimmer ſtanden die beiden Schweſtern, die große und die kleine. Sie winkte der kleinen; plötzlich, geſchwind, als hätte ſie ſich einen Ruck gegeben, trat nun Hildegard auf die Veranda hervor. Sie hatte ihr ſchwarzes Sonntagskleid angelegt; zu dem Geſicht, das heute bleich, geſpannt, faſt übertrieben ernſt war, ſtand es gar gut. Nach einer Art von Verbeugung bewegte ſie die Lippen, ſagte aber nichts. Ida blieb im Speiſezimmer zurück.

Plittendorf grüßte lächelnd, an die Brüſtung gelehnt: „Alſo da iſt ſie ja! — Guten Abend. — So ſieht ſie alſo bei Tage aus, die intereſſante Verunglückte . . . Ja, ja, Sie ſind eine Art von Berühmtheit geworden; —

warum zucken Sie ſo? Das iſt ja doch gewiſſermaßen ein Vorzug. In der ganzen Gegend berühmt! Die Erſchlagene ... Nur ſchade, daß man Ihnen das gar nicht anſieht. Irgend einen Streif am Halſe ſollten Sie doch haben; einen roten, oder dunkeln. Rike! Findeſt du nicht?"

„Intereſſanter wär's!" ſagte Friederike lächelnd, während ſie Chriſtian Zöllers Freundin mit den Augen verzehrte.

„Dann eigentlich noch eine Enttäuſchung," fuhr Plittendorf gemütlich-leutſelig fort: „Sie ſind reichlich klein! kleiner als ich dachte. Neben der großen Schweſter ... Steht die nicht im Speiſezimmer? Ja. Kommen Sie doch heraus! — Merkwürdig, ſo verſchiedene Schweſtern. Lächerlich verſchieden. Rike! Findeſt du nicht auch?"

„Sehr!" ſagte Friederike kurz. Sie ſah der Kleinen auf die merkwürdigen, großen Augen, die ſie förmlich größer machten.

„Na," nahm Plittendorf wieder das Wort, „nach der Elle geht's ja nicht. Mit der Großen da waren wir zufrieden, wir werden 's hoffentlich auch mit der Kleinen ſein. Mamſelling hat uns geſagt: meine Schweſter kann es; Mamſelling muß es wiſſen! — Ich hab' gleich geſagt: nur her damit! Dieſe intereſſante Erſchlagene, die müſſen wir haben, die will ich haben. Die da unter der Linde mit — —"

Er trat etwas näher und ſah ihr ſo recht in die Augen; ohne zu Ende zu ſprechen, aber mit einem Lächeln, das Hildegard ſchon kannte, das ihr wieder den Rücken zuſammenzog. Sie hatte es wohl erwartet, ſich davor gefürchtet ... Zu ihrer Erleichterung dauerte es nicht lange;

Plittendorf ward wieder freundlich ernſt, grüßte ſie herablaſſend, mit einem Kopfnicken, und nahm ihre kleine Hand. „Alſo willkommen in meinem Hauſe!“ ſagte er wie ein Patriarch. „Bei mir ſoll jeder ſich wohl fühlen; ich glaube, es thut's auch jeder. Ich ſehe Sie erſt in einem Monat wieder, morgen reiſ' ich mit meiner Tochter ab; aber in Frau Steffens Obhut ſind Sie wohl behütet. Sie Kleine mit den großen Augen ... Ich hoffe dann Gutes über Sie zu hören. Guten Abend, alte und neue Mamſell. Empfehle mich den Damen!“

Er ging mit ſeinen großen, elaſtiſchen Schritten davon. Hildegard that einen tiefen Atemzug, wie erlöſt. Friederike bemerkte es — was hätte ſie jetzt nicht bemerkt? — und lächelte vor ſich hin.

Ein leichter Nebel lag noch immer hinter Hildes Stirn, ſie taumelte zuweilen ein wenig, als ſie nun zwiſchen Frau Steffens und Ida durch die langen Gänge hin, durch die großen Räume, durch Küche und Kammern ſchritt, bald von rechts, bald von links eine Belehrung und Erklärung hörend. Sie verſtand nicht alles, ſo ſehr ſie ſich bemühte; mitunter ſummte ihr was Fremdes im Ohr. Dann ſah ſie auch wieder im Geiſt den lächelnden, ſpottenden, fragenden Blick des Hausherrn, der ihr nachträglich eine Röte in die Wangen trieb. Sie ſah die forſchenden Augen der Tochter ſo ſcharf, wie etwas Spitzes, Bohrendes, auf ſich gerichtet. Endlich ward ihr wohler, als dieſer Rundgang mit der kleinen, pedantiſchen Hausdame zu Ende und ſie mit der Schweſter allein war; obwohl ſie ſich nun von ihr trennen ſollte.

„Wir bleiben uns ja doch ſo nah!“ ſagte Ida, einen ihrer feſten Arme um das „Schweſting“ legend. „Von

Seedorf bis Gollin iſt ja nicht ſo weit; bloß da links um den See herum. Ach, aber nu muß ich fort ... In Gollin wohnt ja auch dein Fritz Diſtel. Soll ich ihn ſchön grüßen?"

„Gewiß, tauſendmal," antwortete Hildegard, die ſich durch einen Scherz zu erleichtern ſuchte. „Faug' ihn mir man nicht fort!"

„Werd' mich hüten," ſagte Ida lachend. — „Siehſt du woll, mein Dirning, ſo weit wärſt du nu; iſt's nicht ſchnell gegangen? Geſtern noch ſo verzagt, heut' ſchon über alle Berge. Da ſteht das neue Mamſelling ... Hilde, wie iſt dir nu? Biſt nu wirklich froh, daß du unter fremden Leuten biſt?"

„Ach, was red'ſt du," entgegnete Hilde bedrückt. „Aber es wird ſchon kommen. Da bangt mir nicht vor. Und einmal mußt' ich ja doch in die Welt!"

„Na, dann gib mir noch einen Kuß!"

Sie umarmten ſich, ſie gingen aus der Thür, auf den Hof; Ida ſtieg in den Korbwagen, der ſie und ihren großen hölzernen Koffer nach Gollin fahren ſollte. Der Kutſcher knallte mit der Peitſche ſo laut und luſtig, daß es Hilden weh that. Ida nickte noch zurück, ſolange ſie konnte. Dann war alles weg, Hildegard allein.

Sie ging wie im Traum ins Haus, die Treppen hinauf; endlich ſah ſie die Wände ihres kleinen Zimmers um ſich her. Klein? Ja, nur klein; und doch wie ein Saal gegen die Dachkammer, in der ſie bis heute geſchlafen hatte. An die getünchte Wand waren allerlei Holzſchnitte genagelt, die Ida aus geſchenkten Zeitſchriften herausgeſchnitten, als Schmuck ihrer Wohnung verwendet und nun dem „Bräuning" zurückgelaſſen hatte. Hilde betrachtete

ſie gerührt. Es war doch gleich ein Eigentum, das ſie hier beſaß. Durch das Fenſter blaute der große See herein, der ſich von Südweſten nach Nordoſten zog; er ſchien ſpiegelglatt; es ſpiegelte ſich aber nur der Himmel in ihm, Wolken ſah man heute nicht. Auch keine verhängnisvolle kleine Wetterwolke . . . Es fuhr etwas durch Hildes Herz, wie immer, wenn ſie an dieſe Wetterwolke dachte. Da ſtand ſie, ja, da ſtand ſie! dachte ſie, gradaus nach Weſten blickend. Wie wunderlich war es ihr, dieſen Himmel, dieſen See, die Dörfer und Ufer und Hügel ihrer Heimat nun von hier zu ſehen; alles noch das Alte, und doch alles ſo fremd, vor dem fremden Fenſter. Dort gegen Südweſten zu, faſt verdeckt und verſteckt, Gollin, wohin nun die Schweſter fuhr, wo Fritz Diſtel grollte; dort nach Norden, am Ende des Sees, unter den grünen Bäumen — ſo klein, ſo fern — Steinhagen, das verlaſſene. Sie öffnete das Fenſter, bog ſich hinaus, blickte nach rechts: kann ich auch Wiedenfelde ſehn? — Nein, es war nicht zu ſehn. Ställe und Bäume verdeckten es. Von Chriſtians Wiedenfelde war nichts zu ſehn . . .

Hinter ihr ward an die Thür geklopft; dann öffnete ſie ſich, ehe noch Hilde „Herein“ rufen konnte. Wie erſtaunte ſie, als im Thürrahmen eben die Geſtalt erſchien, an die ſie in dieſem Augenblick gedacht hatte. Fräulein Friederike war's; ein Sonnenſtrahl ſpielte gerade auf ihrem leuchtenden, ſonderbar unregelmäßigen, aber anziehenden Geſicht. Das ſchlanke Fräulein blieb eine kleine Weile ſo ſtehn, jugendlich verlegen lächelnd. Was ſoll ich ſagen? dachte Hilde beklommen. Muß ich etwas ſagen?

„Ja, Sie wundern ſich wohl,“ fing das Fräulein an. „Daß ich Sie — — und gleich in der erſten

Stunde — — Sie wundern ſich ganz entſchieden, ich ſeh's ja. Man hat Ihnen wohl auch geſagt, ich wäre ſtolz. Das bin ich aber gar nicht. Man hat's Ihnen aber geſagt, nicht wahr?"

Hilde ſchüttelte den Kopf. „O nein, Fräulein; was denken Sie. Wer ſollt' mir das geſagt haben —"

„Wer? Vielleicht — Herr Zöller. Den kennen Sie ja auch. — Der hat Ihnen das nicht geſagt?"

Hilde ſchüttelte wieder den Kopf.

Das Fräulein trat herein und machte die Thür hinter ſich zu. „Es wär' auch ſehr falſch," ſagte ſie, recht leutſelig lächelnd. „Da hätt' er Ihnen etwas — — Was hat er denn von mir geſagt?"

Hilde ſchwieg verwirrt. Was ſind das alles für Fragen? dachte ſie. Und was will ſie hier?

„Hat er Ihnen Schlimmes von mir geſagt? ſehr Schlimmes? — Na, nun lächeln Sie endlich; bisher machten Sie ja ein furchtbar ernſtes Geſicht. Ich will ehrlicher ſein als Sie: Herr Zöller hat mir viel von Ihnen erzählt; aber gar nichts Schlimmes. Sie wären ſo begabt, und ſo merkwürdig, und — — Sie machen ja wohl ſogar Verſe!"

„Ach nein," entgegnete Hilde raſch. „Das kann er Ihnen auch nicht geſagt haben . . . Ich hab' noch nie einen Vers gemacht!"

„Alſo Verſe machen Sie nicht," ſagte Friederike, deren grünlich ſchillernde, hübſche Katzenaugen wieder fragend bohrten. „Aber kurz, ich dachte ſchon lange: dieſe Hildegard Mahlmann möcht' ich einmal ſehn! Und als ich nun hörte, Sie kommen zu uns, da nahm ich mir vor — — das heißt, ich hätt' Sie natürlich nicht ſo überfallen, in der

erſten Stunde. Wir reiſen aber morgen. Ich ſeh' Sie dann ſo lange nicht. Da dacht' ich: ach was! — — Stör' ich Sie? Stör' ich Sie? Sagen Sie es offen!"

„Wie könnten Sie mich ſtören," antwortete Hilde. „Frau Steffens hat mich heraufgeſchickt; zu thun hätt' ich noch nichts, bis zum Abend. Ich ſollt' ruhig auspacken —"

„Auspacken?" rief Friederike. „Ich helf' Ihnen!"

„Sie?" ſagte Hilde faſt erſchrocken. „O nein, nein. Ich dank' Ihnen. Wie könnt' ich das — — Ich mach' das nachher. Ganz fix. Ich bin immer fix!"

Friederike nickte; ſie ſetzte ſich auf den Stuhl, der am Fenſter ſtand, ſah einige Augenblicke umher, dann wieder auf die Kleine, Zierliche in dem ſchwarzen Kleid. „‚Immer fix'; das weiß ich; das hat er mir auch geſagt. O, er hat mir viel — — Wie hab' ich ihn aber auch ausgefragt. Wiſſen Sie, was er geſagt hat? ‚Die war als Kind ein kleiner Sonnenſchein — und jetzt iſt ſie eine kleine Muſe. Ein Schmetterling, der ſich in einen Sumpf verirrt hat. Ein Stückchen Poeſie' ... Sehn Sie, wie ich das alles behalten hab'. Da mußt' ich doch natürlich geſchwind heraufkommen und Sie kennen lernen!"

„Ach du lieber Gott!" ſagte Hilde, der nun alles Blut in den Wangen brannte. „Wie konnt' er nur ſo viel dummes Zeug reden. Jetzt ſehn Sie es: kein wahres Wort!"

Das Fräulein antwortete darauf nicht. „Ihr nennt euch natürlich du?" fragte ſie.

„Ja, wie denn ſonſt?" fragte Hilde zurück.

„Natürlich! natürlich! Wenn ihr all die Jahre als Kinder — — Das muß aber traurig ſein, wenn das

ein Ende nimmt. Das harmloſe Zuſammenſein mein' ich. All die ſchönen Jahre! Ich an Ihrer Stelle — ich glaub', ich wär' furchtbar melancholiſch, daß mein Jugendfreund, mein Chriſtian fort wär'. So ein liebſter und beſter Menſch ... Wenn ich nicht die Hoffnung hätt', daß er ganz gewiß wiederkommt — daß —"

Sie ſprach ihren Gedanken nicht aus. Sie wartete auf irgend eine Antwort, entweder von den Lippen oder aus dem Geſicht. Hilde verzog aber keine Miene; nur in ihre Kniee kam ein leiſes Zittern, das ſie aber ſogleich bezwang. Sie ſtand an ihrem Bett und ſagte nichts. Die haſſ' ich! dachte ſie nur.

Es ward eine ſonderbare Stille; Friederike ſaß etwas befangen und verlegen da. Sie hatte ſich doch wohl zu viel zugemutet, zu viel unternommen. Sie war noch ſelber ſo jung ... Mit einem erzwungenen, flackernden Lächeln ſtand ſie endlich auf.

„Alſo Verſe machen Sie nicht, Verſe machen Sie nicht," wiederholte ſie. Sich nochmals ein Herz faſſend fuhr ſie fort: „Aber er wird wohl — — er iſt ja ein Dichter. Wenn ich Ihnen beim Auspacken geholfen hätte, da hätten wir gewiß allerlei gefunden. Kleine niedliche Blätter — nicht?"

„Was meinen Sie?" fragte Hilde. „Ich verſteh' Sie nicht, Fräulein."

„Ach, er wird doch ſeine ‚kleine Muſe' angeſungen haben. Schon als Knabe; nicht? Er hat ja ſo früh angefangen — hat er mir ſelbſt geſagt. Und dann, als er erwachſen war und ‚der erſte Flaum ſproßte', wie es bei den Poeten heißt, da wird er doch gewiß ſeinen Schmetterling — — Ach, machen Sie doch nicht ſo ein ſchrecklich

ernſtes Geſicht. Dann verlier' ich ja alle Courage. Und es ſitzt mir doch hier — hier —"

Mit treuherziger Aufrichtigkeit, hinter der doch noch die Schelmin lauerte, wies ſie auf ihre Bruſt. „Ja, hier ſitzt es mir," ſagte ſie noch einmal. „Ich hab' nämlich einen großen Fehler, den will ich Ihnen gleich vorſtellen: ich bin furchtbar neugierig. Ach, wenn ich Ihren Koffer mit auspacken dürfte — da würden wir gewiß die netteſten Gedichte an den ‚kleinen Sonnenſchein' finden . . . Wetten wir?"

„Ich wette nie," erwiderte Hilde. Dann ſetzte ſie ſich plötzlich auf ihren Koffer, mit ſolcher Entſchloſſenheit und ſo geſchwind, daß Friederike laut auflachte.

„Ach, wie ſind Sie komiſch!" ſagte ſie und lachte wieder. „Aber wahrhaftig, Sie haben recht: fix ſind Sie! — — Und nun weiß ich gewiß, in dem Koffer ſind allerlei Dichtungen von Chriſtian Zöller an Hildegard Mahlmann. Sonſt hätten Sie ſich nicht mit dieſem urkomiſchen ‚Avec' auf das Möbel geſetzt!"

Hildegard ſtand langſam auf, blutrot, über ſich erbittert, daß ihr keine geſcheite Antwort einfiel, daß ſie ſich nur lächerlich gemacht hatte. Sie ahnte nicht, daß in dieſem Augenblick die andre, durch Hildes Weſen eingeſchüchtert, auf die Hauptſache verzichtete, um die ſie gekommen war: nach dem letzten Beiſammenſein der beiden an jenem Abend zu fragen.

„Alſo die Verſe? Nein?" fragte ſie nur noch, ſchon mit einem Blick nach der Thür, um einen möglichſt gemütlichen Rückzug anzutreten.

„Was für Verſe?"

„Die im Koffer; von ihm."

Hilde ſchüttelte wieder den Kopf; ſo freundlich wie ſie konnte. „Wenn welche drin wären," ſagte ſie, „würd' ich ſie nicht zeigen. Und wenn keine drin ſind, kann ich ſie nicht zeigen. Alſo — Sie entſchuldigen, Fräulein!"

„Gott, wie logiſch!" ſagte Friederike lachend. „Da haben Sie zum Schluß noch bewieſen, daß Herr Zöller recht hat; ſonſt hatten Sie nicht viel geſagt. Alſo — auf Wiederſehn! Es wird wohl ein Monat werden; oder auch noch mehr. Dann reden wir weiter, aber nicht mehr von ſeinen Gedichten an Sie; dann hab' ich hoffentlich meinen großen Fehler, die Neugier, abgelegt. Aber grüßen Sie ihn recht ſchön von mir, wenn Sie an ihn ſchreiben . . . Sie ſchreiben ihm doch?"

„Ich weiß nicht," murmelte Hilde.

„O ja, das müſſen Sie thun. Sonſt würd' er ſehr traurig werden . . ."

Sie feuerte noch eine letzte Frage ab auf das junge, blaſſe Geſicht. Das blieb aber ſtill. Dann rief ſie ein friſches, leutſeliges „Auf Wiederſehn!" und ſchritt raſch hinaus.

III.

Die Zeit vergeht immer ſchneller, als die Jugend glaubt; ſo verging auch der Monat, in dem das Herrenhaus von Seedorf ſtill, faſt tot, und Hilde mit Frau Steffens allein war. Die Tage wanderten langſam geſchwind vorüber, nicht anders als die Sonne, die ſich auch nicht zu regen ſcheint und doch jeden Abend am Reiſeziel ankommt. Hilde that ihre Arbeit, ſorgſam, genau, faſt ſo pedantiſch wie die kleine Hausfrau; eigentlich zog ſie aber doch wie in einem Traum herum. Ihre Seele war

irgendwo, nur nicht hier ... Wozu bewegten ſich da eigentlich dieſe runde Frau Steffens und der ſorgenvolle Inſpektor und die langſamen Dienſtmädchen mit den roten Backen; wozu lebten die alle; ſie verſtand es nicht. Wenn das Leben weiter keinen Zweck hat ... Ihre Gedanken ſprangen dann einmal plötzlich auf, wie die kleinen Fiſche auf die grünen Blätter. Sie öffnete ihren Koffer, nahm das kleine Päckchen heraus, das ſie mit einem verblichenen blauen Band ſo feſt umknotet hatte; ließ ſich wieder die alten und jungen Blätter durch die arbeitsmüden Finger gleiten, Chriſtians Verſe und Briefe, Jahr zu Jahr gelegt; überflog das letzte, ſeinen jüngſten Brief, als könnte ſie doch noch etwas Unbemerktes, Ueberſehenes herausleſen — und warf ihn wie enttäuſcht wieder hin. Was ſtand denn auf den zwei großgeſchriebenen Seiten? Daß er wieder bei ſeinen Kameraden, ſeinen Büchern war, daß er „büffelte", daß er an Hilde dachte, daß er aber keine Zeit hatte, Briefe zu verfaſſen. Daß es ſich auch jetzt nicht um Worte handle, ſondern um Thaten; arbeiten, ringen, für die Zukunft wirken! Auf die Zukunft hoffen ...

Ich hoffe nicht, nein, ich hoffe nicht, dachte ſie, in ihrem zornigen Schmerz die Zähne zuſammenbeißend; und ſie fühlte mit neuem Zorn, daß ſie doch noch hoffte. Immer ſprangen ſie wieder auf die Blätter, ihre jungen Wünſche ... Dann ſaß ſie oft lange da, die Feder in der Hand; nein, ich will ihm nicht ſchreiben, was ſoll ich ihm ſchreiben? ſagte ſie vor ſich hin; und hielt doch immer noch die Feder zwiſchen ihren Fingern. Endlich ſah ſie ihn aber unter der Linde, mit ſeinem nicht verſtehenden, fragenden Geſicht, als ſie „hinaus wollte in die Welt": „Wovon wollt'ſt du leben?" „Süße, dumme Hilde!"

Oder ſie hörte wieder Friederikens Frage, mit dem katzengrünen Blick: „Sie ſchreiben ihm doch?“ — Nein, rief ſie, ich ſchreib' ihm nicht! ich ſchreib' ihm nicht! und warf die Feder auf den Tiſch, und ſich auf das Bett.

Zweimal kam Ida gefahren, auf des alten Wangerow Korbwagen, um „ihr Kleining“ am Sonntagnachmittag zu beſuchen; zweimal ſah Hilde auch den jungen Mann, der geerbt hatte, Fritz Diſtel aus Gollin. Sie ſah ihn aber nur, ins Haus kam er nicht. Das erſte Mal erblickten ihn ihre ſcharfen Augen aus ihrem Fenſter, über den Hof hinweg, wie er mit einem alten Fiſcher in deſſen Kahn über den See fuhr, an der Seedorfer Feldmark vorbei. Sie kamen bis ans Ufer; Fritz wollte ausſteigen, ſo ſchien es; er blieb dann aber doch im Kahn, ſie fuhren langſam nach jenſeits zurück. Das andre Mal erſchien er auf der Landſtraße, hinter einem Baum ſo unerwartet hervortretend, daß ſie faſt erſchrak; ſeine ſtämmige, ſäbelbeinige Geſtalt rührte ſich dann aber nicht mehr, er zog nur den Hut vom Kopf. Hilde ging mit Frau Steffens zur Kirche, langſam an ihm vorbei. Seine Augen grüßten, mit einem traurigen, unſicheren Lächeln; mehr wagte er nicht. Dann ſah ſie ihn nicht wieder ... Ihr war's lieb; was ſollte ſie? Was konnte ſie? Sich in Seedorf zuſammenkauern, ſich nicht bewegen, ſich nicht blicken laſſen: weiter wollte ſie nichts. Sich wie begraben fühlen — das war ihr das Liebſte. Der Mutter ſchickte ſie ein erſtes Stückchen Geld mit zwei Worten dazu; ſonſt nichts. Es kam keine Antwort. Wozu denn auch? dachte ſie. Ich hab' auch keine erwartet. Ich hab' auch keine erwartet ... Nur das dumme Herz that ihr weh, und die dummen Augen fingen an zu thränen.

Auf einmal kam Leben und Lärm in die Welt: Plittendorf kehrte heim, der große Herr Plittendorf, und mit ihm sein „Bleistift", seine Friederike. Mit einem halben Wagen voll Koffer und Schachteln waren sie ausgefahren, den ganzen Wagen voll kamen sie zurück; Friederike hatte in der Schweiz, in Wien, in Berlin alles Erdenkliche aufgekauft, „Nützliches, Drolliges und Schönes", wie sie selber verkündigte. In ihrer gutherzigen Großmut — darin ganz ihres Vaters Tochter — brachte sie aber nicht für sich allein mit, sondern für alle Welt. Sie streute förmlich Tücher und Bänder und „putzige Schnitzereien" aus; aufgeregt gesprächig dabei, sie hatte zu allem eine Geschichte zu erzählen. Mit glühenden Wangen stand sie dann da, sich an der Freude der andern weidend und mit sich zufrieden: sie war die „Fee", die Beglückerin, die auf das arme Volk Rosen aus ihrem Himmel herabstreut. Zu Hilde stürmte sie hinauf, statt sie zu sich zu berufen; sie schwenkte ein buntes Tuch wie eine Fahne und warf noch allerlei Schürzen und Kopftücher auf den Tisch. „Da!" rief sie aus. „Das ist für die kleine Muse! für den ‚Sonnenschein'!" — Die stolze Hilde sträubte sich, etwas anzunehmen; aber sie fühlte sich bald wie wehrlos, mit komischem Zorn gepackt. Die lange Friederike nahm sie, wie ein großes, kluges Kind seine neue Puppe nimmt, und „putzte" sie mit den Schürzen und Tüchern, bis sie sie in eine wirkliche Riesenpuppe umgewandelt hatte.

„Ach, danken Sie mir doch nicht," seufzte sie dann vor Vergnügen, ihr Werk betrachtend. „Ich bin doch selbstlos, nicht wahr: ich mache Sie so schön! Für Ihren lieben Christian ... Aber von dem wollten wir ja nicht mehr sprechen. Uebrigens gibt es auch noch mehr Männer

auf der Welt, kann ich Sie versichern; ich hab' furchtbar viele gesehn! Und interessante ... Nun betrachten Sie aber einmal dieses Reisekleid, in dem ich nach Hause komme. Eleganter als das alte, in dem ich abreiste; nicht? — Von wo ich das habe? Ach, Sie kleine Dorfpflanze: aus Berlin natürlich, dem ‚göttlichen' Berlin. Aber wenn Sie mich nun erst in meinem Schlafrock sehn; den hab' ich in Wien erobert; der ist doch noch schöner. In dem seh' ich auch so reizend damenhaft aus; er umhüllt mich so weich, so rund, daß man den ‚langen Bleistift' nicht sieht. Ja, das weiß ich sehr gut, sehr gut: ich bin noch ein Bleistift! Mager zum Erbarmen. Denken Sie, das kränkt mich sehr? Ach nein. Ich muß nur Geduld haben. Ich werd' auch noch wie meine Mutter; die war als junges Mädchen eine Hopfenstange, sagt mein Vater, und bekam dann einen so prachtvollen Wuchs — ‚eine Königin', sagt er. Man sieht's auch auf ihren Bildern. Ja, so werd' ich auch noch! Denn von Hause aus —"

Sie trat vor Hildegards kleinen Spiegel, in dem sie freilich wenig von sich sehen konnte. Mit lustigem Entzücken verneigte sie sich aber doch vor sich selbst: „Ei, ei, die Statur!" sagte sie halb singend. Wie ein überlanges Kind sprang sie dann herum und sang und wiederholte: „Ei, ei, die Statur!"

An diesem Tag hielt sie Wort: sie sprach nicht mehr von Christian, sie fragte und forschte nach nichts. Sie erzählte nur von ihrer Reise, von den märchenhaften Diners in Hamburg, den aufregend interessanten Fremden in den Alpen, den Theatern in Wien. Alles war „wunderbar", „großartig"; die arme Hilde hörte immer be-

klommener zu: es war, als ſei Chriſtian Zöller tot, als gebe es keinen Chriſtian mehr. Es that ihr faſt weh, daß das lange Fräulein ihn über all den andern ſo vergeſſen hatte ... Indeſſen ſchon den nächſten Tag lebte er wieder auf. Friederike kam triumphierend zu der „kleinen Muſe", einen Brief in der Hand: den hatte ihr der Student geſchrieben, „unſer Student", wie ſie ſagte. Es war ein Dankſchreiben, zum Teil ſogar in Verſen, für ein Sträußchen von Alpenroſen mit Edelweiß, das ihm das großmütige, verzeihende Fräulein „von einem erhabenen Gipfel der Alpen" geſchickt hatte, wo auch in ihr das Erhabene zum Durchbruch gekommen ſei. Die Verſe ſchilderten Chriſtians Rührung mit ſtudentiſcher Luſtigkeit. „Soll ich Ihnen das vorleſen?" fragte Friederike, der kleinen „Dorfpflanze" den Brief vor die Augen haltend. „Soll ich größer ſein als Sie? Oder — Verſe gegen Verſe. Wollen Sie mir nachher auch ſo was zeigen, das er Ihnen gedichtet hat?"

„Ach, bitte —!" erwiderte Hilde, die abwehrenden Hände faltend.

„Sie wollen nicht? — Auch gut. Dann bin ich alſo größer als Sie! — So lange, bis Sie Vertrauen zu mir haben. O, Sie werden noch — — Alſo jetzt hören Sie!"

Sie las Chriſtians Verſe und auch ſeine Proſa vor; mit ihrer mehr luſtigen, tändelnden, als beſeelten Stimme. Hilde hörte verwundert zu: es klang ihr alles nicht Chriſtian'ſch, ſo wie die es las. Sie hatte ihn ſo ganz anders im Ohr ... „Aber iſt das wirklich von ihm?" fragte ſie, als der Brief zu Ende war.

„Sind Sie aber komiſch!" rief Friederike aus. „Sie

ſind das komiſcheſte junge Ding, das ich kenne! — Da, kleiner Thomas!" — Sie hielt ihr die letzte Seite vors Geſicht. — „Können Sie leſen? Kennen Sie die Schrift?"

Hilde nickte lächelnd. Friederike legte den Brief zuſammen, ſchlug noch einmal die Augen gen Himmel über dieſes komiſche Geſchöpf und lief die Treppen hinunter.

Von nun an verging kein Tag, ohne daß das Fräulein ſich an Mamſelling hängte; als könne ſie nicht ruhen, bis ſie deren „Vertrauen" gewonnen hatte. Nach einigen Regentagen kam die richtige Sommerzeit; wundervolle lange Juliabende, an denen die Hitze des Tages ſich langſam und lieblich kühlte und der große Park hinter dem Herrenhaus mit ſeinen tiefbeſchatteten Waſſerläufen die ſchönſte Erquickung gab. Friederike ruderte leidenſchaftlich gerne; ehe Hilde ſich deſſen verſah, ſaß ſie mit dem Fräulein im Boot, am Steuer, oder lernte von ihr das feine Rudern, bei dem man zurückholend den flachgelegten „Riemen" über das Waſſer hinſpielen und gleichſam darin zwitſchern läßt. Sobald ſie abends mit ihrer Arbeit fertig war, mußte ſie im Park „antreten", wo das Boot und die junge Herrin ſchon harrten. Während Hilde im Haus mit dem „Geſinde", wie der Patriarch Plittendorf es nannte, ihre Mahlzeiten einnahm und die herrſchaftlichen Gemächer nur „im Dienſt" betrat, war ſie draußen im Grünen und auf dem Waſſer wie eine junge Geſellſchafterin des Fräuleins, wie auf Gleich und Gleich mit der Familie. Wenn ſie mit Friederike unter den hohen Bäumen gondelte und aus einem Seitenkanal der Hausherr in ſeiner feinen ſteiriſchen Joppe heranruderte und zutraulich lächelnd nickte, grüßend vorüberfuhr, —

„wie komm' ich nur dazu?" dachte Hilde erstaunt, auch bedrückt, und verstand es nicht. Ihr war wie im Traum. Sie sah ins Wasser, sah sich und die elegante, prinzessinnenhafte Friederike darin und schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht, ich verstehe nicht," dachte sie: „wie ist das gekommen?"

Auch Plittendorf wunderte sich endlich; auch er schüttelte den Kopf. „Komm doch einmal her," sagte er eines Tages zu Friederike, als er allein auf der Veranda saß und sie in die Thür trat. „Du bist ja merkwürdig vertraulich mit der Kleinen geworden; mit ‚Mamselling', mein' ich. Ihre Vorgängerin, ihre Schwester, die existierte ja nicht für dich; — war auch richtiger. Wenn wir doch einigermaßen gleichen Schritt mit dem Feudaladel halten wollen ... Es sieht ja schon nahezu wie 'ne Freundschaft aus!"

„Du bist aber komisch, Herr Vater," gab Friederike zur Antwort, mit ihrem possenhaften Uebermut, der ihm fast nie mißfiel. „Vertraulich ... Wer ist denn am meisten vertraulich mit ihr? Ist das nicht der Herr Vater?"

„Ich?" fragte er und lächelte. „Das ist doch wohl in meinem Fall nicht das rechte Wort —"

„Aber red'st du sie denn nicht immer an, wenn sie dir begegnet? O, und du bleibst so lange stehn —"

„Was so ein Kind alles sieht! — Natürlich, ich rede sie an. Ich rede gern 'ne Weile mit ihr: sie gibt so treffende Antworten, hat so was Besonderes; steht auch so rührend da. Ich geb' deinem Studenten recht: sie hat was Besonderes —"

„O, das merk' ich, Vater!" fiel ihm die Tochter ins Wort.

„Was merkſt du?“

„Daß ſie für dich was Beſonderes hat,“ ſagte ſie mit einer Art von Eiferſucht. „Geſtern wollt' ich mit ihr zu der kleinen Inſel fahren; du ließeſt ſie aber gar nicht fort. Du ſtand'ſt mit ihr und ſtand'ſt, und redeteſt und redeteſt, und hobſt deinen Arm ſo —“

„Na, wie hob ich ihn denn?“

„Ach, das iſt ja gleich. Ich find' nicht das Wort!“

„Dann räſonnier' auch lieber nicht über deinen Vater —“

„Aber räſonnier' ich denn? Du ſpektakelſt ja über mich. Wegen meiner ſogenannten Freundſchaft mit ‚Mainſelling‘; weil ich mit dem Feudaladel nicht Schritt halte. Aber was thuſt du denn, wenn ich grade mit ihr in einem intereſſanten Geſpräch bin und denke, jetzt kommt's — und auf einmal fährſt du mit deiner ‚Argo‘ um die Ecke, daß man einen Schreck kriegt? und grad' auf uns los, als wärſt du ein Korſar, der unſer Schiff entern will —“

„Jetzt iſt's genug!“ ſtieß Plittendorf hervor und ſtand ärgerlich auf, von einer haſtigen Röte überflogen. „Ich werd' hier ja förmlich ins Gebet genommen, von meinem eigenen Kind! — — Was ich dir alſo noch ſagen wollte — — Ja, was wollt' ich ſagen. Dieſe närriſchen jungen Mädchen machen einen ganz verwirrt! — Richtig: Riſtow. Sein Brief. Er hat mir geſchrieben —“

„Ach du lieber Gott! Was hat er denn geſchrieben?“

„Er kommt heute abend. Er bleibt einen Tag. Das muß ich mir ausbitten: daß du dieſe kurze Zeit freundlich mit ihm biſt, ihn nicht vor den Kopf ſtöß'ſt —

um einmal dieſen trivialen Ausdruck zu gebrauchen. Ich gehe jetzt, ihm 'nen Wagen an die Bahn zu ſchicken. Alſo keine Eulenſpiegeleien, Rike; und wenigſtens ſo lange er hier iſt, bändige deine Vertraulichkeit mit der Dorfſchneiderstochter — von der ich nun übrigens nicht mehr zu ſprechen bitte!"

IV.

„Kommen Sie, kleine Puppe," ſagte Friederike ein paar Stunden ſpäter und ſtieg in ihren ſchwarz und weiß bemalten ‚Neptun'; „wir nehmen heut jede zwei Riemen und rudern mit aller Macht, bis wir über den See in die letzte Bucht kommen. Da gehn wir dann in einer Ecke vor Anker und erwarten den Feind!"

„Was für einen Feind?" fragte Hilde.

„Wie drollig fein es oft klingt, wenn Sie ſo träumeriſch ſprechen. ‚Was für einen Feind?' Den Landſtutzer, wie ich ihn nenne. Das iſt eine Zierpflanze; ein furchtbar guter Menſch, aber affig und langweilig. Er intereſſiert ſich ſehr für mich, und ich intereſſier' mich gar nicht für ihn. So iſt die Geſchichte! — Wir wollen nun wenigſtens fliehen, ſo weit wie wir können!"

Mit einer trotzigen Kopfbewegung nach dem Hauſe zurück fing ſie an zu rudern; die langen mageren Arme zogen kräftig an. „Aber was ſoll ich dabei?" dachte Hilde, die gehorſam mitruderte. Sie fühlte ſich wirklich wie eine Puppe, die von der andern in ihr Boot mitgenommen wurde; ihr war ſo unperſönlich zu Mut. Sie mühte ſich aber mit aller Sorgfalt, ſchön im Takt und ganz nach des Fräuleins Art zu rudern. Schneller als je flogen ſie durch die Kanäle hin, an den bleichen

Marmorfiguren und den Ruheplätzen zu beiden Seiten vorbei, dann über den faſt eirunden See mit der großen und kleinen Inſel, bis ſie die letzte Bucht erreicht hatten. Der Park war hier noch nicht zu Ende; er ging aber in einen Föhrenwald über, der eine ſchiefe Ebene anſtieg. Ein ſchmaler Waſſergraben ſchlängelte ſich noch ein wenig in den Wald hinein; auf Friederikens Kommando wurden die Ruder eingezogen und der „Neptun“ fuhr in dieſen Graben, wie in einen Hafen. Er berührte faſt den Grund, ſo ſeicht war es hier. Lange, ſcharfe, graugrüne Schilfrohrblätter wuchſen aus dem ſchlammig dunklen Waſſer in die Höhe; ſie knirſchten und bogen ſich, während die Gondel zwiſchen ihnen vordrang. Dann richteten ſie ſich wieder auf.

„Sehn Sie, Fräulein,“ ſagte Hildegard, die den Rohrſtengeln mit den leuchtenden Augen folgte. „Die ſehn doch grad' wie Speerträger aus, die den Graben gegen uns verteidigen. Und wie ſie ſich wehren!“

„Die Kleine iſt wieder komiſch,“ ſagte Friederike; „was die alles phantaſiert! — Ich hab' die ‚Speerträger‘ kaum geſehn. Warum ſingen denn aber keine Vögel? Ich dachte: hier hören wir ein ganzes Abendkonzert.“

Hilde lächelte beſcheiden: „Ach, Fräulein, das iſt vorbei! 's iſt ja Ende Juli! — Dafür machen die Krähen da oben deſto mehr Spektakel —“

„Was liegt mir an den Krähen!“ ſagte Friederike, griff ins Waſſer und riß einen der Schilfſtengel aus.

„Ach, ich hab' ſie doch gern,“ warf Hilde hin. „Sehn Sie, wie gemütlich ſie über ihrem Wald ſpazieren fliegen; oder bei den braunen Neſtern hocken und einmal eins in den Himmel hinein ſchwatzen — und dann

bummeln ſie wieder herum. Wie wenn ſich am Sonntag die Dorfleute auf dem Kirchenplatz verſammeln —"

Sie ſah die ſchillernden Augen des Fräuleins mit einem ſonderbaren Ausdruck auf ſich gerichtet und verſtummte verlegen, als hätte ſie etwas Dummes geſagt. „Sie reden ja förmlich wie gedruckt," erwiderte Friederike nach einer Weile; es war nicht klar, ob ſie bewundern oder ſpotten wollte. „Manchmal denk' ich wirklich: Chriſtian Zöller hat recht! — — Aber Chriſtian Zöller. Da wir jetzt allein ſind. Geſtern abend wurden wir unterbrochen; mein Herr Vater mußte auch grade mit ſeinem Schnellfahrer um die Ecke ſauſen . . . Nun reden Sie doch einmal von was Ernſthaftem; was gehn uns die Krähen an! Wie war's alſo unter dem berühmten Lindenbaum? als Sie und Chriſtian Zöller ſo verſuchsweiſe erſchlagen wurden? — Ach nein, falten Sie nicht wieder Ihre frommen Hände. Ueber die Krähen konnten Sie ſo ſchön und ſo fließend ſprechen. Und ich, ich erzähl' Ihnen all' meine Gefühle und Erlebniſſe . . . War er ſehr lieb mit Ihnen unter dem Lindenbaum?"

„Aber es iſt ja ſo gleichgültig," ſagte Hilde mühſam, von einem inneren Widerwillen geſchüttelt. „Warum müſſen Sie immer wieder — — Sie wollten ja nicht mehr neugierig ſein!"

Ein mattes Lächeln begleitete dieſe letzten Worte. Friederike lächelte aber nicht, ſie warf die Lippen auf, ſehr gekränkt: „Das iſt aber gar nicht ſchön von Ihnen, Sie kleines verſchloſſenes Ding! Man iſt hier ſo freundlich und ſo lieb mit Ihnen; und ich behandle Sie beinahe wie eine Schweſter — ja, wie eine Schweſter. Ich ſage Ihnen alles. Jetzt wieder über dieſen Landſtutzer;

als gehörten Sie zur Familie. Sie aber — — Nein, jetzt muß ich einmal dieſe Auſter öffnen. Sie ſind wirklich wie eine Auſter ... Er hat Sie doch geküßt?"

„Wozu wollen Sie das nur wiſſen?" fragte Hildegard, ihren zarten Körper zuſammenziehend.

„Sie fragen aber auch komiſch. Erſtens ſind wir beide achtzehn Jahre alt; da fragt man ſich doch nach ſolchen Sachen. Dann aber — — ach, das wiſſen Sie ja. Es iſt mir doch nicht gleichgültig ... Wie es zwiſchen Ihnen beiden ſteht, meine ich. Weil Sie ein ſo intereſſantes Paar ſind. Alſo heraus damit! ‚Unter der Linde auf der Heide', wie's in dem alten Lied heißt — was iſt da geſchehn?"

„Ich könnt's Ihnen ruhig ſagen," antwortete Hilde; obwohl ſie doch fühlte, ſie könnt' es eigentlich nicht. „Wenn Sie aber ſo kommandieren: ‚heraus damit!', dann ſag' ich kein Wort!"

„Gut, dann will ich nicht kommandieren — ſondern recht ſchön bitten. Ach Sie kleiner Sonnenſchein, ach Sie kleine Muſe, ach Sie verirrter Schmetterling, Sie Stückchen Poeſie — öffnen Sie einmal Ihr holdes kleines Mündchen. Wie war's unter dem Lindenbaum? — Sie blinken nur mit den Augen, ſagen aber nichts. Was iſt denn da hinter mir?"

Friederike wandte ſich und verſtand nun: vom See her kam ein zweites Boot, die „Argo", Plittendorf ruderte es mit raſchen Schlägen; Riſtow ſaß am Steuer. Der junge Mann war ganz in feinen Nanking gekleidet; ſein Strohhut hatte dasſelbe Gelb. Blutrot dagegen „ſchrie" ſeine große Kravatte. Friederike ward rot vor Aerger über dieſe Störung; ſie biß ſich auf die Lippe. Die

„Argo“ kam herangeſchoſſen, Riſtow grüßte mit ſeinem Hut, nach der neueſten Grüßmode; das Mädchen rührte ſich nicht.

„Was treibt ihr denn?“ rief Plittendorf aus der Bucht, am Eingang in den Graben. „Fritz, der Gärtnerjunge, ſagte mir, ihr hättet euch eingeſchifft; ich mit Herrn Riſtow euch nach. Aber reitet euch der Böſe, daß ihr euch in den letzten Winkel verkriecht? — So kommt doch aus dem ſackermentſchen Graben heraus!“

„Uns reitet niemand,“ antwortete Friederike, während ſie ein Ruder auf den Grund tauchte und ihren „Neptun“ nach der Bucht zurückſtieß. „Wir wären ſchon von ſelber gekommen —“

„Ich hoffe, ich ſtöre nicht!“ fiel Riſtow ein, mit ſeinem gutmütigen, entwaffnenden Lächeln, und lüftete noch einmal den Hut. „Mir kam plötzlich ſo heftig der Gedanke, ich ſollte die Herrſchaften einmal wiederſehn; da riß ich mich von den Kommilitonen los und turnte auf der Eiſenbahn her!“

Friederike hob ihre Brauen: „‚Kommilitonen‘, ſagen Sie. Sind Sie denn auch Student?“

Riſtows rundes Geſicht errötete ein wenig: „Nein, natürlich nicht. So weit bin ich ja nicht in den Wiſſenſchaften vorgedrungen . . . Ich halte mich da nur ſo auf — allgemeine Bildung — Vergnügen. Bei den Studenten iſt das meiſte Vergnügen; darum ſchließ' ich mich ihnen an. Ganz famoſe Leute, unter denen ich mich befinde; einer davon, der netteſte, ſchickt durch mich eine Menge Grüße — an Sie und an Sie!“

Er ſah Friederike und dann Hilde an; dieſe etwas kürzer.

„Wer kann denn das sein?“ fragte Friederike, die Achseln zuckend.

„Das ist Christian!“ sagte Hilde zu gleicher Zeit.

„Ganz recht!“ entgegnete Ristow, leutselig nickend; darauf warf er einen unwillkürlich fragenden Blick umher, der bedeuten sollte: wird man der da vorgestellt? — Es rührte sich aber niemand. „Also Christian Zöller läßt grüßen,“ fuhr er mit seiner studentisch fidelen Heiterkeit fort. „Wir sind jetzt die Unzertrennlichen, er ist ein zu famoser Kerl; so erzählte ich ihm denn auch gleich, daß ich auf zwei Tage nach Seedorf wollte. Da trug er mir ganz ausdrücklich auf, ihn der ‚schneidigen Tochter des Hauses‘ zu empfehlen; — er sagte auch noch: ‚der schönen Tochter‘, das behalt' ich aber für mich. Und dann wär' da jetzt noch eine, die müßt' ich ebenfalls vielmals grüßen: ‚Hilde Mahlmann‘ — so nannte er sie.“

„So heißt sie ja auch,“ bemerkte Friederike.

„Ja, natürlich, so heißt sie ja auch! — — Also was ich bestellen sollte, hab' ich ausgerichtet!“

Friederike verneigte sich, als danke sie für beide. „Nun haben Sie wohl alles gesagt, was Sie zu sagen hatten; also können wir nun weitersegeln!“

Plittendorf fuhr etwas in die Höhe; ihn reizte schon lange die schnöde Miene, mit der seine Tochter den etwas hilflosen Jüngling anblickte. „Ganz recht,“ sagte er rasch; „machen wir noch eine kleine Rundfahrt. Unser lieber Gast soll alles sehn; das ganze Seedorfer Paradies! — Ich hab' ihm aber unterwegs erzählt, daß du das kleine Mamsselling, die ‚Hilde Mahlmann‘, angebändigt hast, mit dir englisch zu rudern; und wie gut das die Kleine gelernt hat. So einen ehrgeizigen jungen Mann läßt das nun

natürlich nicht ſchlafen. Er will auch in deine Schule. Ich hab' ihm zugeſagt: gegen ein angemeſſenes Honorar willſt du's übernehmen ... Alſo changez! Mamſell kommt zu mir, Riſtow in die Schule!"

Er legte Boot neben Boot; Friederike ſah ſchweigend zu, wie der junge Mann der Kleinen hinüberhalf, dann zu ihr in ihr Schiff ſtieg. Sie war überraſcht; ſie ſuchte ſich offenbar in Geduld zu faſſen. Plittendorf warf ihr noch einen Blick zu, der ſie an ihre Pflichten mahnte; dann gab er dem „Neptun" einen Stoß, der ihn von ſeiner „Argo" hinweg und in die Bucht hinaustrieb, und fuhr mit Hilde davon.

„Ob er's ſo geſchwind lernen wird?" ſagte er behaglich rudernd, über ſeine eigene Kriegsliſt halbverſtohlen lächelnd. „Na, was liegt daran. Laſſen wir die jungen Leute. Steuern wir Alten unſern eigenen Kurs!"

Hilde lächelte.

„Na ja — einer von uns iſt alt. Was Sie aber für ein allerliebſtes, entzückendes Lächeln haben; — man möcht's immer ſehn. — Oder finden Sie mich noch nicht alt?"

Sie ſchüttelte den Kopf. Sein Blick war ihr ſchon wieder unheimlich; ſprechen mochte ſie nicht.

„Eigentlich bin ich's auch nicht," fuhr er fort. „Leider noch viel zu wenig; viel zu wenig ... Die beiden fahren über den See; wir könnten unterdeſſen einmal in die kleine Bucht mit der weißen Brücke fahren. Da ſtehen ein paar von unſern ſchönſten Bäumen; — waren Sie da ſchon?"

„Ich weiß nicht," murmelte ſie. — „O ja."

Er that, als hätte er nur das „Ich weiß nicht" gehört; „dann müſſen Sie hin!" ſagte er und ruderte aus

dem See hinaus. Sie kamen in einen Kanal, der eine ſchöne kleine Lichtung durchſchnitt, dann in eine tiefgrüne Schattennacht üppiger Baumrieſen eindrang. Hier war vollkommene Einſamkeit, wie es ſchien; das Ufer umſäumte allerlei Gebüſch, Weiden und Erlen darunter; nur eine kleine weiße Brücke, die aus der Dämmerung herüberleuchtete, erinnerte an Menſchenwerk und Menſchennähe. Oben rührte ſich hie und da ein Vogel in den Zweigen. Häher ſchnarrten, ein Specht hämmerte in dämpfender Ferne. Man konnte auch noch Zwitſchern hören; Singen war es nicht mehr zu nennen.

„Hier gefällt's Ihnen?“ fragte Plittendorf, die mehr und mehr erblaßte Hilde durch ſein freundlichſtes Lächeln ermutigend. „Hier iſt's poetiſch, wie?“

Sie nickte.

„Und dabei wir zwei ſo allein! — Ich hab' mir das eigentlich längſt gewünſcht: einmal nur mit Ihnen, Sie in meinem Boot. So wie hier, ganz einſam, in der erhabenen Natur . . . Das heißt, was iſt erhaben; das Beſte bei alledem iſt ja doch der Menſch. So ein kleiner Menſch wie Sie, der aber durch ſeine Seele groß iſt; — wirklich, wirklich merkwürdig: Sie ſind ein ganz beſonderes Weſen. Werden Sie nur nicht ſo bleich und ſo ſtarr; warum? — Ich hab's damals gleich geſehn, als Sie unter dem denkwürdigen Baum lagen — — Aber davon wollen wir jetzt nicht reden; ſitzen Sie nur ſtill. Ein merkwürdiges, eigenartiges, ganz beſonderes Weſen. Und in dieſer Dämmerung, wo Ihnen jetzt das Licht ſo zwiſchen den Blättern durch auf das ſüße kleine Geſichtchen fällt — — Sehen Sie nur einmal ins Waſſer, in den großen Spiegel!“

„Wozu?“ ſtammelte ſie.

„Aber warum denn nicht? — Kleine Mamſell, zieren Sie ſich doch nicht. Das iſt für die Zierpuppen, für die Modedamen, aber doch nicht für Sie. So ein Kind der Natur wie Sie ... Einen Blick aus Ihren großen Augen in den großen Spiegel!“

Sie überwand ſich und ſah über den Bord in die bewegungsloſe, dunkle Flut. Ihr Geſicht kam ihr entgegen, ſo blaß, daß ſie faſt erſchrak.

„Na ja!“ ſagte er, offenbar ihr Gefühl erratend; „Farbe haben Sie jetzt zu wenig in dem lieben kleinen Geſicht. Als fürchteten Sie ſich vor irgend was ... Dann ſollten Sie auch das Haar nicht ſo ſchlicht und glatt geſcheitelt tragen; das iſt leider ſo Brauch hierzulande; aber Ihnen ſtänd' was andres beſſer. Locken, Locken, Hilde! — Aber das feine Näschen; ſehn Sie. Aber ſehn Sie doch! Und die berühmten Augen; und der liebe Mund. Ja, den möchte man — — Dankbar ſind Sie aber auch gar nicht, kleine Lindenblüte; ſonſt würden Sie's Ihrem Wohlthäter längſt ein wenig vergolten haben ...“

„Wem denn? Was?“ hauchte ſie hervor, dem Vergehen nahe.

„Nun, wer iſt denn Ihr Wohlthäter? Hab' ich Sie nicht damals unter der Linde wieder zum Leben gebracht? — Dafür konnten Sie mich doch ein bißchen belohnen; wie? — Sie denken aber wohl: unaufgefordert thut man das nicht. Ich fordere Sie alſo auf, kleiner Schatz. So ein holdes junges Leben zu retten, das iſt doch was wert. Wie hoch taxieren Sie das? Was geben Sie mir?“

„Bitte, laſſen Sie mich ausſteigen," ſagte Hilde kaum hörbar, mit einem flehenden Blick.

Plittendorf lächelte: „Nein, das geht nicht ſo. Dankbarkeit muß ſein. Geben Sie mir auf Abſchlag einen Kuß; dann laſſ' ich Sie ausſteigen. Sonſt nicht!"

„Was machen Sie?" fragte er, da das Mädchen plötzlich aufſtand und das Boot zu ſchwanken begann. „Fallen Sie nicht ins Waſſer!"

Sie öffnete die Lippen, um etwas zu ſagen; dann wandte ſie aber horchend den Kopf und blieb ſtill. Sie hörte das „Zwitſchern" von Friederikens Rudern, und das heranrauſchende Boot. Langſam hob ſie die Hand zum Herzen, das wieder zu ſchlagen anfing. Nach einigen Augenblicken erklang auch das „Ahoi!" der hellen Sopranſtimme, das faſt jeden Abend den Park durchſchallte.

„Ahoi!" rief es wieder, und der „Neptun" erſchien unter den Eichen und Buchen des Kanals. „Wo ſeid ihr? Wo verſteckt ihr euch?"

Friederike hob eines ihrer naſſen, von Streiflichtern ſchimmernden Ruder, wie um zu ſalutieren. Plittendorf ſtieß einen kurzen, ungemütlichen Laut aus; Hilde atmete tief. „Ich wär' ins Waſſer geſprungen!" dachte ſie.

V.

Auf die reine Hitze dieſer Sommertage folgte wieder Schwüle; drohende Wolken zogen über den großen See, oder ſchienen ſtundenlang über ihm zu ſchweben. Riſtow war am zweiten Abend wieder abgereiſt; Hilde hatte ihn nicht mehr geſehn. Man hatte ſie ſich ſelbſt überlaſſen.

Sie saß jetzt in ihrem Zimmer, als es dämmerte; am Fenster genoß sie das sinkende Licht, das sie so sehr liebte, auf eines ihrer wenigen Bücher, „Schillers Gedichte", gebeugt. Ueber der Musik dieser Verse und Gedanken konnte sie am besten die beklemmende, beängstigende Wirklichkeit vergessen . . . Eine Stimme an ihrer Thür schreckte sie aber aus der schönen Stille auf. Dörte, eines der Dienstmädchen, erschien. Das Fräulein schicke sie her, Mamsell möchte zu ihr in ihr Zimmer kommen.

Hildegard seufzte leise, schlug den geliebten Schiller zu und ging die Treppe hinab. Im ersten Stock lag Friederikens kokett reizendes Rokokogemach, auf der Parkseite; durch doppelte und gefütterte Thüren gegen die Geräusche des Ganges geschützt, den übrigens dämpfende Laufteppiche bedeckten. Als Hilde etwas zaghaft eintrat, sah sie zu ihrer Verwunderung, daß in dem verdunkelten Zimmer — denn die blaßrosafarbenen Vorhänge waren geschlossen — schon vier Kerzen brannten. Zwei silberne Doppelleuchter standen auf einem kleinen Tisch, der mitten ins Zimmer gestellt war. Ein weißes, damastenes Tuch war über ihn hingebreitet; ein großes schwarzes Buch lag auf ihm zwischen den Leuchtern, sonst nichts.

„Sie wundern sich wohl sehr?" fragte Friederike, da Hilde diese Anstalten stumm betrachtete, und trat aus einem der Vorhänge heraus. Der Kerzenschein, der sie nun beleuchtete, zeigte ihr schwachgerötetes Gesicht von einem schwarzen Schleier umrahmt, in den sie sich nach italienischer Art malerisch gehüllt hatte. Sie war offenbar aufgeregt; ihre Augen leuchteten auch anders als sonst. Alles an ihr war ernst, bis auf die Haltung der zusammengelegten Hände. Sie blieb eine Weile so stehn, dann stellte sie

ſich mit einer ſonderbar ſteifen, theatraliſchen Feierlichkeit an den kleinen Tiſch.

„Ja, ich hab' Sie rufen laſſen," fing ſie wieder an, da Hilde ſchwieg; „denn ſo kann es nicht bleiben ... Dieſer Riſtow mit ſeinen Dummheiten, und mein Vater, der mir immer zuredet ... Da will ich wenigſtens wiſſen, wie es mit dem andern iſt. Ob ich noch auf den — — Das müſſen Sie einſehn. Sehn Sie das ein? Sie kleiner Störenfried. Sie ſind ja gar nicht dumm; ſehn Sie das ein?"

„Was wollen Sie von mir?" fragte Hilde und drückte dann die Zähne zuſammen.

„Nur was Sie mir ſchuldig ſind. Als dieſer Riſtow fort war — und mein Vater ſich ausgeſprochen hatte — da hab' ich meinen Entſchluß gefaßt. Sie ſollen einmal bekennen, wie es zwiſchen euch ſteht; denn ich muß es wiſſen! Nein, den Kopf ſchütteln, das geht nicht mehr. Und die kleinen Zähne da müſſen auseinander. Bitte, ſtellen Sie ſich auch an den Tiſch. Kennen Sie das ſchwarze Buch? Das iſt die Bibel; auf die ſchwört der Chriſt. Die Bibel, die ich zur Konfirmation geſchenkt bekommen habe. Legen Sie Ihre Hand darauf, und dann ſchwören Sie!"

Hilde mußte einen Augenblick lächeln, ſo komiſch feierlich ſtand das lange Fräulein mit dem jungen Dirnsgeſicht da; im Herzen war ihr aber bang' zu Mut. „Ach, laſſen Sie das!" preßte ſie hervor. „Was ſoll das. Ich hab' Ihnen nichts zu ſchwören —"

„Doch!" ſagte Friederike gebieteriſch. „Ich bin Ihre Herrſchaft. Aber wenn ich auch nicht Ihre Herrſchaft wäre — Sie ſind mir das ſchuldig. Sehn Sie das doch ein. Es handelt ſich um meine Zukunft, um mein Lebens-

glück. Sie ſollen ja ein gutes Werk thun. Sehn Sie das doch ein!“

Hilde legte ihre rechte Hand auf den Rücken; „nein!“ ſagte ſie, „ich ſeh's nicht ein. Gute Werke thu' ich gern; aber ſolche nicht. — Was ſollt' ich denn ſchwören?“

„Ob er Ihnen verſprochen hat, daß er Sie einſt heiraten will. Chriſtian Zöller, mein' ich. Und wie es damals unter der Linde zwiſchen Ihnen geweſen iſt. Legen Sie Ihre Hand auf das Buch!“

„Das werd' ich ganz gewiß nicht thun,“ ſagte Hilde trotzig. „Ich ſteh' hier ja doch nicht vor Gericht. Bitte, laſſen Sie das — und laſſen Sie mich gehn!“

Sie blickte nach der Thür. Als Friederike das ſah, ſprang ſie hinter dem Tiſch hervor, an dem Mädchen vorbei, und zog von der Thür den Schlüſſel ab. Dann ging ſie zu dem Tiſch mit den vier Kerzen zurück. „So!“ ſagte ſie. „Jetzt fügen Sie ſich. Einer muß ſich fügen. Was denken Sie denn; Sie machen mich ja krank vor Aufregung, mit dem ewigen Warten und Wollen und Nichtswiſſen. Hinaus laſſ' ich Sie nicht; ſo halt' ich es nicht mehr aus. Thun Sie Ihre Pflicht!“

„Meine Pflicht?“ ſtieß Hilde hervor, der nun die Lippen zu beben begannen. „Wie können Sie zu mir ſagen: ‚Thun Sie Ihre Pflicht!‘? Hab' ich die nicht immer gethan? — Das iſt aber nicht meine Pflicht! — ‚Einer muß ſich fügen,‘ ſagen Sie. Muß denn ich das ſein? Ich bin auch ein Menſch wie Sie; ich hab' mein Herz und meine Seel' und mein Gewiſſen für mich allein, grad' ſo gut wie Sie. Krank mach' ich Sie, Fräulein? Was denken Sie denn, was Sie hier aus mir machen? Ich zitt'r und beb' ja ſchon, wenn Sie mich nur wieder

ankucken und an mir herumfragen. Ich ſoll für Sie von Glas ſein; als hätten Sie mich auf dem Jahrmarkt gekauft. Sie wollen mich nehmen wie 'ne Weihnachtspupp' und mich auftrennen: was iſt denn drinn? — Ich bin aber ein Menſch wie Sie —"

„Das weiß ich ſchon," fiel Friederike ihr ins Wort, vor Zorn blaß geworden; „das haben Sie ſchon geſagt. Sie ſollen ja auch ſchwören wie ein Menſch, nicht wie eine Puppe. Hören Sie mich noch einmal an!"

„Nein — laſſen Sie mich gehn. Ich will dieſes Haus verlaſſen; was ſoll ich noch hier. Ich hab' genug. Ich laſſ' mich nicht zwingen. Schließen Sie wieder auf!"

„Wollen Sie mir was befehlen?" ſagte das Fräulein und lachte auf. „Das wär' ja doch komiſch. Sie bleiben ſo lange hier, bis ich Sie gehn laſſe, und ich ſchließe auf, wann ich will!"

„Fräulein!" rief Hildegard aus. „Ich bitt' Sie! — Ich beſchwör' Sie!"

„Beſchwören Sie lieber das, was ich von Ihnen verlange. Dann ſchließ' ich auf!"

Hildegards Augen füllten ſich mit Thränen der Wut. Sie wiſchte ſie aber mit den umgekehrten Händen hinweg, eine nach der andern; dann ſtürzte ſie ſich mit einer jähen Bewegung auf das Fräulein zu. Wie eine junge Wildkatze ſprang ſie und griff nach ihrer rechten Hand. Friederike wußte kaum, wie ihr geſchah: ſo ſchnell war die Hand geöffnet und der Schlüſſel fort. Hilde lief zur Thür, ſteckte den Schlüſſel mit zitternden Fingern ins Loch und ſchloß auf. Wie ein davonhuſchender Vogel war ſie dann verſchwunden.

VI.

„Wo bin ich denn eigentlich?“ dachte Hilde nach einer Weile, riß die ſtarrenden Augen auf und blieb ſtehn. Sie war die Treppe hinuntergeſtürzt und hinausgelaufen; immer weiterrennend, ohne es zu wiſſen, hatte ſie nur immer dasſelbe wie im Fieber in die Luft geſprochen: „Fort muß ich nun! — Ich muß fort! — Aber mein Gott, wohin?“ — Sie ſah jetzt umher, nach mehr Atem ringend; ihr ward bewußt, daß es dunkel geworden war; am Himmel, zwiſchen den Wolken, erſchienen einige matt glänzende Sterne, vor ihr lag der kleine See. Sie war alſo tief in den Park hineingelaufen . . . „Was nun? Was nun?“ dachte ſie, ſich die verwirrten Haare aus der Stirn ſtreichend — ſie hatte wohl darin gewühlt — und langſam zurückgehend. „Das Fräulein kann ich nie wieder ſehn . . . O wär' ich erſt fort! O wär' ich doch vorgeſtern Abend ſchon davongelaufen — als er — — Aber wohin? wohin?“

Sie ging auf dem Fußweg, der neben dem Kanal zum Herrenhaus führte; in der Nacht der Baumſchatten konnte ſie doch noch den Kies des Weges und das dunkle Waſſer von einander ſcheiden. Leiſe vor ſich hin redend, wieder unbewußt, ſtieß ſie auf einmal auf etwas Hartes, das ſie nicht bemerkt hatte. Es war eine Bank, die auf einem der Ruheplätze am Kanal ſtand, an ein Gebüſch gelehnt. Sie hielt einige Augenblicke an, wie verwirrt; dann ging ſie vorbei.

„Aber was iſt Ihnen denn?“ fragte eine Stimme. Hilde fuhr zuſammen. Von der Bank erhob ſich etwas; es glühte etwas Rötliches auf; nun erkannte ſie Herrn Plittendorfs Geſicht, auf dem ſich der ſchwache Wieder-

ſchein ſeiner Cigarre zeigte. „Wie kommen Sie denn jetzt hierher?“ fragte ſeine wohlklingende Baßſtimme weiter. „Sie reden ja mit ſich. Und was ſeufzen Sie?“

Hilde faßte ſich, ſo gut ſie konnte. Dann brachte ſie heraus: „Herr Plittendorf, ich muß fort!“

„Warum nicht gar!“ ſagte er gemütlich erſchrocken. „Macht das ſchwüle Wetter Sie närriſch? — Warum müſſen Sie fort?“

„Weil — — Fragen Sie Ihre Tochter, Herr Plittendorf. Ich kann nicht mehr bleiben! Bitte, laſſen Sie mich fort!“

„Nu, nu, nu!“ erwiderte er. „So ſchlimm wird's ja wohl nicht ſein ... Will jemand durchaus von mir fort, ſo halt' ich ihn nie; das verſteht ſich für mich von ſelbſt. Ich bin ja kein Tyrann; und es gibt ja Leute genug! — Aber das müſſen Sie mir erzählen, Kind. Fürchten Sie ſich nicht; ich thu' Ihnen ja nichts. Ich ſaß hier und rauchte; ich liebe dieſe ſchwülen Abende ... Alſo meine Tochter! Was hat Ihnen die gethan?“

„Bitte, laſſen Sie mich nach Hauſe gehn,“ ſagte die geängſtigte Hilde mit ſchwacher Stimme; „und dann morgen fort!“

„Aber ſo warten Sie doch, Sie kleine Nachtviole, bis ich weiß, was es gibt! — Meine Tochter hat Sie gekränkt, nicht wahr ... Sagen Sie nur ruhig Ja. Ich kann mir's ſchon denken. Sie hat ſo leicht Feuer im Dach; und außerdem kann ſie ihre Eulenſpiegeleien nicht laſſen; das weiß ja niemand beſſer als ich. Sehn Sie, ich ſpreche mit Ihnen ſo offenherzig wie kein andrer Vater; wie mit einer kleinen Freundin. Nun bitte ich aber auch um etwas Vertrauen! Wenn ich Ihnen ſage, Kind: meine

Tochter wird's wieder gut machen, ſie hat ja einen noblen Sinn und ein weiches Herz; ich werde dafür ſorgen; Ihnen ſoll in meinem Hauſe keine Kränkung geſchehn — nun? Bleiben Sie dann?"

„Ach, Herr Plittendorf!" ſeufzte die arme junge Seele auf. Sie dachte wieder: „Wohin? wohin?"

„Das läßt ſich ſchon hören," antwortete er mild und herzlich und ſchien dabei zu lächeln. „‚Ach, Herr Plittendorf!' Das iſt ſchon ein Anfang! — Alſo nun ſeien Sie ein gutes Kind, fahren Sie ſo fort; ſetzen Sie ſich an meine grüne Seite; denn erzählen müſſen Sie mir ja doch, was Ihnen geſchehen iſt. Belauſchen thut uns hier niemand. Stört meine Cigarre Sie, dann werfen wir ſie weg —"

Er ſchleuderte ſie in das dunkle Waſſer, das unhörbar vorbeifloß. Sie ziſchte und verſchwand.

Hildegard blieb ſtehen. „Ach, wenn wir lieber nach Hauſe gingen," ſagte ſie ſo ſanft wie möglich, um ihn nicht zu kränken.

Es ſchien, daß er nur auf den Ton hörte und nicht auf die Worte; denn er begann nun auf einmal leiſer und doch dringender zu ſprechen, etwas näher an ihrem Geſicht. „Wenn wir lieber nach Hauſe gingen," wiederholte er; „warum, kleine Hilde? Lieber *nicht* nach Hauſe! Hier können wir die Sache gut zu Ende ſprechen; und ich kann Ihnen hier verſichern, Sie verzagtes Kind, daß Sie es immer gut bei uns haben werden, beſſer als irgendwo auf der Welt; daß ich dieſes ſonderbare, romantiſche Weſen gegen jedermann beſchützen werde wie ein alter Ritter . . . Aber etwas lieb und hold muß ſie dafür ſein! — Sehn Sie nur: dieſe weiche Nacht. So warm und

ſo ſchwül, wie damals im Juni, als Sie mit Ihrem Chriſtian koſten; uns droht aber kein Wetterſchlag. Ich hab' Sie ja lieb; merken Sie denn das nicht? Ich ſehne mich die ganze Zeit, auch einmal ſo glücklich zu werden wie Ihr Chriſtian —"

„Mein Gott! mein Gott!" rief Hilde aus, doch faſt ohne Stimme. Es ward ihr volle Nacht vor den Augen; ein entſetzliches Gefühl lähmte ſie, ſie konnte ſich nicht regen.

„Sei doch nicht ſo ſpröd', kleine Sünderin!" flüſterte Plittendorf. „Mit ihm warſt du damals ſo gut, unter der Linde; nicht? Und ich hab' die kleine Sünderin dann wieder lebendig gemacht. Dafür ſei nun ein wenig gut mit mir —"

Er legte einen Arm um ſie.

Bei dieſer Berührung erwachte ſie aus der Starrheit, aus dem Todesgefühl. Sie fuhr zuſammen, es that ihr wohl. „Rühren Sie mich nicht an!" ziſchte ſie. „Laſſen Sie mich gehn!"

„Wie könnt' ich dich ſo gehen laſſen," ſchmeichelte er an ihrem Ohr. „Ach, ſei nicht ſo undankbar —"

Er ſuchte ſie in ſeine Arme zu ziehen. In demſelben Augenblick riß ſie ſich los, hob ihre Hände und ſprang in den Kanal.

„Was machen Sie? Sind Sie unklug?" rief Plittendorf nach dem erſten ſtummen Schreck. Er trat vor und ſprang ihr nach. Er griff umher und faßte einen ihrer Arme. Das Waſſer war nicht tief, er konnte ſtehen, ohne daß es ſeinen Hals berührte; Hildes Kopf war aber doch untergeſunken, jetzt tauchte er wieder auf. Plittendorf nahm die naſſe Geſtalt, die ſich noch einmal zu wehren

ſuchte, dann aber hilflos zwiſchen ſeinen Armen hing. Er trug ſie auf das Ufer zurück, das nicht allzu hoch war. „Kind!“ ſagte er, noch immer ſehr beſtürzt. „Wie konnten Sie das thun?“

„Sprechen Sie nicht mehr zu mir!“ brachte ſie mit einem Reſt von Atem hervor. „Ich will fort! gleich fort!“

Sie ſtieß ihn von ſich und ging, ſo geſchwind ſie konnte. Zwiſchen den Bäumen durch ſah ſie Lichterſchein vom Herrenhaus; auf den ging ſie zu. Plittendorf folgte ihr. Er mußte ſeine größten Schritte machen, um ſie einzuholen. „Aber hören Sie!“ ſagte er, immer hinterdrein. „Hilde! Hören Sie doch! — Wie konnten Sie das ſo ſchwer nehmen! Sie haben es zu ernſt genommen. Ich will nichts von Ihnen. Machen Sie nur keinen Lärm; nehmen Sie Rückſicht, Kind. Begraben wir die Sache. Haben Sie Vernunft!“

„Ich will fort! Ich will fort!“ wiederholte ſie nur immer zwiſchen ſeinen Worten.

So kamen ſie endlich ans Haus, in dem die unteren Fenſter erleuchtet waren, und durch die Parkthür hinein. Man hatte drinnen ihre Schritte, wohl auch ihre Stimmen gehört; aus dem Speiſeſaal trat Frau Steffens auf den Vorplatz hinaus, hinter ihr, halb verſteckt, erſchien Friederike. „Ein kleines Unglück!“ ſagte Plittendorf raſch. „Mamſell iſt im Dunkeln in den Kanal geſtürzt. Ich war in der Nähe, ich habe — — Bringen Sie ſie geſchwind aus den Kleidern und zu Bett, Frau Steffens, haben Sie die Güte. Hoffentlich kommt ſie mit dem Schreck und ohne Erkältung davon!“

Die kleine Hausdame trat ſofort herzu; Friederike folgte, von dem aufregenden Ereignis gezogen. Als aber

Hilde ſie erblickte, ſtreckte ſie heftig einen Arm gegen ſie aus; „nein, nein!“ ſagte ſie. „Das Fräulein nicht. Laſſen Sie mich, laſſen Sie mich. Ich will auch nicht zu Bett! Ich will fort!“

Mit verwundert fragendem Blick ſah Frau Steffens jetzt den Hausherrn an, dem eine verwünſchte Röte in die Wangen ſtieg. „Da haben wir's,“ ſagte er und hob die Stimme. „Das iſt ſchon Fieber. Sie phantaſiert! — Beruhigen Sie ſich, Kind; vor allem müſſen Sie jetzt aus den naſſen Kleidern. Das Weitere findet ſich. Haben Sie die Güte, Frau Steffens, bringen Sie ſie zu Bett!“

Er ſetzte leiſer hinzu: „Sie haben etwas miteinander gehabt, die Kleine und Friederike. Das hat die Kleine ſo aufgeregt ... Morgen bring' ich das alles in Ordnung. Legen Sie ihr, bitte, den Fieberthermometer an und bringen Sie mir dann Beſcheid!“

Frau Steffens, ohne ſich weiter zu erhitzen, nickte ſanft und dienſtfertig. Sie nahm Hildegard bei der noch immer naſſen Hand, raunte ihr einige freundliche, gemütliche Worte zu und führte die ſich willenlos Ergebende die Treppen hinauf.

VII.

Als das Morgenlicht die Vögel weckte, regte ſich auch Hilde; mit einem Seufzer wachte ſie auf. Sie ſah gegen die Decke und im Zimmer umher; alles fiel ihr wieder ein, geſchwind wie im Traum. Die ſchwarze Bibel auf dem weißen Tiſchtuch, unter den vier brennenden Kerzen; die Nacht am Kanal, und wie ſie ins Waſſer ſprang; dann die ruhige, kleine Frau hier oben

am Bett, die aus der Nixe wieder einen Menſchen machte: ſo war wenigſtens Hilde zu Mut geweſen, als Frau Steffens ihr die naſſen Kleider abzog und ihr ein trockenes Hemd über die Schultern warf. Dann, wie ſie im Bett lag, ſtill in ihr Elend verkrochen, Frau Steffens wieder heranſchlurfend mit ihrem Wärterinnengeſicht, das Thermometer in der fetten Hand, das ſie ihr in die Achſelhöhle ſteckte; „Fieber haben Sie nicht," ſagte ſie nach einer endlos langen Zeit, wie es Hilde ſchien. Der „Schlaftrunk", den ſie dann trinken mußte, damit „die dummen Nerven zur Ruhe kämen"; die leiſe aufgehende Thür, in der das freundliche, verhaßte Geſicht des Herrn Plittendorf erſchien, das zwitſchernde, einſchläfernde Flüſtern zwiſchen ihm und Frau Steffens, bei dem ihr wohl die Sinne vergingen: denn weiter wußte ſie nichts mehr. Was ſollte ſie auch noch wiſſen; war nun doch alles ſo klar, ſo klar. Sie hob den Kopf, blickte auf die Wände, den Boden, wie um auch von dieſem Schauplatz ihres Lebens Abſchied zu nehmen; „ich muß fort!" ſagte ſie tonlos wie ein träumendes Kind vor ſich hin. „Ich muß fort!"

Man hatte ihren kleinen Schreibtiſch an ihr Bett geſtellt, wie ſie nun bemerkte; ihr Leuchter ſtand darauf, auch ein Glas, mit Waſſer gefüllt; neben dem lag ein Brief. „An Fräulein Hildegard Mahlmann" ſtand darauf geſchrieben. Sie las es einige Male mit großen, verwunderten Augen, ohne den Brief zu berühren. „Was iſt das?" dachte ſie. „Wer ſchreibt mir das? Wer hat das hierher gelegt?" — Endlich ſtreckte ſie die Finger aus und nahm ihn in die Hand. Als ſie ihn geöffnet hatte, verwirrte ſie zuerſt die haſtige, etwas undeutliche

Schrift; aber der Tag war schon hell genug, sie konnte alles lesen:

„Wollen Sie durchaus mein Haus verlassen, so halte ich Sie natürlich nicht und gestatte Ihnen, sofort zu zu gehen; bitte nur, stören Sie nicht den Frieden dieses Hauses und tragen Sie nichts hinaus in die Welt. Können Sie sich entschließen, zu bleiben, so gebe ich Ihnen die Zusicherung, daß man Sie kleine Schreckhafte von keiner Seite mehr beunruhigen wird."

„Für alle Fälle lege ich dies hier bei, als die Ihnen zukommende Entschädigung."

„Das hat also er geschrieben!" dachte sie — seine Handschrift war ihr noch fremd — und öffnete das beigelegte Papier. Es fielen Banknoten heraus, wohl mehr, als die Arme je gesehen hatte. Sie zählte sie. Zusammen hundert Thaler: so lagen sie auf ihrem Deckbett. Hundert Thaler; im ersten Augenblick konnte sie's nicht fassen.

„Für mich! zur ‚Entschädigung'!" sprach sie dann vor sich hin, und es schüttelte sie. „Wofür will er mich entschädigen? Was hat er mir denn gethan? — O, wie geht man mit uns armen Leuten um!"

Es litt sie nicht länger im Bett; sie nahm sich auch nicht die Zeit, sich erst anzukleiden. Als sei sie so lange das Geld nicht los, bis sie ihre Antwort geschrieben, setzte sie sich sogleich im Hemdchen an den Tisch, ergriff einen leeren Briefbogen — einen ihrer armseligen, dünnen — und tauchte die Feder ein. Nach kurzem Nachdenken schrieb sie:

„Von dem hier beiliegenden Geld nehme ich nichts, weil es mir nicht zukommt. Möchten Sie aber so gut

ſein und Frau Steffens ſagen, daß ich die fünf Mark behalte, die ich ihr noch zu verrechnen hätte, denn ſo viel kam mir bis geſtern abend zu. Heute früh tret' ich aus Ihrem Dienſt, indem ich von Ihrer Erlaubnis Gebrauch mache. Mit vieler Hochachtung Hildegard Mahlmann."

Sie ſteckte dieſes Briefchen und die Banknoten in einen Umſchlag und ſchrieb „An Herrn Plittendorf auf Seedorf" darauf; dann atmete ſie frei und beinahe fröhlich. Den Umſchlag legte ſie auf denſelben Platz, auf dem ſie ſeinen Brief gefunden hatte. Nun fühlte ſie erſt, daß ſie fror. Ihr fiel nun auch ihr Schickſal wieder ſchwer aufs Herz; die wohl ſchon lange lauernden Thränen wollten ihr aus den Augen ſtürzen. Sie wehrte ſich aber, ſtieß mit dem nackten Fuß auf den Boden; „nein, weinen will ich nicht!" ſagte ſie laut, wie um ſich Mut zu machen; „weinen will ich nicht! Das ſollen ſie doch ſehn: dieſe arme Dirn', mit der ſie ſpielen wollten wie mit ihrer Puppe — und die ſie ‚entſchädigen' wollten, denn ‚für Geld thun ja ſolche Leute alles' — die Dirn' iſt ebenſo ſtolz wie ſie. Und geht mit trockenen Augen und mit gehobenem Kopf wieder in die Welt! Und lacht über euch" —

Doch da ſie nun vom Lachen ſprach, trat ihr auf einmal das Weinen zu nahe. Sie gab es eilends auf, an Lachen und ſolche Dinge zu denken, ſtürzte ſich in ihre Kleider, wuſch und kämmte ſich, und drückte dabei die Augen zuſammen, die mit aller Tapferkeit kämpften. Der Tag ſchien jetzt hell herein; hohe Wolken zogen, von der Morgenſonne ſchon am Rand vergoldet oder roſig gefärbt. Sie raffte ſich ein kleines Bündel zuſammen, das Notwendigſte, legte alles andre zu Haufen — auch die Holz-

ſchnitte von der Wand — und ſchrieb einen Zettel dazu: eine recht artige herzliche Bitte an Frau Steffens, ihr Eigentum ihr nachzuſenden, an die Schweſter Ida, bei Herrn Wangerow in Gollin. Endlich, als alles fertig war, nahm ſie Bündel und Tuch und Hut und ſchlich die Treppen hinab.

Niemand begegnete ihr; die Thür war ſchon offen. Auch draußen auf dem Hof ſah ſie niemand; ſie überſchritt ihn und wanderte nun am Seeufer auf der Landſtraße fort, frei wie ein Vogel — aber auch vogelfrei! fuhr ihr durch den Kopf. „Ja, ja, nach Gollin,“ dachte ſie, „wohin ſollt' ich ſonſt? So nach Haus zurück? Lieber gleich in den See! Ich hab' doch noch Ida; die wird mich liebreich anhören, mit ihrem guten Geſicht, und die kann ich fragen: was nun? — Ach ja, ach ja, recht hat ſie gehabt: ‚du denkſt woll, draußen iſt's beſſer; Kinding, denk' das nicht!‘ — Aber ich muß ja nun doch weiter, in die Welt hinein; hinausmarſchieren darf ich nicht. Ich *will* auch noch nicht. Es kann ja noch kommen, das Glück kann noch kommen; wenn man achtzehn alt iſt. Hurra, hurra, in die Welt!“

Es ward ihr bang bei dieſem Hurra, ſie zitterte faſt; aber ſie ſchritt raſtlos weiter, wie ein Rekrut, dem der Unteroffizier kommandiert hat: „Vorwärts marſch!“ Die Straße verließ den See, zog ſich dann im Bogen um ſeine ſüdöſtliche Ecke herum, wandte ſich nach Nordweſten und erreichte das an ſanfte Hügel gelehnte, nach rechts und links ausgebreitete Gollin. Am meiſten vom See entfernt war das Herrenhaus; die Bauernhöfe und Büdnereien lagen hier und da verſtreut, zum Teil an das Waſſer grenzend; die Taglöhnerkathen zogen ſich an der

Straße hin. Hilde wollte zum Herrenhaus abſchwenken, deſſen weißer Unterbau unter hohen Bäumen hervorſchien; auf einmal verging ihr der Mut. So mit dem Bündel angewandert kommen ... Wenn vielleicht der alte Herr Wangerow vor der Thür ſtand, ſie mit den kleinen Augen verwundert von oben bis unten betrachtete: Dirn', wo kommſt du her? Biſt du da weggelaufen? Oder haben ſie dich fortgeſchickt? — Ihr ekelte vor der ganzen Welt. Sie mochte nicht weiter, ſie ſchüttelte ihren jungen Kopf.

Wie ſtand denn plötzlich Fritz Diſtel vor ihr? Sie hatte doch niemand geſehen. Mit etwas geſpreizten Beinen ſtand die breite Geſtalt wie hingepflanzt mitten auf der naſſen Straße — denn nachts war Regen gefallen und noch nicht aufgetrocknet — und ſtaunte ſie an. Die Worte, die ſie vom alten Wangerow gefürchtet hatte, hörte ſie von ihm: „Dirn', wo kommſt du her?"

Sie faßte ſich ſchnell ein Herz und antwortete: „Na, von wo denn? Von Seedorf. Ich — ich bleib' da nicht."

Fritz Diſtel zog ſeine ſchwachen Brauen hoch. „Donnerwetzſtein!" ſagte er. „Iſt da der große Bankrott ausgebrochen? Sie ſagen ja all, er iſt dem Seinigen gram. Kann keinen ganzen Thaler ſehn" —

„Davon weiß ich nichts," erwiderte ſie. „Ne, Fritz, der hat woll viele ganze Thaler. Ich bin da fortgegangen, weil — — Es ging ſo nicht mehr. Sie waren da nicht gut gegen mich, haben mir allerlei zuleid' gethan ... Warum machſt du ſo'n böſes Geſicht? Glaubſt du mir das nicht?"

„Ach was," brummte er; „ich glaub' dir alles. Aber

daß dir einer was zuleid' thut, das leid' ich nicht. Da krieg' ich einen Zorn —!"

Er ſtieß mit ſeinem Stock auf den Boden, in eine kleine Pfütze, daß die Tropfen ſprangen.

„Biſt 'n guter Kerl!" ſagte Hilde gerührt, doch auch ſchon beklommen: ſo zärtlich und weich ſah er ſie nun an. „Und Ida — die iſt doch zu Haus?" ſetzte ſie hinzu, um von etwas andrem zu ſprechen.

„Natürlich, wo denn ſonſt?" erwiderte er, über die Schultern nach dem Herrenhaus blickend. „Geſtern iſt ſie ja auch bei mir geweſen, hat ſich da alles angekuckt. — Aber was haben ſie dir denn gethan?"

„Das erzähl' ich dir ein andermal," ſagte Hilde raſch. „Ich mag heut morgen nichts mehr davon wiſſen; es liegt mir noch auf der Bruſt. Ach, die Welt iſt ſchlecht, Fritz. . . . Und was hat ſich denn Ida alles angekuckt? Bei dir?"

„Na ja, bei mir," gab er mit ſeinem breiten Schmunzeln zurück. „Meine Büdnerei. Wenn ich dir doch damals von der Erbſchaft geſagt hab'! — Zu 'ner Bauernhuf' hat es nicht gelangt; natürlich; woher auch; aber Büdner bin ich. Und deine Schweſter hat ſich ordentlich gewundert, wie hübſch da alles iſt, und wie billig ich das gekauft hab'. Die hat früher ja woll auch gedacht, ich könnt' nicht weiter denken, als von Klock' zwölf bis Mittag; aber nu hat ſie 'ne andre Einſicht. Sie hat mir ſo beifällig auf die Schulter geſchlagen, daß es man ſo geknallt hat. . . . Ja, ja, Büdner bin ich. Morgen faſſ' ich's an. Bei meinem Vater bin ich ſchon geſtern abend ausgetreten; heut' will ich noch nach der Stadt. Ja, ja!"

„Da wünsch' ich dir Glück, Fritz," sagte Hilde freundlich, aber doch nicht sehr herzhaft, denn seine grauen Augen unter dem vortretenden Knochendach blickten wieder so fragend.

„Dank' auch vielmal," murmelte er. — „Also was sie dir da gethan haben, davon magst du jetzt nicht sprechen" —

„Nein, Fritz," entgegnete sie sanft.

„Das verfluchte Pack! Gegen so 'ne kleine süße Dirn'! — Na, sei man ruhig, ich sag' nichts mehr. — Aber das hat mich wirklich gefreut, das mit deiner Schwester. Sie hat mich so angelacht: ‚Fritzing, aus dir wird noch was!' — — Eine hölliſch kluge Dirn', deine Schwester. Was wirtſchaften iſt, davon verſteht ſie was. Beim Weggehen hat ſie auch noch geſagt: ‚Das iſt 'ne Brotſtell', Fritz, auf die kannſt du heiraten!' — Hat deine Ida geſagt."

Hilde brachte ein kleines Lachen heraus: „Na, wenn ſie das geſagt hat, dann kannſt du's ja thun!"

„Je —!" ſagte er lang und langſam, und dann weiter nichts. Er ſah ihr noch einmal in die Augen, die gaben aber keine Antwort. Sein Blick ſank auf den Boden, in die kleine Pfütze.

„Kannſt dich woll ordentlich darin ſpiegeln," warf das Mädchen nach einem Schweigen hin, das ihr gar zu lang wurde.

„Ja, das kann ich woll; was beſonders Schönes kuckt aber nicht heraus. — — Du, Hilde, eigentlich möcht' ich dir noch was ſagen; — ich mag aber nicht."

„Dann laß es lieber!"

„Ich wollt' auch gar nichts ſagen," fing er etwas

dreiſter wieder an, „wenn ſich's nicht grad' ſo wunderbar träf': du biſt fort von Seedorf, und ich ſteh' hier auf der Straß'! — Zeit hätt' ich auch noch genug. Möcht'ſt du dir nicht auch mal mein Haus und meine Brotſtell' ankucken? Da die Straß' entlang. Weit iſt's ja nicht!"

Hilde begann zu zittern, während er dies ſagte. Sie hatte es gleichſam kommen hören, nun ſchüttelte es ſie doch. „Ja, ja," dachte ſie, „die Brotſtell'. Ich hab' fünf Mark. Und ich brauch' nur mit den Augen zu plinken, dann lacht er vor Freud' und nimmt mich zur Frau! Und ich hätt' es gut! — — Unterkriechen. Ja, was wär's denn ſonſt. Nein, ich will nicht unterkriechen. Nein, ich kann nicht, Fritz!" — Das Herz ſchwoll ihr vor plötzlicher Sehnſucht; Sehnſucht nach Chriſtian, nach ſeiner Stadt, nach der Welt, nach dem Glück. Was ſollte ſie in Fritz Diſtels Haus? Was ſollte ſie bei Ida; konnte die ihr helfen? Warum ſtand ſie hier in Gollin? Es riß ſie an den Armen, an den Schultern fort. „Laßt mich los!" dachte ſie. „Ich will noch nicht unterkriechen! Gott wird mir noch helfen!"

Wie Schneeflocken trieb ihr das alles unter der heißen Stirn. Sie ſah unterdeſſen auf die grauen Augen, die noch immer geduldig fragten, unter den kurzen Wimpern hervor, wie die Augen eines Pferdes, das ſein Futter will. „Mein lieber, guter Fritz," ſagte ſie endlich, all' ihre Kräfte zuſammennehmend, „laß mich lieber gehn. Nimm mir das nicht übel, Fritz. Wenn ich wiederkomm', dann kuck' ich mir's an, dein Haus und alles. Jetzt — muß ich doch fort!"

Er ſtierte ſie an, als hätt' er nicht recht gehört.

„Du mußt fort? Wohin? — Willſt du denn nicht zu deiner Schweſter?“

„Wenn ich wiederkomme,“ ſtieß ſie raſch in ihrer Angſt heraus. „Bitte, ſag' ihr das. — Oder ſag' ihr auch lieber nichts“ —

„Aber wo willſt du denn hin?“

„Ich? Nach der Stadt!“

„Nach der Stadt? Das verſteh' ich nicht. Wozu gehſt du dann hier um den See herum? Das iſt ja doch unklug! — Na, aber das macht denn nichts, wie Klas Klaſen ſagt. Ich will ja auch nach der Stadt. Soll ich dich begleiten?“

Sie ſchüttelte haſtig den Kopf. „Mußt mir das nicht übelnehmen, Fritz,“ ſagte ſie und ſuchte zu lächeln. „Ich mein' ja gar nicht deine Stadt. Oder unſre Stadt. Ich mein' ja 'ne ganz andre“ —

„Schockſchwerenot, welche meinſt du denn?“ Er drückte die Augen zuſammen und die Brauen nieder. „Welche meinſt du denn? Vielleicht die — die —“

„Welche ‚die‘?“

„Die, wo Chriſtian Zöller iſt?“

„Ach, laß mich gehn,“ ſagte ſie, den Kopf von ihm wendend, da ihr nun doch das Feuer in die Wangen ſtieg. „Was fragſt du ſo viel. Ich hab' was zu beſorgen — auf dem Land oder in der Stadt. Vielleicht will ich dir's auch gar nicht ſagen“ . . .

Sie lächelte ihm, wieder mutiger, ins Geſicht: „Nein, ich ſag' dir's nicht. Bleib' mir gut, Fritz Diſtel. Ich dir auch. Ich hab' aber noch 'nen weiten Weg. . . . Laß dir's gut gehn, Fritz!“

Sie grüßte mit der Hand und ging. Sie ſchritt

kräftig aus, es trieb ſie die Angſt, er könnte ihr folgen. Hinter ihr blieb aber alles ſtill. Als ſie nach einiger Zeit, mit ruhigerem Herzen, den Kopf nach links und noch weiter drehte, als ſähe ſie da etwas Merkwürdiges, ſtand Fritz noch immer auf demſelben Fleck, beide Hände auf den Stock geſtützt, und blickte ihr nach.

VIII.

Sieben, acht Meilen bis zur „großen Stadt", bis Roſtock, ſo viel wußte Hilde; den Weg verfehlen konnte ſie kaum; immer auf der Fahrſtraße fort! Windig war der Tag; aber der Wind kam hinter ihr her, von Süden, und die über ſie hinwegziehenden Wolken, ſchneller auf ihrer Reiſe zur Oſtſee als die kleine Dirn', drohten wohl manchmal ſich zu entladen, ſie regneten aber nicht. Schwül war es auch, und die Sonne ſtach; dafür wanderten oft lange Wolkenſchatten mit, in denen ſie vergnügt, zuweilen lächelnd hinſchritt und ſich fühlte wie in der Wolke ſelbſt, der „wandernden Frau Wolke", die ſie vor der Mutter Sonne ſchützte. . . . „Warum wär' ich denn unklug?" dachte ſie, als hätte ſie jemand ſagen hören, ſie wär' es. „So viele ſind nach Amerika gegangen, über die Atlantik, und gehn noch alle Tage hin, um ihr Glück zu ſuchen! Ich geh' nicht einmal aus Mecklenburg; nur acht Meilen weit. Komm ich heut' nicht mehr hin, na, dann komm' ich morgen. Ida, ſag' mir nichts! Lieber Vater, ach, ſag' mir nichts! Eure Hilde, die hier ſo allein auf der Landſtraß' geht, iſt doch woll auch nicht von Gott verlaſſen; für Hildegard Mahlmann iſt ja doch woll auch irgendwo ein kleiner Glückstiſch gedeckt. Da

will sie hin, den sucht sie. Ach, seid nicht bös auf mich! Und lebt wohl, lebt wohl!"

Sie schritt tapfer aus, an Wäldern und Feldern vorbei, an einsamen Wirtshäusern oder „Krügen" und durch kleine Städte und Dörfer; an andern Wanderern ging sie schnell vorbei, oder blieb hinter ihnen; es sollte niemand neben ihr gehen und auf ihrem Gesicht herumsuchen und sie fragen, warum und woher und wohin? So blieb sie allein, und auch guten Mutes; es wunderte sie nur allmählich, daß die Welt nicht noch schöner war; sie hatte sich's anders gedacht. Alles war ebenso wie bei ihr daheim, nur ohne den großen, blauen See. Dieselben Kornfelder rechts und links, gemäht oder noch ungemäht, dieselben Wiesen und Bäume; die Hügel nicht höher, die Gräben nicht breiter; auf den Dächern rote Ziegel oder bemooftes Stroh, alles wie zu Haus. Zuweilen freute sie der Anblick eines Johann Klapperbein, eines Storchs, der mit würdevollen Schritten wie ein alter Schulmeister über seine Wiese ging; oder das weiße Gewimmel einer Herde von „Gansmadams", die mit ihren grauen und weißen Jungen am Wegrand standen, auf Hildes Zuruf und Bündelschwenken ein großes Schnattern begannen, die Schnäbel gegen sie reckten und die komischen Zungen streckten, bis die Wandrerin nach dem Glück wieder weiterstrebte. Aus den Gräben und Sümpfen am Weg grüßten wohl auch lustige Frösche herüber, oder „Fräulein Wasserfang" und „Jungfer Abendglanz", die dicke Kröte, bis jetzt vom Herrn Rotebein noch nicht aufgefischt. Unter den hohen, grauen Wolken zog zuweilen eine niedere, dunklere von „Spreen" dahin, wie man in Mecklenburg die Stare nennt; sie zog sich zu-

ſammen und dehnte ſich, ward lang und wieder breit, als ſpielte ein unſichtbares Rieſenkind damit, das oben in der großen Regenwolke wohnte. Einmal blieb Hilde lange ſtehen und ſchaute mit faſt verrenktem Hälschen zu einem Paar Falken oder Adler hinauf, das ſich ſo wunderbar, beinahe ohne Flügelſchlag in die Höhe ſchraubte; um und über einander kreiſten ſie nach oben, ſo ruhig, ſo ſtolz, ſo ſchön — ach, und ſo hoch über die Erde weg. Ihr ward wieder das Herz zu groß; „es will woll ſpringen!“ dachte ſie. „O ihr glücklichen Leut' . . . Wenn das Chriſtian und Hilde wären; auch ſo hoch, ſo frei . . .“

Vor trauriger, ſeliger Sehnſucht hielt ſie's nicht mehr aus; ſie ſenkte das Geſicht und lief weiter.

Es ward endlich Nachmittag, und ſie ward ſchon müde; die Kniee hätten wohl noch gemocht, aber die brennenden Sohlen wollten nicht mehr. So viel war ſie noch nie gegangen, wie heut; die ſchwüle Luft lag auch ſchwer auf ihr; und ſie hatte nur Brot gegeſſen, um ihr Geld zu ſparen. Zuletzt dachte ſie nur noch, immer wieder hinter ſich blickend: ei, da kommt ein Wolkenſchatten; auf den freu' ich mich, bis er kommt; und dann hab' ich ihn, bis er geht! Sie ſuchte ſich recht wohl und recht friſch zu fühlen, während ſie in ihm ging; und ſich mit edler, Schillerſcher Faſſung von ihm zu trennen, wenn er mit ſeiner Wolke vorauszog . . . Nach einer halben Stunde freute ſie ſich auch auf den Schatten nicht mehr; die Füße ſchmerzten zu ſtark. Beim nächſten „Krug“, der am Wege ſtand, nahm ſie für heut von der Straße Abſchied, ließ ſich etwas Milch und Brot geben und dazu ein Nachtlager, ſo ſchlecht und ſo billig, wie ſie's haben konnte, und lag auch bald in tiefem Schlaf.

Als ſie am andern Morgen weiterwanderte, diesmal in einen wolkenlos blauen Tag hinein, ſahen ihr der Wirt und die Wirtin nachdenklich und mit unbefriedigter Neugier nach: was wollte dieſe zarte, ſchmächtige Kleine in Roſtock? Warum hatte ſie ihnen nicht ſagen wollen, was das Ding da wollte? Warum hatte ſie früh in ihrer Kammer Verſe geſprochen und dann auch geſungen, gegen die Lehre: den Vogel, der am Morgen zu zeitig ſingt, frißt am Abend die Katz'? — Sie ging nun aber in ihrem ſchwarzen Kleidchen, unter dem dunklen Hut, ſo ernſt und eigentlich rührend dahin, als wär' ſie braver Leute Kind, die aber geſtorben ſind: nun wandert die arme Waiſe in die Welt hinein, ſich andre Leute zu ſuchen . . . So legte es der weichherzigere Wirt am Ende ſeiner kopfſchüttelnden Ehehälfte aus; Hilde aber, ſelig aufatmend, daß ſie den fragenden Augen und Zungen entkommen war, zog um die Straßenecke und ſang dann wieder, als wär' es ihr ſchönſter Tag. Heut in die große Stadt, alſo in die Welt! Der Wind, über Nacht nach Norden gegangen, wehte ihr ins Geſicht, aber kühl, erfriſchend; die Sonne wärmte ſo ſchön, der Himmel war wie ein ganz reiner blauer Mantel, den der gute Gott Vater umgeſchlagen hatte, in dem er ſich verſteckte; ſie ſah ihn aber doch. Sie ſah ihn mit dem Herzen. Es ſchien ihr, daß man ihn heut überall verſpürte; die Wieſen waren grüner, goldener als geſtern, die Getreidehocken und Mieten gelber, leuchtender, die Gänſe auf den Feldern ſtanden faſt wie Schwäne da; eine Lerche ſang noch ſchmetternd in der Höhe. Hilde jauchzte zu ihr hinauf, ihrem Kameraden; ſie hörte dann andächtig zu, ließ ihn zu Ende ſingen; nun fing ſie wieder an. So ſummte

und ſang ſie ſich durch das Land dahin. Sie ſah die hohen Kirchtürme ſchon lange, die vom alten Roſtock; bald verſanken ſie hinter einer Erdwelle, bald ſtiegen ſie ſteil und ſpitz in den blauen Mantel hinauf. „Ja, das ſind ſie!“ dachte ſie und zitterte vor Freude. „Wie Fürſten kucken ſie weit in ihr Land hinein. Es kann niemand kommen, auch die kleinſte Dirn' nicht, ſie ſeh'n ſie ſchon ſtundenweit ... Mich hungert nun aber. Ei, wie hungert mich. Na, was thut denn das. Ich hab' ja noch Brot. Das kann ich hier unter dem Tannenbaum eſſen und dabei auf die Türme ſehn; und Juchheiſa juchhe, in einer Stund' bin ich da!“

Es dauerte freilich mehr als eine Stunde; ihre unerfahrenen Augen täuſchte das klare Licht. Als ſie endlich über den langen Mühlendamm zur Stadt kam, ſchienen ihr die Pflaſterſteine unter den Füßen zu hart; ſie mußte ihrer Freude gleichſam neue Beine machen. Sie that es auch; „dazu ſind wir ja da!“ dachte ſie. Hier war alles anders, bald rechts und bald links: das mächtige Haus der Dampfmühle, in der es unſichtbar ſtampfte, die große Badeanſtalt, die auf Pfählen im Waſſer ſtand, die hohen Schlote der Fabriken mit den langen Rauchfahnen. Dann die unſinnig große Kirche, die über dem wirren Häuſerklumpen auf dem Hügel ſchwebte; langſam ſtieg Hilde hinan, endlich ſah ſie den Rieſenturm der Kirche grade vor ſich aufragen, ſo hoch, als käme er wirklich in den Himmel hinein. Fenſter über Fenſter, ſchmal, ſpitz und lang, jedes ſo lang wie ein Haus; ganz oben flog es ſchwarz herum, klein wie Schwalben, aber ſie ſchoſſen nicht, ſie flügelten ſchwer wie Krähen dahin. „Und ihr ſeid auch Krähen,“ dachte ſie; „verſtellt euch man nicht;

euch kenn' ich! — Aber aus dem Turm da könnt' man woll zwanzig ordentliche Türme machen ... Herrjesus, und da hinten an dem Platz steht schon wieder einer; mit 'ner andern Kirche; der ist ja noch viel himmelhöher, und so spitz, so spitz; — ein bißchen schief ist er aber auch. — Ja, ja, Christian hat recht: die Welt. Was ist's doch für eine Welt!"

Es trieb sie jetzt, zu Christian zu kommen; sie lächelte aber: es trieb sie auch, noch eine Weile so herumzubummeln, so ganz mutterseelenallein, und noch dies und das von der Welt zu sehn. Auf gut Glück durch die Straßen irrend — immer Haus an Haus, natürlich, wie's in den Städten ist; aber oft so schnurrige Giebel, winklig oder krumm oder ausgezackt — kam sie über einen großen Platz, der ihr mehr als alles gefiel: hohe Giebelhäuser rund herum, aber jedes anders, als hätten sie sich da alles versucht, was es geben könnte; das größte in den Platz hineingebaut, wie wenn man's von hinten vorgedrängt hätte; obendrauf sieben kleine Türmchen, auf die war der blaue Himmelsmantel gehängt. Aber da in der Ecke gleich hinter dem Platz, was für eine Kirche! Schon das Dach so hoch, so hoch; und die Fenster, die zugespitzten, von unten bis oben hinauf, so schlank und so schön; es ward ihr schon feierlich, andächtig, da sie nur hinaufsah. Dann lächelte sie aber, da ihr die Fenster vom ersten Turm, dem Riesenturm, wieder einfielen; was waren die! was wollten die! gegen diese hier! Puppenstubenfenster! — Sie rümpfte ihr Näschen und lachte.

Endlich ward sie auch dieser Schönheit müde; die Augen und der Kopf thaten ihr schon weh von dem langen Aufwärtsschauen; sie hatte nur noch halbe Sinne,

als ſie weiterging. Die vielen Menſchen, Pferde, Wagen in den Straßen — da ſie nun grade durch die Hauptſtraßen kam — fingen an, ſie ſchwindlig zu machen; bald fühlte ſie auch dumpf eine Leere oder eine Schwäche, ſie wußte nicht, was. „Jetzt zu Chriſtian! zu Chriſtian!“ träumte ſie vor ſich hin. Sie nahm ihr Herz in die Hand — noch hatte ſie in der großen Stadt zu keinem Menſchen geſprochen — und fragte einen, der vorüberging, nach der Schnickmannsſtraße, in der, wie andre Studenten auch, Chriſtian Zöller wohnte. Welches Glück hatte ſie: gleich die nächſte Straße, grabeaus zum Fluß hinab. Sie erblickte auch ſchon das Waſſer, mit hohen Maſten darauf. Sie ſchritt weiter und freute ſich, wie gut es ihr ging: nur noch ein paar Minuten, dann wird ſie Chriſtian ſehn! Sie fand auch ſein Haus. Sie ſtieg die Treppe hinan. Oben, an einer Thür, fuhr ſie faſt zuſammen: auf einer kleinen Karte, die auf das Holz genagelt war, las ſie ſeinen Namen gedruckt. So ſah ſie ihn zum erſtenmal . . .

Sie lächelte vor Freude; es dauerte nicht lange. Nach leiſem, dann lautem Klopfen griff ſie an die Klinke, da alles ſtill blieb; die Thür war verſchloſſen. Eine andre öffnete ſich, ein kleines, altes Großmuttergeſicht in einer Haube erſchien, zuerſt vorſichtig, dann dreiſt. „Herr Zöller iſt ausgegangen,“ ſagte eine dünne Stimme. „Sie haben ihn abgeholt. Andre Herren haben ihn abgeholt!“ — Die Thür ging wieder zu.

„Wann kommt er denn wieder?“ wollte ſie fragen; es war ſchon zu ſpät. Die Alte noch einmal herauszuklopfen, wagte ſie nicht; — thut man das in ſo 'ner Stadt? Sie wußte es nicht. Sie wußte nur, in dieſen endloſen

Städten, in „der Welt“ iſt das alles anders . . . Niedergeſchlagen, mit traurigen Knieen ſchlich ſie die Treppe wieder hinab. Als ſie auf der Straße ſtand, die ihr nun ganz mißfiel, die wie ein herzlos kalter Steinhaufen bergab ging, ſah ſie wieder die Maſten der Schiffe auf dem blauen Waſſer. Nur wenige Schritte, ſo war ſie dort. Da lagen ihr wenigſtens keine Häuſer mehr von rechts und links auf dem Kopf; Waſſer und freie Luft! Sie trat hinaus; der breite Fluß dehnte ſich weithin, am Bollwerk lagen die Schiffe. Schiffe von allerlei Art, Dampfer mit dicken ſchwarzen und bemalten Schloten, kleine Segler und große, mächtige, deren Maſten hoch in die Höhe ragten, auch wie Kirchentürme. Hilde fühlte wohl, daß ſie hier wieder ſtaunen und ſich wundern ſollte; es ging nur nicht mehr. Sie hatte genug; ſie ſchüttelte den Kopf; es war ihr zu Mut, als *wollte* ſie auch nicht mehr. „Ja, ja,“ dachte ſie, „dieſe Schiffe fahren ins Meer hinaus und über den Ozean; und in jeden Sturm; ja, ich weiß das alles. Sie ſind woll auch wunderſchön. Aber was ſoll ich hier. Was ſteh' ich hier ſo herum. Mir wird ſchwach zu Sinn. Und das alles ärgert mich; und ich möcht' gleich weinen!“

Sie lachte nun aber doch: was ſie ſah, war luſtig. Ein kleiner Dampfer kam vorbeigefahren, wohl zum Meer hinunter; an Bord ſpielten ſie; man hörte die Muſik. Auf einem der großen Schiffe kam geſchwind ein Junge aus der Kajüte hervor, und um die Muſik beſſer zu vernehmen, legte er ſich ſeine großen, roten Hände hinter die Ohren. Ein zweiter, größerer Schiffsjunge kam ihm nach, ſtellte ſich hinter ihn und legte ſeine Hände neben die andern, wie um ihm zu helfen; ſo wurden die un-

geheuerſten Eſelsohren daraus. Hilde lachte hellauf. Die jungen Burſche hörten es, der kleinere ſah nun, was der hinter ihm machte; er gab ihm eine luſtige Maulſchelle und kroch in die Kajüte zurück.

„Zöller! du mußt mit! nur zu!“ hörte ſie jetzt links von ſich ſprechen und zuckte. Sie erkannte die hohe Stimme ſogleich: es konnte nur der Herr Riſtow ſein, der nankinggelbe, den ſie in Seedorf geſehen hatte. Sich eine Hand an die linke Wange haltend — wie kam ihr das nur, ſie wußte es nicht — ſchaute ſie vorſichtig hin und ſah eine Geſellſchaft von jungen Leuten, alle in hellen Sommerkleidern, die zum Ufer gingen. Einer blieb zurück, der größte; es war Chriſtian. In ſeinem lichtgrauen Rock erſchien er noch ſtattlicher. Er ahnte offenbar nicht, was für eine kleine Schwarzgekleidete ihm da ſo nahe ſtand; er winkte den andern mit der Hand, als laſſe er ſie ziehn. Nun kehrte Riſtow um — heute auch hellgrau —, lief zu Chriſtian und zog ihn am Aermel fort. „Nein,“ ſagte er, „dummes Zeug; packen kannſt du ſpäter; Briefe ſchreiben auch. Jetzt kommſt du noch auf 'ne Stunde mit!“

„Du mit deiner Stunde!“ gab Chriſtian zur Antwort. „Deine Stunden kenn' ich!“ — Ueber die horchende Hilde ging ein leichtes Rieſeln; es war ihr gar wunderlich, daß ſie dieſen bekannten Bariton hier am Roſtocker Hafen hörte; und daß er's nicht wußte ... „Zöller! Chriſtian!“ riefen jetzt die andern; zwei von ihnen kamen zurück, und mit Riſtow zogen ſie den großen, ſchönen Menſchen triumphierend fort. Eh' ſich das Mädchen recht faſſen konnte, waren ſie alle in ein Boot geſtiegen, das ein alter Schiffer führte; es ſtieß von der kleinen

hölzernen Landungsbrücke ab und fuhr auf den Fluß hinaus.

„Um Gottes willen!“ sagte die Arme vor sich hin und lief auch zum Ufer. Dort lagen noch mehr solche Boote; in einem stand der Fährmann, ein noch jüngerer, wohlbeleibter, und rief sie an. „Wo fahren die hin?“ fragte sie.

„Nach der Fähre hinüber,“ antwortete er, die kleine Dirn' vom Land' betrachtend. „Steigen Sie man ein; wir wollen all' was verdienen; für fünf Pfennig' fahr' ich Sie hin!“ — Sie sprang rasch ins Boot; ein paar Soldaten und eine Frau folgten ihr; der Fährmann stieß ab und ruderte, nicht so wie die elegante Friederike, aber auch mit Kunst und mit ruhig gleichmäßiger Kraft. Kaum waren die Studenten drüben ausgestiegen, so landete auch er. Ein Wirtschaftsgarten zog sich hier am Wasser hin, mit Schaukeln und Turngeräten und unzähligen Tischen und Stühlen; rückwärts, etwas erhöht, lag das Fährhaus, niedrig, weiß getüncht, wie ein Bauernhaus anzusehn.

„So, hier bleiben wir!“ hörte Hilde, die heimlich spähte und horchte, Christians Bariton sagen. Es schien aber, als sollte er heute immer der Unterliegende sein, was sonst nicht sein Schicksal war; „nein, nach dem Belvedere!“ riefen die andern, nahmen ihn in ihre Mitte und zogen ihn wieder fort. Er ging zwischen ihnen, die er überragte, als wäre er der Hauptmann, gegen den seine Bande meutert. Ihre Lustigkeit steckte ihn aber an; bald lachte er lauter als sie — o, wie kannte Hilde sein herzliches, schallendes Lachen — und sich an die Spitze stellend schritt er den sandigen Weg hinan, in das Land hinein.

„Laſſen thu' ich ihn nicht!" dachte Hilde, obwohl ihr nicht gut war: vor den Augen nebelte es zuweilen, und irgendwas that ihr weh. Sie fragte ſich nicht, was und wo; ein verzweifelter Mut war über ſie gekommen. Was ſollte aus ihr werden, wenn er ihr davonging ... „Und ich will ſehn, was er thut! wie er lebt, wie er's treibt, wie das alles iſt!" — Den Kopf niederſenkend, falls er einmal zurückblickte, und ſo weit wie möglich hinter ihnen bleibend, zog ſie den Studenten nach. Der Weg ging durch ein Dorf mit mehr ſtädtiſchen Häuſern; dann bogen ſie links ab, wieder auf das Waſſer zu, das man ſo lange nicht geſehen hatte. Auf dem hohen Ufer lag ein Wirtshaus; von dem ſenkte ſich das Gelände baumreich und ſchattig bis zum Schilf des Fluſſes hinab. Man überblickte die breite, ſpiegelnde Fläche, drüben die Gärten und Fabriken einer großen Vorſtadt und grüne, ſchön beſonnte Ufer; vom unſichtbaren Meer kamen kleine und große Dampfer gezogen und das leuchtende Weiß der Segelboote wanderte vorüber.

Die laute, durcheinanderredende Geſellſchaft ließ ſich an einem der langen Tiſche unter den Bäumen nieder; ſie hämmerten mit ihren Stöcken und Fäuſten im Takt, bis ein junges Mädchen mit einem Haufen gefüllter Bierſeidel erſchien. „Guſte! Fräulein Guſte!" riefen ſie ſie an, mit den Hüten grüßend. Das gut und hübſch gekleidete Mädchen grüßte ſehr artig zurück, ſo zutraulich und doch ſo fein, als ſei ſie keine Kellnerin, ſondern etwa die Tochter des Wirts. Auf ihrer linken Schulter ſaß ein kleiner Affe; das betrachtete Hilde ſehr verwundert: ſo ein Bild hatte ſie noch nie geſehn. Das Aeffchen war ſo häßlich, wie das Mädchen hübſch war; es machte aber

ein sehr zufriedenes Gesicht, wie wenn es seinen Vorzug fühlte und genösse, von so einem reizenden Platz auf die andern hinunterzusehn. Nur als seine Herrin zu Christian trat, ihm sein Bier zu reichen, und dieser scherzend die Hand hob, um der Wirtstochter Wange zu streicheln, ging ein böser Zug über das Affengesicht; er grinst'e Christian an und zeigte ihm die Zähne.

„Der ist eifersüchtig," dachte Hilde, der jetzt der Atem still stand. — „Ich auch!"

Sie faßte einen neuen wilden Mut; an einem der nächsten Tische über den Studenten — der Garten war sonst leer — setzte sie sich gegen einen Baum, halb dahinter versteckt. Christian und Ristow konnten sie nicht sehn, sie saßen von ihr abgewandt; sie selber sah alles. Sie winkte dem Mädchen stumm, ihr auch so ein Glas Bier zu bringen; bald stand es vor ihr auf dem Tisch. „Wissen Sie schon, Guste?" sagte einer der jungen Leute, ein kleiner, lebhafter mit drolligem Gesicht. „Zöller hat ein Gedicht auf Sie und Ihren Affen gemacht. Kennen Sie das?"

„Nein," sagte das Mädchen. „Das ist ganz was Neues."

„Er muß es vorlesen!" rief Ristow aus. „Fräulein Guste muß es hören!"

„Vorlesen? Er weiß es ja auswendig," entgegnete ein andrer. „Es ist komisch, aber gewissermaßen auch rührend. — Also heraus damit!"

„Was ‚heraus damit'!" sagte Christian und hob den Kopf. „Erst soll Guste sagen, was sie mir zum Lohn dafür gibt. So umsonst ist das nicht!"

„Was will er für einen Lohn?" dachte Hilde ge=

reizt. „Und warum dichtet er denn auf die und ihren Affen?“

Das hübsche Mädchen besann sich ein wenig; darauf antwortete sie ihm, mit lachenden Augen: „Sie sollen zusehn dürfen, wie ich dem Affen einen Kuß gebe. Ist Ihnen das genug?“

„Nein, das reicht nicht,“ sagte Christian. „Sie müssen ihn mir selber geben. — Wollen Sie oder wollen Sie nicht?“

„Herrjeh!“ rief das Mädchen. „Man wird sich's doch noch überlegen dürfen. Tragen Sie's nur erst vor!“

„Sie überlegen sich's noch?“

„Ja.“

„Spnten Sie sich ein bißchen, Guste. Eine sehr lange Geduld hab' ich nicht! Bei mir heißt's auch, wie in dem Lied —“

Er schüttelte sein krauses Haar und fing an zu singen:

Und will sie mich nicht haben,
So mag sie's nur sagen,
So soll gleich ein Kreuz-
Donnerwetter drein schlagen,
Donnerwetter drein schlagen!

Damit schlug er selbst auf den Tisch. Er schwieg dann eine Weile, er schien Fräulein Guste herausfordernd anzublicken; sie lächelte. Hilde und der Affe litten Eifersucht; Hilde drückte sich gegen ihren Baum und ballte die kleinen Fäuste, der Affe schnatterte von seinem Thron auf Christian herab.

Dieser fuhr nun fort, mit ganz andrer Stimme, schmeichelnd und süß:

Doch will ſie mich haben,
So ſag' ſie's behende;
So nehm' ich ihren Kopf gleich
In meine zwo Hände —

„Halt!“ rief das Mädchen dazwiſchen. „Das iſt falſch. Es heißt:

So nehm' ich mein Herz gleich
In meine zwo Hände —“

„Das war früher ſo!“ erwiderte Chriſtian. „Ich hab's ungedichtet. Wofür bin ich denn Dichter. Nein, ich nehm' ihren Kopf —“

Und er ſtand auf und hob beide Arme gegen ſie, wie um dieſes lachende Geſicht zu faſſen und zu küſſen.

Jetzt hielt ſich Hilde nicht mehr. Sie ergriff ihr Seidel und ſchleuderte es in jäher Wut gegen den nächſten Baum. Es ſchmetterte an den Stamm und zerſplitterte; die Stücke fielen klirrend zu Boden. Chriſtian hielt mitten in ſeiner Bewegung inne und drehte ſich herum.

„Was gibt's da?“ fragte er. Seine Lippen blieben nach dem „da“ geöffnet ſtehn. Er erkannte die ſchwarze, blaſſe, einen Augenblick zitternde Geſtalt. „Hilde!“ rief er aus, ſo verwirrt wie nie.

„Kennſt du die?“ fragte Riſtow, der nun auch, wie alle andern, auf die Seidelwerferin blickte. Gleich darauf erhob er ſich, höchſt verwundert, ſtammelte etwas und nahm ſeinen Hut ab.

„Wo kommſt du her?“ ſagte Chriſtian, zuerſt rot, dann farblos. „Und was haſt du denn da gemacht?“ — Er blickte auf die Scherben, dann wieder auf Hilde; nun begriff er den Zuſammenhang. Seine Stirn runzelte

ſich heftig. Er wechſelte noch einmal die Farbe. „Zum Teufel!“ murmelte er. „Aber das iſt denn doch — —“

Hildes Augen trafen ihn ſo wild, und dann ſo flehend, daß er nicht weiterſprach. Ihm war aber, als wenn er ſchon einen der Kommilitonen leiſe lachen hörte; es fuhr ihm durch die Bruſt. Er faßte ſich nach ſeiner Art zu einem raſchen Entſchluß; „das iſt nun alles eins!“ ſagte er. „Du haſt mich geſucht, wie es ſcheint . . . Schon gut. Dann geh' ich mit dir. Ihr ſeht, ich habe Beſuch bekommen; meine Jugendfreundin von zu Haus — Fräulein Hildegard Mahlmann —“

Die jungen Leute ſtanden alle auf und grüßten. Hildegard bewegte den Kopf und verneigte ſich.

„Alſo — heute Abend Abſchiedskneipe! Jetzt geh' ich mit meinem älteſten Kameraden ab. Guſte, leben Sie wohl! — Der zahlt alles!“

Er deutete auf Riſtow; dann grüßte er die ganze Geſellſchaft mit einer Gebärde, nahm Hilde bei der Hand und zog ſie fort, dem oberen Ausgang zu.

IX.

Die Beiden gingen ſchweigend neben einander hin, bis ſie draußen auf dem Fußweg waren; Hilde ſah trotzig zur Erde, Chriſtian in die Luft. „Alſo du hier!“ ſagte er endlich. „Das iſt ja eine wunderbare Ueberraſchung . . . Wie kamſt du denn nach dem Belvedere hinaus?“

„Heißt das ‚Belvedere‘?“ fragte ſie, ohne aufzublicken.

„Ja.“

„So. — Ich fuhr dir nach.“

„Und dein Seidel —? — Du! Warum machteſt du mich ſo lächerlich vor all den Leuten? Warum warfſt du es am Baum entzwei?"

„Das ſchien mir im Augenblick das beſte," antwortete ſie. „Mir fiel wenigſtens nichts Beſſeres ein."

„Du biſt wirklich unklug! — Aus Eiferſucht?"

„Aus was denn ſonſt?"

Chriſtian ſtand ſtill. Es kam ſo unwiderſtehlich kindlich von ihren blaſſen Lippen, dieſes „aus was denn ſonſt?" Sein Zorn verging in einem gerührten Lächeln. „Hilde!" ſagte er. „Eiferſucht auf die?"

Sie blickte jetzt auf und ſah ihm verwundert ins Geſicht. „Chriſtian! Wenn du —!"

„Wenn ich ſie küſſen wollte, meinſt du. Aber was denkſt du, Kind. Die iſt nicht ſo. Die läßt ſich nicht küſſen. Das iſt alles Spaß!"

„Spaß!"

„Ja, ja. Hier wird auch geſpaßt; wie in Steinhagen und in Wiedenfelde und ſo rundherum. Guſte — die bekannte Guſte — jeder nennt ſie Guſte — aber keinem gibt ſie mehr als die Hand. Sie hat ihren Affen doch lieber, als uns alle. — Und du denkſt, ich bin in ſie verliebt?"

„Chriſtian! Mußt' ich nicht —?"

„Nein, du mußteſt nicht. Was ſind mir jetzt die Frauenzimmer; ich hab' ganz andre Sachen im Kopf ... Wollt' ich denn überhaupt hinüberfahren? Ich wollt' ja gar nicht. Wenn du mir von drüben nachgefahren biſt — haſt du das nicht gehört?"

„Daß du nicht mit her wollteſt? — Ach ja. — Chriſtian, verzeih mir" —

„Laſſen wir jetzt dieſen Unſinn," fiel er großmütig ein; „ſprechen wir endlich von dir! Dirn', wie kommſt du hieher? Du warſt doch in Seedorf. Was iſt denn? Biſt du da nicht mehr?"

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Warum denn nicht?"

Sie waren weitergegangen, nun ſtand ſie ſtill. Mit einem zuckenden Lächeln ſagte ſie: „Ich hab' fortgemußt. Er und ſie haben beide zu viel von mir gewollt; ſie aus Eiferſucht auf einen gewiſſen jungen Menſchen, und er — er — weil er ein Mannsbild iſt. Ja, und ſo lief ich geſtern morgen fort!"

„Geſtern morgen fort!" wiederholte ſie nach einer Weile, da Chriſtian ſchwieg. Er hatte nur die Augen auf ihr. Allerlei Wolken zogen über ſein Geſicht.

„Was hat denn Fräulein Friederike gewollt?" fragte er endlich.

„Ach Gott — dies und das. Sie denkt ſich, daß du und ich — —"

Sie ſchritt wieder aus und ſah vor ſich nieder. „Das iſt nun ſo," warf ſie hin, um dies abzubrechen. „Was nützt es, Chriſtian, daß wir davon reden. Bleiben konnt' ich nicht. Das mußt du mir glauben ... Ach, ſei nun man wieder gut!"

„Wegen deiner Tollheit mit dem Seidel?"

„Ja, Chriſtian. Du haſt recht: wie konnt' ich das thun. Was mußten die alle denken. O, ich ſchäm' mich ſo! — Weißt du, wie mir iſt? Mir iſt jetzt, als wär' das ſo über mich gekommen, weil ich ſchwach war und Hunger hatte —"

„Du haſt Hunger?" fuhr er auf.

„Ja; nun merk' ich es. Eigentlich zog es aber woll schon lange in mir herum. Und das weißt du woll, da wird man leicht ein bißchen überſinnig und kriegt unkluge Gedanken. Und ſo fuhr mir das auf einmal — — Sei man wieder gut!"

„Ach was," ſagte er und ſchlug ſie im Eifer faſt auf die gehobene rechte Hand. „Hunger! du lieber Gott! — Seit wann biſt du unterwegs?"

„Das ſagt' ich ja ſchon: ſeit geſtern früh. Zu Fuß; für die Eiſenbahn hatt' ich kein Geld."

„Und haſt wohl auch nirgends ordentlich gegeſſen?"

„So recht ordentlich nicht!"

„Ach, du arme Dirn'! So komm fix, da iſt die ‚Fähre', da ſollſt du dich ſatt eſſen. Lauf, Hilde! Kannſt du noch?" — Er ſah ſie von oben bis unten an, mit ſeinem mitleidigen Bauernjungengeſicht aus den alten Zeiten; als dächte er: „ſollt' ich ſie nicht lieber gleich hintragen? ſo ein kleines, leichtes Ding?" — Nun bemerkte er erſt das Bündelchen, das dunkelblaue, das ſie unter dem linken Arm trug. „Das ſchleppſt du noch immer mit? Gib her!"

„Ne, ne, laß!" ſagte ſie. „Ich wollt' mir nicht eher einen Gaſthof ſuchen, als bis ich dich geſehn hätt'. Ne, das ſollſt du nicht tragen; ſo ein Herr, ein Student!"

„Das thut nichts!" — Er nahm ihr das Bündel mit Gewalt und wog es ſo auf der Hand. — „Armes, leichtes — — Soll ich dich auch noch nehmen, Hilde? Oder kannſt noch gehn?"

„Prahl' ſacht, iſt auch 'n Wort!" entgegnete ſie, wieder herzhaft lächelnd. „Ich wär' dir doch woll 'n ſchweres Armkind. Gehn? Ich kann noch laufen!"

Sie lief ihm davon, wie ein Küken der Henne, den letzten Weg zum Fährhaus hinunter. Christian folgte mit großen Schritten. Es war noch früher Nachmittag, der Fährgarten am Fluß noch wenig mit Menschen gefüllt; die saßen hie und da verstreut, den Schatten der Bäume suchend. Ein paar Kellner gingen ab und zu. Christian führte seinen „Wandervogel" zu einem der einsameren Tische nah am Ufer; dann rief er einen Kellner heran. Er bestellte leise. Das Bündelchen, das er bis dahin so gut, wie es anging, verborgen hatte, legte er auf einen Stuhl unter dem Tisch. „Gefällt dir's hier?" fragte er. „Oder läßt dir der Baum zu viel Sonne durch?"

„Was thut mir die Sonne?" war Hildes Antwort. „Es geht ja so ein guter Wind!" — Sie fühlte sich schon wie neu belebt, da sie essen sollte; und sie sog die frische Wasserluft ein, als schlürfe sie einen erquickenden Trunk. Jenseits des Flusses, der so heiter blaute, lag die langgedehnte Stadt mit den emporragenden Kirchen und den hohen Türmen; ähnlich wie sie sie am Morgen auf der Wanderung gesehn, nur andersherum gedreht. Sie schien ihr aber viel feierlicher, schöner, über das breite Wasser hin, das die Türme so groß und so treu nachmalte und doch so märchenhaft. Fahrzeuge aller Art, Schifflein und Schiffe, schwammen hin und her. Dampfpfeifen schrieen, man sah den aufsteigenden Rauch, der diese wilden Töne machte. Die Wagen, die drüben am Strande rollten, hörte man auch hier; Menschenstimmen kamen gleichsam angeschwommen, man wußte gar nicht, von wo. Aber durch alles hindurch hörte Hilde so helle, süße, wohlbekannte Töne, daß sie wie verzaubert horchte. Ihre Augen strahlten. „Hörst du, Christian?" sagte sie. „Das

ſind ja die Rohrdroſſeln von meinem See! Und da! Auch die Waſſernachtigall!"

Er lauſchte nun auch. „Wahrhaftig; — ich hatt' es gar nicht gehört. Das kommt von da links, da ſteht viel Schilfrohr; und Weiden ſind da auch genug. Nun ſollſt du aber eſſen, du Verhungerte; da kommt unſer Kellner. Deine Rohrſänger machen dir die Tafelmuſik dazu. Jetzt laß mich mal ſehn, was du kannſt!"

„Das kann ich nicht," ſagte ſie lachend, da der Kellner einen Teller, hochgefüllt mit belegten Butterbrotſcheiben, vor ſie auf den Tiſch ſtellte. „Das iſt ja ein Berg, Chriſtian!"

„Immer noch kleiner als der Pfefferkuchenberg im Schlaraffenland. Iß dich nur —"

„Hindurch!" wollte er ſagen; Hilde hatte aber ſchon eine Scheibe mit Braten ergriffen und hineingebiſſen, und er ſchwieg beruhigt ſtill. Sie lachte nicht mehr, der Ernſt ihrer Aufgabe war über ſie gekommen; die weißen Zähne arbeiteten wunderbar geſchwind; dabei wanderten aber ihre Augen, die welthungrigen, Stadt und Fluß entlang. Sie legte auch wohl den Kopf ein wenig auf die Seite und hörte ihren Schilfſängern zu. Indem ſie das letzte Stück einer Scheibe aß, nahm ſie ſchon die nächſte; ein leiſes, zufriedenes Seufzen zeigte, wie gut ihr das that. Der Berg ward klein und flach, ehe ſie es dachte. Sie ſah es endlich, blickte über die Tiſchecke zu Chriſtian hinüber und lächelte luſtig verſchämt.

„Wie kommt dir das vor?" fragte ſie. „Kuck mal den Teller an. Ich hab' ja voll wie ein Scheunendreſcher gefreſſen!"

„Haſt jedenfalls deinen Mann geſtanden," erwiderte er vergnügt.

Als ſie aber jetzt den Teller wegſchob, als könne ſie nicht mehr, und ihn dankbar anſah, ward ſein Geſicht wieder ernſt, nachdenklich; die klugen blauen Augen lagen bald ſo ſchwer auf den ihren, daß ſie in ſich zuſammenſank. „Ja," ſprach er nach einer tiefen Stille weiter, „nun müſſen wir endlich ein ganz vernünftiges Wort reden. Das iſt nicht zu ändern. Wir ſitzen hier ſo hübſch, ſo poetiſch; es kann nur nicht ſo bleiben; was? — Wie hat ſich die kleine Träumerin Hilde Mahlmann ihre nächſte Zukunft gedacht?"

„Darüber hat ſie noch nicht viel gedacht," antwortete das Mädchen kleinlaut. „Ach ja — nun kommt's!"

„Was kommt?"

„Nun iſt der ſchöne, kurze Geſang wieder aus und es kommt die Predigt. — — In Roſtock leben, dacht' ich ſo!"

„Kommſt du gradeswegs von Seedorf?"

„Ja, Chriſtian. — Mir war ſo —"

„Haſt nicht erſt mit deiner Schweſter geſprochen?"

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Warſt auch nicht bei deinen Eltern?"

„Nein."

„Es weiß noch kein Menſch, daß du hier biſt?"

„Nein, Chriſtian. Kein Menſch. Du ganz allein!"

Er nickte vor ſich hin, als hätte er's erwartet. — „Iſt das vernünftig, Hilde?"

„'s iſt woll nicht vernünftig," erwiderte ſie mit einem ſchwachen Stimmchen. — „Ich wußt' es ja: nun kommt's. — Ich *kann* vielleicht nicht vernünftig ſein, bin als 'n Stück Dummheit gemacht!"

„Du kannſt es ſehr gut, wenn du *willſt*," ſagte

Chriſtian eifrig. „Red' nicht ſo; du mit deinem Verſtand! — In Roſtock leben ... Als was?"

„Ich dachte, du ſollt'ſt mir raten — mir beiſtehn —"

„Ich! — Morgen bin ich ja fort!"

Hilde fuhr empor. Sie legte die Hände an den Tiſchrand; ihre Augen waren übergroß. „Du biſt morgen fort?" ſtammelte ſie.

„Ja freilich. Du kommſt zur allerdümmſten Zeit! — Die Kollegia wären ſo wie ſo in einigen Tagen aus: Sommerferien; dann wär' ich nach Haus gegangen, auf dem Land' zu büffeln. Mir blüht aber jetzt ein großes Glück; eine wundervolle, weite Reiſe —"

„Reiſe? Wohin?"

„Dieſer Riſtow, den du in Seedorf geſehn haſt — ein drolliger, aber guter Kerl — der iſt förmlich in mich vernarrt, hält mich für ein großes Genie, glaubt ſich von der Vorſehung dazu angeſtellt, mir ‚den Weg zu bahnen'. Jetzt will er nach Norwegen, bis zum Nordkap und zur Mitternachtsſonne. ‚Ich reiſ' aber nicht ohne dich!' ſagt er neulich plötzlich. ‚Ich hab' mir was ausgedacht: du ſchreibſt Reiſebriefe, dazu haſt du offenbar Talent; ich bring' ſie in eine Berliner Zeitung, das kann ich; da werden ſie gedruckt. Honorar — Nebenſache; die Folge wird ſein, daß dir die Redaktion einen Brief ſchreibt: „Geehrter Herr, noch etwas jugendlich, aber entſchieden begabt, unterhaltend; ſchreiben Sie uns mehr — oder kommen Sie ganz zu uns!'" — Kurz, Ferdinand Riſtow glaubt, dieſe Reiſe wird mein Schickſal. Und ich ſag' dir, ich glaub' es auch. Ja, Hilde, ich glaub' es auch! Ich hab' ſo ein Gefühl; es überläuft mich ſchon heiß, wenn

ich nur dran denke; vorgestern Nacht bin ich davon aufgewacht. Studieren! Ach was! Ich soll Schriftsteller werden, dazu bin ich geschaffen. Zuerst Journalist in Berlin; dann kommt alles andre. Damit ich Journalist werd', schreib' ich diese Briefe; ‚norwegische Reisebriefe'; Norwegen ist noch nicht abgegrast, o, da wächst noch viel. Ich weiß woll von einem jungen Paar, das nach Hammerfest gereist ist, um da seine Flitterwochen zu verleben; aber Mode ist das noch nicht. Mode ist das noch nicht ... Hilde! Christian Zöllers Reisebriefe, im Feuilleton gedruckt! Mein Leben fängt an!"

„Ja, ja," flüsterte sie. Er schaute nicht hin, seine Augen sahen übers Wasser, auf die Türme, in die blaue Ferne.

„So ein Kerl wie dieser Ristow! Muß so an mir hängen! — Aber wer zahlt meine Reise? sag' ich. Lächerlich! fährt er auf; jetzt hab' ich's und du hast's nicht; später wirst du's haben, und wie; dann zahlst du mir's zurück. Mach mir jetzt das Vergnügen, oder ich bring' dich mit dieser Kravattennadel um! — Ich mach' ihm also das Vergnügen; warum nicht. Ristow als Werkzeug der Vorsehung ... Der Tag wird schon kommen, wo ich's ihm zurückzahle; davor bangt mir nicht. Jetzt nur hinein in den Schicksalskahn, und aufs Meer hinaus; nicht rechts und nicht links gesehn ... Guste! Deine komische Eifersucht! Was ist mir jetzt Guste. Was sind mir die Weiber —"

Er lächelte. Seine Seele brannte von ganz anderm Feuer. Schreiben, Schaffen, Ehre; Ruhm, Dichterruhm! Sie klatschen und rufen, das ganze Haus, vor dem gefallenen Vorhang, rufen seinen Namen. Lorbeer um die

Stirn, dunkler, kniſternder Lorbeer . . . Dann werden auch die Weiber kommen; ſchöne Weiber mit ſtolzen Nacken, duftenden Locken, glühenden Augen; und ſie werden ihren Stolz vor ihm neigen . . .

Er wandte langſam den träumenden Kopf. Nun ſah er die kleine Hilde, die noch immer ſtand. In ihrem armen ſchwarzen Kleid, mit einem Geſicht wie der Tod, ſtand ſie regungslos; es liefen ihr aber die Thränen zum Kinn und von da hinab. Eine Art von Lächeln lag um ihre Lippen.

„Hilde!“ flüſterte er erſchrocken. „Um Gottes willen! Was haſt du?“

„Nichts,“ ſagte ſie nach einer Weile und bewegte den Kopf.

„Warum weinſt du ſo? — Ich beſchwör' dich, Hilde! Die da vorn können dich ja ſehn. Was ſollen die von uns denken. Hilde!“

„Wir zanken uns ja nicht,“ ſagte ſie leiſe, ſcheinbar ruhig. „Hab' ich dir ein Wort geſagt? — Alſo dann werden ſie denken, du hätt'ſt mir etwas Trauriges — —“

„Chriſtian!“ ſchluchzte ſie plötzlich auf.

Er verzog ſein Geſicht vor Mitleid; aber auch ſeine Brauen zuckten ungeduldig. „Liebe, gute Hilde — was hab' ich dir denn gethan? Hab' ich irgend ein Wort —“

„Haſt mir nichts gethan,“ unterbrach ſie ihn. „Ich muß mich ja freuen, ſo gut wie du, daß du dieſe Reiſe — — Ich freu' mich ja auch. Muß nur doch auch weinen . . . Dafür kann ich nichts. Es kam gar zu plötzlich . . . Und ‚was ſind mir die Weiber‘, ſagſt du. — Ach, läg' ich mit dir unter dem Baum und wär' tot!“

„Hilde, ſprich nicht ſo. — Mir iſt ja das Herz zerriſſen, wenn ich an dich denke; — aber mein Glück, meine Freude wollt' doch auch heraus. Es war zu ſelbſtſüchtig, ich fühl's; Teufel ja, ich fühl's und ich könnt' mich prügeln; hätt' dir nicht das alles —"

„Doch!" fiel ſie ihm nun haſtig ins Wort, und die ganze vorgeneigte Geſtalt ſprach mit. „Sollſt mir alles ſagen, alles. Das will ich nicht, daß du mich ſchonſt — oder mir was vormachſt. So 'ne Thränenlieſe bin ich doch nicht —"

Sie fuhr ſich wie im Zorn über die Augen und wiſchte, bis ſie rot wurden. „Nein, nein, Chriſtian!" ſprach ſie dabei fort. „Ich wollt' ja lieber ein Jung' als 'ne Dirn' ſein; und Jung's müſſen nicht weinen, wenn der Kopf auch ab iſt. Sag mir alles, alles! Von den ‚Weibern' und was du willſt. Und von deinem Schickſalskahn und — — Nur vormachen thu' mir nichts!"

Sie trocknete ſich Wangen, Naſe und Kinn mit dem Taſchentuch und zeigte ihm dann ihr klares Geſicht. Die braunen Augen leuchteten ihn an, wie um auch zu ſagen: „Red' nur! ſchon' uns nicht!"

„Hm! Ja!" ſummte er nach einigem Bedenken durch die kaum geöffneten Lippen. „Es liegt mir eigentlich noch was auf der Seele, das ich dir — erzählen möchte. Wirſt mich nicht drum haſſen?"

Sie lächelte: „Ich denke nicht!"

„Du haſt auch eigentlich recht, Hilde: ich muß dir alles offen ausſprechen; ich bin dir das ſchuldig. Hätt's dir ſonſt auch geſchrieben; entweder noch heut, von hier, oder von der Reiſe ... ‚Läg' ich doch unter dem Baum

und wär' tot!" ſagteſt du vorhin. Dieſer Baum — unſer Schickſalsabend — ſiehſt du — das iſt mir dieſe Wochen nachgegangen. Zuerſt fühlt' ich's nicht ſo; aber nach und nach — — du weißt, ich bin ſonſt nicht abergläubiſch; aber nach und nach kam mir der Gedanke: das war ein Abſchluß; da wurde von oben herunter durch den Blitz ein Punkt gemacht; und das ſoll nun aus ſein! Das alte Leben iſt ex, fang ein neues an! — Weißt du, meine alte Hilde: ich werd' dir immer ſo von Herzen gut ſein, das iſt mir wie angeboren, das iſt ſelbſtverſtändlich. Aber — ich hab' nun auch den Punkt gemacht. Schickſalswinke muß man verſtehn, wenn man ein großer Kerl werden will. Und meine früheren Zukunftsträume waren doch ein Unſinn; waren noch Knabenträume ... Das iſt ſehr offenherzig; nicht? Aber auch offenherzig muß man ſein, wenn man ein ganzer Kerl werden will. Verſtehſt du, wie ich's meine, Hilde?"

Sie nickte langſam, vielmal nacheinander; ihre Augen ſtarrten aber auf den Tiſch. Ja, nun fühlte ſie erſt, wie viel ſie noch gehofft hatte, als ſie von Gollin nach Roſtock ging; nun, da alles aus war. Das Herz in ihrer Bruſt that ſo elend weh ... Dies iſt umgekehrt! dachte ſie. Damals hatte der Blitz ſie ſo ſtill genommen, ach, ſie merkte es nicht. Heut riß ſie ein andrer wach, zeigte ihr bei ſeinem grellen Licht: da liegt was Totes. Was? Ihr Leben, ihr junges Leben. Aus!

Sie zerrte an ihrem Kleid vor der Bruſt; ſtand dann wieder ſtill. „So hab' ich's ja auch immer gemeint," ſagte ſie endlich, während leiſe ihre Lippen bebten. „Es kann ja doch nie was werden, ſagt' ich dir ja damals; als du mich noch tröſten und mir was vorreden wollteſt ...

Gott ſei dank, nun red'ſt du mir nichts mehr vor. Nichts! Gott ſei dank!"

„Du bleibſt mir gut — du verſtehſt mich, Hilde —"

„O, ich verſteh' dich ganz. — Gut bleiben ... So, wie du es brauchen kannſt, bleib' ich dir immer gut! — Aber thu' mir noch eine Liebe; — die Leute da vorn ſind weg; mein Geſicht ſieht nun niemand mehr. Laß mich ein paar Minuten — — ich bin doch kein Jung'! Nur ein paar Minuten; mir iſt, als erſtickt' ich ſonſt. Dann werd' ich auch wieder ganz vernünftig —"

Sie konnte ihren Satz nicht zu Ende ſprechen. Das Geſicht gegen den Baum gelehnt, der neben ihr ſtand, ließ ſie ihre Thränen rinnen und ſchluchzte. Sie ſchluchzte in das Holz hinein, daß es niemand hörte.

X.

„So, da bin ich wieder," ſagte ihre freundliche Stimme, als ſie nach einiger Zeit zu Chriſtian trat, der am Ufer ſtand und in herzbeklemmendem, verfinſterndem Mitweh über das ſpiegelnde Waſſer hinſah. „Ich hab' nun ganz trockene Augen und bin ganz vernünftig. Armer Chriſtian: da mußt' dir auch noch den letzten Tag dieſer Quälgeiſt kommen, dieſe unkluge Zigeunerdirn'! — Nun ſollſt du dich aber wundern, wie geſcheit ſie iſt ... Das heißt, was noch lang' wundern: gleich los werden ſollſt du ſie. Geh man wieder hin, du. Wir geben uns hier die Hand zum Abſchied, und du trinkſt noch mit deinen Kameraden und mit ihr und mit ihrem Affen!"

„Aber Hilde, ich denk' nicht dran," ſagte Chriſtian weich und ſtreichelte ſacht ihre Hand. „Meine Freunde

ſeh' ich noch heut abend, in unſrer Stammkneipe; wird woll eine lange, ſchwere Sitzung; — bis dahin trennen wir uns doch nicht? Wie werd' ich dich denn verlaſſen, eh ich muß. Ich zeig' dir noch die Stadt und — — Es iſt mir wie ein Donnerſchlag, daß du ſo auf einmal da biſt und ich kann dir nicht helfen. Wie denkſt du dir's denn nun? Was willſt du?"

„Morgen will ich wieder fort," antwortete ſie ſo gefaßt, als verſtände ſich das ganz von ſelbſt. „Ich geh' wieder nach Haus."

„Hilde! Das iſt —"

„Vernünftig," fiel ſie ihm ins Wort. „Darum thu' ich's auch. O, ich ſag' dir, ich will — — Aber bis zum Abend, meinſt du, bleiben wir zuſammen? Haſt du von der Heulliese noch nicht genug?"

„Du wirſt ja woll nicht weiterheulen —"

Sie ſchüttelte ihr weiches Haar. „Keinen Tropfen mehr!" ſagte ſie mit einer ſo ernſten, feſten Miene, daß es ihm durchs Herz ging. „Aber wenn du morgen reiſen willſt . . . Wann geht's fort?"

„Um elf, mit dem Dampfſchiff, das nach Dänemark fährt."

„Haſt denn ſchon gepackt?"

Er ſchnellte den Finger am Daumen hinunter. „Gott Strambach, nein! Noch kein Stück. Darum wollt' ich ja nicht mit herüber —"

„Soll ich dir helfen?" fragte ſie ſchüchtern; ihr armes Leidensgeſicht begann aber ſchon zu ſtrahlen vor Freude. „Packen kann ich gut. Das ſagt Ida auch. Dann hätt' ich was zu thun — ach Gott. Soll ich, oder willſt du's nicht?"

„Ich bitt' dich drum," ſagte er gerührt. „Das heißt — ich hätt' nicht den Mut gehabt, dich darum zu bitten; aber da du's ſelber verlangſt — und mit dem Geſicht. — Hilde!"

„Ja," flüſterte ſie und ſah auf den Fluß hinaus. „Mach nur, daß wir hinkommen!"

Chriſtian ging zum Tiſch, um zu zahlen; Hilde blieb am Waſſer ſtehn. Ein tiefer Seufzer, wie ein letztes Schluchzen, hob ihr noch die Bruſt; ſie ſtaunte dann, wie ihr zu Mut war, ſie faßte es nicht. Vor vier Jahren oder ſo — ihr Vater war noch geſund — da las er ſeinen Dirns einmal von dem letzten Abend eines Mörders vor, der am andern Morgen früh hingerichtet werden ſollte; der machte ſich aber noch einen „guten Tag", aß und trank und plauderte viel und „genoß ſein Leben". Damals hatte ſie den Kopf geſchüttelt: das haben ſie ſich ausgedacht, wie kann das ein Menſch, ſo nah vor dem Tod! — Was war ſie für ein Dümming. Nun ging's ihr ja ebenſo. Morgen war ſie auch wie tot; jetzt ſtand ſie da und freute ſich, daß ſie noch einen Abend hatte. Chriſtian packen helfen; dann mit ihm zu Abend eſſen ... „Wie iſt's möglich! Wie iſt's möglich!" ſeufzte ſie vor ſich hin.

Sie ſaßen im Boot, fuhren nach der Stadt zurück; Chriſtian neben ihr, er hielt ihre Hand; es war wie ein Traum. Sie kamen vor das Haus in der Schnickmannsſtraße, in der ſie ihn geſucht hatte — wann? es war Jahre her! —; ſie ſtiegen zuſammen die Treppe hinauf, traten in ſein Zimmer. Der Koffer ſtand ſchon da, aber offen, leer; Papiere und Kleider lagen auf den Stühlen, zum Teil auf der Erde. „O, wie ſieht es hier aus!"

ſagte er. Sie faßte ihn aber ſogleich beim Aermel; „nun ſag mir, wie das ſein ſoll," fing ſie mit ruhig geſchäftiger Stimme an. „Du nimmſt ja doch nicht alles auf die Reiſe mit; die großen Bücher bleiben hier, nicht? und noch dies und das. Sag mir nur: Hilde, das kommt mit, das nicht. Dann pack' ich dir alles, und du machſt unterdeſſen deine andern Sachen: Briefe ſchreiben, oder was es iſt!"

„Du biſt 'ne gar zu gute Dirn'," erwiderte Chriſtian, dem nun auch kläglich weich ums Herz ward, und hob beide Hände, wie um ſie an ſich zu ziehn. „Nein, das nicht!" warf ſie nur ſo hin; ſchob ihn aber zurück und heftete die ernſten Augen ſo feſt auf ihn, daß er ſeine Arme nicht mehr zu regen wagte. „Nicht wahr, du haſt noch Briefe zu ſchreiben; — an Hildegard Mahlmann brauchſt du nicht mehr zu ſchreiben, die weiß nun ſchon alles. Gib ihr man was zu thun!"

Seine Augen lächelten trüb; was für himmelblaue Augen! dachte ſie. Er ging ihr voran zur Kommode; darin war ein wüſtes Durcheinander; ſie ſchüttelte verwundert den Kopf. Es dauerte aber nicht lange, bis ſie alles wußte; ſie half immer durch Fragen nach. Ehe er ſich's verſah, hatte ſie ihn ſanft auf den abgeräumten Stuhl an ſeinem ſchwarzgeſtrichenen Schreibtiſch niedergedrückt und ihm den Federſtiel in die Hand gegeben. Lächelnd begann er zu ſchreiben. Hildes zierliche Geſtalt huſchte hin und her, aber leicht, faſt unhörbar wie ein Sonnenſtrahl. Sie trug ſich alles zuſammen, bis ſie ihre Ueberſicht hatte; dann fing ſie an, mit ihren hurtigen Fingern, doch ſo recht liebevoll und mit Verſtand zu packen.

Chriſtian horchte ſtill. Er ſchrieb an ſeinen Vater,

dann an alte Freunde; — auch an Friederike? Nein; er hatte wohl gedacht — aber nun wollt' und konnte er nicht. Zuweilen war ihm beim Horchen, als höre er einen langen, schmerzlichen Atemzug, der zum Seufzer ward; wandte er dann aber den Kopf, so blickte Hilde geschwind vom Koffer auf, und die braunen, ernsten Augen, die rührend schönen, lächelten ihm kindlich zu. Da sind wir nun wie Mann und Frau! schien ihr Blick zu sagen. Ihm fuhr wenigstens durch den Kopf: da sind wir nun wie Mann und Frau! — Auf einmal war ihm dann wieder, als säh' er die Mitternachtssonne am Nordhimmel stehn, wie das große, glühende Auge des Schicksals auf sich gerichtet, und sein Geist flog wie eine Schwalbe aus dem Zimmer.

Es war Abend; alles war fertig. Hilde stand neben dem geschlossenen Koffer; mit einem mütterlichen Blick hielt sie ihm den Schlüssel hin. „Verlier' ihn auch nicht!" sagte sie. — „Gehst du nun zur ‚Stammkneipe'? Trennen wir uns nun?"

„Ich bring' dich noch in deinen Gasthof," antwortete er; „eß' dort noch zu Abend mit dir. Ja — wo willst du wohnen?"

Sie lächelte: „Bei Schiller, dacht' ich! Als ich heut durch die Stadt ging, hab' ich ein kleines, altes Haus gesehn, an dem stand: ‚Schillers Gasthof'. Wenn's auch nicht Friedrich Schiller ist — da möcht' ich hin. Da ist's wohl auch billig. Weißt du, wo das ist?"

Er nickte. — „Das Geld nimmst du aber von mir —"

„Nicht 'nen Pfennig!" sagte sie rasch. „Drüben das viele Butterbrot hab' ich dich zahlen lassen; aber nun

auch weiter nichts. O, ich hab' Geld genug ... Willst mich also hinführen?"

Er zuckte die Achseln; sie gingen. Es dämmerte noch, als sie zu Schillers Gasthof kamen; sie nahmen ein Kämmerchen für Hilde, ein kleines; „klein bin ich ja auch man!" scherzte sie. Dann saßen sie unten in der Wirtsstube, einander gegenüber; an einem braungebeizten Tisch. Nur noch ein alter Mann saß in einer Ecke; er nahm aber bald seine Mütze und ging. Es war tiefe Stille, nur die Fliegen summten.

Statt eines Kellners kam der Wirt, um sie zu bedienen; „Schiller selbst!" flüsterte Hilde. „Nein," sagte sie dann rasch, als Christian bestellen wollte: „laß mich! Das wünsch' ich mir schon so lange: einmal selbst bestellen, ganz selbst; als wenn ich auch ein junger Mann wär' wie ihr!" — Sie zeigte dem Wirt ein ernstes, wichtiges Gesicht, fragte, was es gebe; dann sprach sie ihm ihre Willensmeinung aus. Herr Schiller nickte. „Mir dasselbe!" sagte Christian. „Ja," setzte Hilde hinzu, „für den Herrn dasselbe!" — Sie sah dem Wirt mit strahlenden Augen nach; als er draußen war, lachte sie wie ein glückliches Kind.

Sie blieb heiter, wenigstens fuhr sie fort, zu scherzen und zu lachen; es ward aber mehr und mehr eine flackernde, unruhige, aufgeregte Lustigkeit daraus, mit oft jähem Auflachen, wie wenn böige Windstöße übers Wasser fahren. Auf ihren Wangen brannten auch wechselnde Feuer; die Lippen verzogen sich zuweilen und zuckten; wenn sie das fühlte, lachte sie's hinweg. Christian ward stiller und stiller. Ihm lag nun doch der Abschied, ihre elende Heiterkeit, ihre dunkle Zukunft, die Glut in ihren

großen Augen ſchwer auf der Bruſt. Sie aßen ihr „Henkersmahl"; ſie ließen aber beide die Hälfte ſtehn. Auch das Bier in ihren Gläſern nahm kein Ende. Endlich ſtand ſie auf, drückte eine Weile die Augen zu. „Nun mußt du aber fort!" ſagte ſie.

„Ja — nun muß ich fort."

„Dann zahl' ich!" rief ſie aus und griff in ihre Taſche.

„Nein, das iſt Mannesſache," erwiderte er kurz, rief den Wirt und zahlte. Hilde ſah ſchweigend zu. Erſt als ſie wieder allein waren, wickelte ſie die Ecke ihres Schnupftuchs auf, nahm ein Markſtück heraus und legte es auf den Tiſch.

„Soviel kommt alſo auf mich," ſagte ſie. „Nimm das!"

„Wie werd' ich das nehmen?" gab er ihr zur Antwort. „Es iſt ja ſo ſchon ein Jammer, wie arm du biſt. Ich hab' nur auch ſelber nichts ... Aber das nehm' ich nicht!"

„Doch, Chriſtian, du nimmſt das," ſagte ſie mit einer ſonderbaren Stimme, die auch noch zu zittern anfing. „Ich will nichts geſchenkt. Von dir! — Mach mich, bitte, nicht verrückt. Ich bin ſchon ſo wund, ſo wund ..."

„Willſt du's nehmen?" fragte ſie plötzlich herriſch, drohend.

Er ſchüttelte den Kopf und ſtand auf. Jetzt durchlief ſie etwas, daß ſie zuſammenfuhr; ſie nahm das Geldſtück vom Tiſch und warf es ihm ins Geſicht.

Es traf ihn über dem Aug' an der Stirn. „Teufel!" ſchrie er in der Ueberraſchung auf und griff mit der Hand nach der ſchmerzenden Stelle.

„Chriſtian!“ rief ſie gleich darauf. Sie ſprang auf ihn zu, riß ſeine Hand weg, und ſich auf die Zehen hebend küßte ſie ſeine Stirn. „Ach, verzeih' mir das!“ ſagte ſie und küßte ſie noch einmal. „Ach, ich bin voll von Sinn und Verſtand. Sei gut. Sei man gut . . .“

Mit einem raſchen Entſchluß legte ſie die heißen Lippen auf ſeinen Mund, ganz feſt. „Ach, bleib mir gut,“ flüſterte ſie im langen Kuß; er verſtand es kaum. Dann lauter, indem ſie die Lippen hob: „Reiſ' mit Gott! Gute Nacht!“

Jetzt ſtieß ſie ihn von ſich, wie um ſich loszureißen, lief hinaus, die Treppe hinauf und in ihre Kammer, und ſchloß die Thür hinter ſich zu.

XI.

Einen Schmerz wollte Hilde noch erleiden: der war ihr zu ſüß. Vom Lebensglück letzten Abſchied nehmen, wenn es ins große Meer hinausfuhr, morgen mittag, auf Chriſtians Schiff; er aber ſah ſie nicht und wußt' es nicht, niemand als ſie allein! — Sie hatte ihn noch ausgefragt, ſcheinbar unſchuldig: wann wohl ſein Dampfer nach Warnemünde und aus dem Hafen in See komme; und wie man ſonſt da hinunter komme und ob's auch viel koſte. Hierüber beruhigt, wachte ſie nachts zuweilen auf und freute ſich voraus; fühlte dann heiße Tropfen an den Wimpern, ächzte wohl einmal und verſank wieder in Schlaf. Sie ſchlief diesmal tief in den Tag hinein; plötzlich ſchreckte ſie empor und ſtand auf.

Eine Stunde ſpäter ſchwamm ſie den Fluß hinab, auf einem der kleinen Revierdampfer, die zwiſchen Roſtock

und dem Seehafen Warnemünde fahren. Der Wind war noch nördlich und frisch, aus Nordnordost; er fegte über das Schiff und durchschauerte die arme Hilde, der ohnedies das Herz schon fror. Sie hielt aber still, es ging nun in einem hin; und in Warnemünde am „Strom" aus Land gestiegen, wanderte sie wie im Traum, immer weiter bis ans Meer und dann links auf dem sandigen Ufer fort. So lange sie dort noch Menschen sah, Kinder, die an der seichten Brandung spielten, oder Erwachsene, die in Strandkörben saßen, blieb sie in ihrem ruhelosen Schritt; erst als sie über die Bäder hinaus war, sich nun ganz allein sah, grub sie ihre Füße fest in den Sand, den letzten Boden, den sie nach ihrem Gefühl auf der Welt noch hatte. Die sich überstürzenden Wellen kamen fast bis zu ihr heran; der Wind raufte in ihren Haaren und kitzelte damit ihr Gesicht. Sie hatte sich aber gelobt, in dieser letzten Stunde der Erwartung recht Geduld zu haben; und jetzt — — ja, jetzt endlich schlug die Warnemünder Kirchenuhr zwölf, und fast in demselben Augenblick erschien beim letzten Warnemünder Haus, da wo der Einfahrtsdamm wie eine stille, umschäumte Schlange auf dem Wasser lag, — erschien der schwarze Dampfer, die wehende Flagge am Mast. Er glitt hinter dem Damm entlang, über ihn emporragend; scheinbar ohne Laut, denn in dieser Ferne hörte sie nichts. Es standen wohl Menschen darauf, sie erkannte keinen. Der Damm ward nun länger, so schien es: das Schiff hatte sein Ende erreicht und zog sich, als wäre es seine Fortsetzung, in die See hinaus. Dann löste es sich aber ab, und wie ein Meerungeheuer, das nichts mehr mit der Erde zu thun hat, dampfte es über die bewegte Fläche. Da fuhr er

nun hin, Chriſtian Zöller, der ſelige, hoffnungsvolle, auf ſeiner Fahrt nach dem Glück. Nach Norden zu, dem Wind entgegen; ach, was thut ihm der: da im Norden iſt ſeine Sonne, die ſcheint ihm auch um Mitternacht. Was will die kleine Dirn' da am Ufer? Der wird nun auch bei Tag keine Sonne ſcheinen. Er kann ihr nicht helfen; er fährt auf ſeinem Glücksdrachen auf die Zukunft los ...

„Chriſtian!" ſtöhnte ſie.

Der Nordnordoſt packte jetzt die mächtigen, ſchwarzen Rauchwolken, die der Dampfer ausſtieß, drückte ſie und warf ſie über das Waſſer hin, daß ſie das Schiff ganz und gar verdeckten; nur eine einzige dunkle Wolke ſtand da. Es war, als ſei das Schiff ins Meer verſunken und nur der emporquellende letzte Rauch ſchwebe noch über der Flut. Hildegard ſchrie auf. Eine kindiſche Bangigkeit brach aus ihrer Bruſt. Lange währte es indeſſen nicht, ſo ſchwand dieſes Schreckensbild; der Dampfer kämpfte ſich wieder hervor aus der Wolke, zuerſt ein Stück, dann der ganze Rumpf; der lange ſchwarze Wurm zog dahin. Nur ward er jetzt kürzer, dünner, kleiner. Seine Maſten ſchwanden. Bald wird man ihn nicht mehr ſehn ...

Der Augenblick kam heran, vor dem ſie gebebt hatte, im Träumen und im Wachen. Dann war's wirklich aus! Wozu dann noch leben? — Zu Vater und Mutter heim? Die werden ſie fragen: Zigeunerin, wo kommſt du her? Was haſt du bei deinem Chriſtian gewollt? Was haſt du mit ihm gethan? — In die „Welt"? zu den „Leuten"? Die werden ihr ſagen: treib dich nur weiter herum, du haſt's ja gelernt. Lauf nur von Haus zu Haus, und von

Stadt zu Stadt. Für uns taugſt du nicht! — — Nein, ich taug' nicht mehr in die Welt, dachte ſie. Ich hab' mich verlaufen. Für mich iſt kein Platz mehr! — Als wär' dies wirklich der letzte, den ihr der Herrgott gelaſſen, warf ſie ſich auf den Sand, drückte ihr Geſicht hinein und fühlte ihn kniſternd zwiſchen ihren Zähnen.

Lange lag ſie ſo da; wie lange, wußte ſie nicht. Ihr verging das Denken. Als ſie den Kopf endlich hob, hatte ſie ein Geräuſch aus dieſer Dumpfheit geweckt. Nun mißfiel ihr der läſtige Sand; ſie blies ihn von den Lippen. Das Geräuſch wiederholte ſich, es war wie von einer Menſchenſtimme. Sie horchte. Es ſchien ein mitleidiges Summen zu ſein, ein tiefes. Endlich überwand ſie ſich, den Körper herumzudrehn. „Hilde! Hilde!" hörte ſie nun dieſe tiefe Stimme ſagen.

So war ſie wohl noch nie erſtaunt: Fritz Diſtel ſtand da, ein paar Schritte von ihr; in demſelben Rock und Hut, mit demſelben Stock, wie zwei Tage vorher in Gollin. Er ſtand wieder auf den Stock gelehnt, etwas vorgeneigt, wie ſie ihn beim letzten Zurückblicken noch geſehen hatte. Einen Augenblick durchflog es ſie, als hätt' ſie ſeitdem nur geträumt, als wär' nichts — — Doch nun ſah ſie ſich im Sand, am Meer. Da hinten, weit fort, ſtand eine kleine Rauchſäule; nur noch wie ein Finger ... Fritz Diſtels rötliches Geſicht, bleicher als ſonſt, ſuchte jetzt zu lächeln; das that ihr weh bis ins Mark.

„Was willſt du hier?" fragte ſie.

„Ich bin dir ja doch nachgegangen," antwortete er; als wundere ihn beinahe, daß ſie das nicht wiſſe. „Du ſagteſt noch zu mir: ‚ich ſag' dir's nicht'; da hab' ich mir

gedacht: Donnerwetter, da muß ich mit! Denn die Dirn' iſt unklug! — Na ja: es war ja doch auch. Kannſt mir das doch nicht übelnehmen. Dein Vater hat noch mal zu mir geſagt, da war er noch geſund: ‚Fritz, die Dirn' hat manchmal dummes Zeug im Kopf; wenn du das mal erlebſt, Fritz, und das was danach kommt, dann ſtehſt du ihr bei!' — Na, und ſo dacht' ich denn, da muß ich mit. Und ſo bin ich nu hier!"

„Ich verſteh' noch nicht, Fritz," ſagte Hilde ſchwach. „Dies iſt doch der Strand ... Und wie biſt du mir von Gollin aus nachgegangen? Ich verſteh' das nicht!"

„Und biſt doch ſonſt ſo 'ne kluge Dirn'," entgegnete Fritz mit ſeinem gutmütigen Neckgeſicht; es blieb aber doch der tiefe Ernſt in den blaſſen Augen. „Wo will ſie hin? hab' ich mir gedacht. Dahin, wo Chriſtian Zöller iſt! Na — ich hatt' ja auch recht. Und da bin ich 'ne halbe Stund' ſpäter auf derſelben Landſtraß' hinterher gegangen; Zeit hatt' ich ja zur Not; fehlgehn konnt' ich nicht. Wenn ich dir mal zu nah kam, dann blieb ich wieder zurück. Wo du über Nacht bliebſt, da bin ich vorbeigegangen; aber den andern Morgen ließ ich dich wieder vor. Und nachher in Roſtock — da hatt'ſt du ja Augen für alle Kirchtürm' und für alle Häuſer, aber nicht für mich!"

„Fritz Diſtel!" ſeufzte das arme Geſchöpf, immer noch im Sand liegend. „Biſt mir die ganze Zeit nachgegangen ... Was haſt du von mir gedacht?"

Er zuckte mit den Achſeln und verzog den Mund, ſagte aber nichts.

„Biſt du auch mit über die Warnow gefahren?"

„Nein," ſagte er kurz.

„Wo bliebst du denn?"

„Na, doch da am Strand, bei den Schiffen. Ihr seid ja auch endlich wiedergekommen. Ich hab' euch gesehn."

„Und als wir dann in seinem Haus — — Fritz Distel! Was hast du von mir gedacht?"

Er zuckte wieder die Achseln. „Na, das wär' ja doch kein Wunder," brummte er vor sich hin.

„Was wär' kein Wunder?"

„Daß ich mir gedacht hätt': na ja! — Denn da mußt du dich nu auch nicht wundern, Hilde: von dir werden sie nu alle was glauben. Wenn man so —"

„Das weiß ich ja!" stieß sie heraus. „Nu hält mich ja woll die ganze Welt für 'ne schlechte Person! — Und du? — Fritz! Und du?"

„Je, ich —!" murmelte er.

„Na, so red' doch! Und du?"

„Hilde!"

„Was?"

Er wühlte mit seinem Stock im Sand. — „Ach, du bist ja doch meine beste Dirn'! Ich werd' von dir doch nichts Schlechtes glauben!"

„Fritz!" rief Hilde aus. Mit einem Ruck begann sie sich zu winden und wälzte sich zu ihm hin, hob auch ihre Hände, als wolle sie seine Füße fassen. Der Bursch trat erschrocken zurück.

„Dirn', du bist wieder unklug!"

„Ach was. — Ich fühlt' mich schon so verstoßen und verlassen — und nu sprichst du so. Das thut kein Mensch mehr, als du. Fritz! Du glaubst doch noch, ich bin gut!"

„Na ja," erwiderte er, etwas verlegen; „aber ſo, wie du woll denkſt, ſo war's doch auch nicht mit mir. Als ihr zwei zuſammen die Straß' 'raufgegangen ſeid, und in den ſein Haus hinein, da — da —! — — Aber vorher beim Ausſteigen aus dem Boot, da hatt' ich dich geſehn; und da hatt'ſt du ſo 'n liebes altes gutes Geſicht — ſo traurig und ſo ehrenfeſt — als könnt' dir kein Menſch was thun! — — Ich dacht' aber doch immer wieder: je ja, je ja! Und als ihr dann in ‚Schillers Gaſthof' wart, hab' ich draußen am Fenſter geſtanden; da war ſo was Blaues vorgeſtellt, daß man nicht hineinkucken ſoll; aber durch ein Loch konnt' ich euch doch in der Gaſtſtub' ſehn. Na, und da ſah ich woll, die ſitzen da nicht wie Liebesleute; ſie ſitzt hinterm Tiſch und läßt ſich nicht anrühren; und mit ihrer Luſtigkeit iſt das auch man ſo ſo!"

„Ach Gott!" ſeufzte ſie.

„Na ja. Und zuletzt warfſt du ihm was an den Kopf; und haſt ihn dann abgeküßt — das hat mich nicht gewundert — und biſt fortgelaufen. Wird er ihr nu nachlaufen? hab' ich noch gedacht. Aber nach einer Minut' oder ſo war er vor der Thür; ich hatt' mich im Schatten verſteckt. Und er iſt fortgegangen; und ich hinterher, bis zu einem hellen Haus. Da kuckten ſie neben der Thür aus dem Fenſter, mit Pfeifen und Zigarren: ‚Hurra, Zöller kommt!' Und einer, den ich mal in Seedorf geſehn hab', mit ſo 'nem runden Geſicht, der hat ihn angeſchrieen: ‚Chriſtian! biſt du endlich frei?' — ‚Na ja,' hat der geſagt, ‚ſchrei nur nicht ſo; aber ja, ich bin frei!'"

Hilde drückte ihr Geſicht wieder in den Sand.

Fritz Distel fuhr etwas leiser fort: „Und da haben sie alle Hurra geschrieen, und ihn angepackt und durchs Fenster in die Stube gezogen; und haben ihn hochleben lassen, weil er morgen nach Norwegen geht ... Na, und da wußt' ich ja dann genug. Und da bin ich in die ‚Kornbörs" gegangen und hab' da geschlafen ..."

„Ja, so ist das gewesen!" setzte er noch nach einer Weile hinzu.

Sie hob ein wenig den schweren Kopf. „Und wie kommst du denn heut hierher?"

„Na, ebenso!" antwortete er. „Ich hab' dir wieder aufgepaßt. Du siehst nicht viel von der Welt, mein Dirning, bist doch auch 'n Träumsacht. Das hast nicht gemerkt, daß ich auch auf deinem Dampfschiff war; — ich hatt' mich aber auch gut versteckt. Ja, wer mich für dumm kauft — — Aber stehst du denn nie wieder auf, Dirn'?"

„Ich mag nicht," flüsterte sie. — „Laß mich man so liegen. — Fritz Distel!"

„Was denn?"

„Du bist gut zu mir; wie 'n Engel bist du; und ich dank' dir auch. Ich bin dir so dankbar ... Aber all die andern, was werden die nu sagen? Die haben ja schon damals geglaubt, ich bin schlecht geworden ..."

Sie schwieg, sie wartete, was er dazu sagen werde. Er blieb aber stumm.

„Fritz! Sag mir was. Was glaubst du denn?"

„Hm!" machte er.

„Was ‚hmst' du so? Sag ein Wort!"

Sie sah ihm in die Augen. Die erwiderten ihren

Blick; darüber wurden sie aber feucht, wie sie sie seit den Kinderjahren nicht gesehen hatte. Er zögerte noch eine Weile, dann fing er langsam an: Das will ich dir woll sagen. Was ich glaub' ... Ich glaub' nichts, Hilde, und ich glaub' auch alles. Ich glaub' nämlich, was du mir sagst. Wenn du mir sagst: das kannst du mir glauben, Fritz, ich hab' damals nichts Unrecht's gethan, und gestern nicht, und gar nicht, na, dann glaub' ich das — und hör' nicht hin, was die Leute sagen — und nehm' dich zur Frau — und alles!"

Er erschrak beinahe selbst: nun war's heraus. Das Wort, das er bisher aus Furcht vor Hilde nicht über die Lippen gebracht hatte — vor der blassen Dirn', die da im Sand lag, konnte er es sagen. — Aber weiter nun auch keine Silbe mehr! — Er legte den Stock an den Mund. Er drückte ihn gegen die Zähne. Nun sollt' sie was sagen ... Sonst in Ewigkeit stumm und still!

Das Mädchen lag lange, ohne sich zu rühren. Sie atmete nur schwer und tief. Sie warf endlich noch einen Blick aus dem Augenwinkel auf die See hinaus; da im Norden sah sie eine dunkle Stelle auf dem lichten Himmel, unten am Wasserrand. Das war nun das letzte! — Fritz Distels Augen gingen mit hinaus; ein bitteres Lächeln legte sich ihm um die breiten Lippen. Es schwand aber sogleich wieder hin. Sein ganzes Gesicht war wieder ernste, ehrenfeste Ruhe. Hilde schaute es an. Sie wollte nicht; sie mußte. Es that ihr endlich wohl, in so ein gutes Menschenantlitz zu schauen; ihren letzten Schutz und Trost auf der Welt ...

„Ach, mein guter Fritz!" seufzte sie nach der langen Stille.

„Hm!“ antwortete er wie befreit.

„Biſt ſo ein braver, braver Kerl, Fritz!“

„Na — der ſchlechteſte bin ich noch nicht. — Was das andre betrifft, wollt' ich man noch ſagen: das haſt du nu woll ſchon erlebt, bei Plittendorfs und ſo weiter, daß es auch nicht gar zu ſchön iſt, wenn man einſpännig geht. Auf ſo 'ner kleinen Dirn' trampeln ſie herum! — Und mit Chriſtian Zöller mußt' es ja ein End' nehmen ...“

Er wartete wieder auf ein Wort von ihr. Sie nickte aber nur vor ſich hin. Nach einer Weile nickte er auch, als ſei ihm das genug.

„Alſo wenn das zu End' iſt,“ begann er wieder, „dann wollt' ich man noch ſagen: mit 'n zweimaſt Schiff ſegelt ſich das beſſer! — Viel iſt ja nicht bei mir los; mit 'ner Glückshaub' bin ich auch nicht auf die Welt gekommen. Aber arbeiten kann ich; und für meine kleine Hilde, mein Liebſtes auf der Welt, da arbeit' ich noch mal ſo viel. Na, und du ſchaffſt auch dein Teil. Wenn du auch man zart und knendlich biſt — die richtige Schneiderstochter — dreizehn Schneider wiegen fünfzehn Lot ... Aber du haſt's in dir. Da hab' ich gar keine Angſt. Und wenn du man wollteſt — — Was ſagſt du?“

„Ach!“ ſagte ſie nur; griff in den trockenen, glatten, lebloſen Sand und ließ ihn ſich durch die Finger laufen.

„Na ja,“ murmelte er treuherzig. „Haſt ganz was andres im Kopf gehabt; — darum war ich ja auch ſo ſtill und mocht' gar nichts ſagen. Aber nu ſiehſt du ja, wie das alles iſt! Und wenn du dich mit mir ins lange

Jahr gibſt, dann kann dir wenigſtens kein Menſch mehr was thun. Ich hab' gehört, deine Mutter iſt ſchlecht auf dich zu ſprechen, von wegen dem Lindenbaum; wenn ich aber hingeh' und ſag': das weiß ich alles und ich nehm' ſie und ich will ſie haben, wer ſagt dir dann noch ein Wort? Und dieſe Plittendorfs, die dir was zu Leid gethan haben, die ſollen dann man kommen, Hilde — oder es ſoll ſich mal ſonſt einer unterſtehn, dir was anzuhängen —"

Er hob ſeinen Arm, deſſen Kraft ſich ſpannte, Hilde ſah es durch den Aermel hindurch. „Ich ſchlag' jeden in den grauen Grund, der meinen Augapfel, meine Zuckerpflaum' — — Aber ne. Prahlen, das iſt nix. — Ich wollt' man ſagen, kleine Dirn: geſchehn ſollt' dir nix!"

Jetzt blickte ſie ihn endlich ſo dankbar an, daß es ihm warm über's Herz lief. Dann ſtützte ſie ſich aber auf, und ihre Augen verzehrten ihn. „Du willſt hingehn, ſagſt du ... Und du willſt ſagen: ‚Das weiß ich alles und ich nehm' ſie ...' Hab' ich dir denn ſchon geſagt, daß ich nichts Unrecht's gethan hab'? damals nicht und geſtern nicht?"

Aus Fritz Diſtels gerötetem Geſicht ging die Farbe weg. „Kannſt du's nicht?" ſtotterte er.

Sein Erſchrecken rührte ſie. Es kam ihr ein Lächeln. Doch mit tiefem Ernſt ſagte ſie dann: „Ach ja, Fritz — ich kann's. Und du haſt auch recht, daß du mir glaubſt; lügen thu' ich nicht. So wahr als ich keinen beſſeren Menſchen kenn' als dich — und ich kenn' auch keinen — ſo wahr bin ich noch 'ne unſchuldige Dirn'!"

„Dann iſt's all gut," ſagte er, nachdem er die Bruſt

mit Atem gefüllt hatte. „Das heißt, bei mir iſt's all gut. Wenn's man auch erſt mit dir ſo wär' ... Ach, kleine Hilde. Es iſt ſo ſchnurrig, wie wir hier im Sand an dem großen Waſſer miteinander reden. Ich möcht' dir ſo viel zu Lieb' thun, dir dein Unglück abnehmen, dir zeigen, daß du mein Liebſtes biſt auf der ganzen Welt! — Aber du könnt'ſt es woll nicht mit mir wagen, Hilde Könnt'ſt du's mit mir wagen?"

„Ja," hauchte ſie.

Drittes Buch.

I.

Um dieſelbe Jahreszeit, nur daß man nicht mehr Achtzehnhundertfünfundſiebzig, ſondern Sechsundſiebzig ſchrieb, erwachte Hildegard eines Morgens langſam aus einem verworrenen Traum. Sie träumte eigentlich ſchon nicht mehr; ihre Augen blieben aber noch geſchloſſen und ihre Seele ſchwamm gleichſam auf einem nebelnden Fluß zwiſchen Traum und Wirklichkeit hin. Sie ſah ſich wieder auf ihrem erſten Schulgang, fühlte wieder, was ſie damals fühlte. Das Herzchen ſchlug ihr ſo ſtark; nun ſollte ſie alſo ihre Sehnſucht ſtillen und lernen — ſo viele wunderbare Dinge lernen — das wär' ja nur Seligkeit. Aber wie bang war ihr doch zu Mut, nach ſchüchterner und feiner Kinder Art: wie wird mir's in der Schule ergehn? wird der Herr Lehrer ſagen: „du Dümming?" werd' ich oft Schläge kriegen? — Auf einmal ſtand ſie in der Schulſtube, wie ein Kirchturm der Herr Lehrer vor ihr, an dem ſie hinaufſah. Seine hellen, gelblich grauen Augen ſahen auf ſie hinunter; ſo etwas Gelbes hatte ſie noch nie in Menſchenaugen geſehen. Sie lächelten aber

freundlich herab; „ei, ei!“ ſagte es dann da oben im Kirchturm, und eine Hand legte ſich auf ihren Kopf und glitt über ihre Wange; es kitzelte ſie ein wenig, aber es that ihr gut. „Wirſt ordentlich was lernen? wie?“ fragte dann die Stimme. Sie nickte. Sie wunderte ſich wieder über das Gelbe in den Augen ...

„Solche Augen hat auch ſein Jung', der Arnold,“ dachte ſie jetzt, noch mehr erwachend. „Arnold.... Ohne den ich tot liegen geblieben wär' unter dem Lindenbaum ... Der mich früher immer küſſen wollte; was für ein zärtlicher Jung'! — Einmal wollt' ich nicht, da ſtieß ich ihn weg ...“

Sie bewegte den Arm, wie um ihn wieder wegzuſtoßen; darüber kam ſie vollends zu ſich und öffnete die Augen. Sie ſah zu einer ſchmutzig weißen Decke hinauf, die hie und da ſchwarze Punkte bedeckten; „Fliegen!“ dachte ſie. „Fliegen haben wir genug; — ſonſt haben wir nicht viel.“ ... Nun wußte ſie auch, wo ſie lag: in Fritz Diſtels Haus. Sie hieß Hilde Diſtel. Da draußen vor dem kleinen Fenſter war die Landſtraße, am Ende vom Dorf Gollin. Am Fenſter, im ſchwarzen Kleid, ſaß die Schweſter Ida. Ja, ja, die war ſeit geſtern hier, ſtatt der Mutter ... Und die Wiege da neben ihrem Bett; darin lag was und ſchlief; ſchlief ſo ſtill, ſo ſüß ...

„Ida!“ ſagte ſie, nachdem ſie eine Weile auf das leiſe Atmen in der Wiege gehorcht hatte, und ſtützte ſich auf.

„Na? haſt ausgeſchlafen?“ erwiderte Idas gemütlich mütterliche Stimme.

„Ich ſchlaf' mich ja woll noch ganz aus der Macht,“ ſagte Hilde, mit einem Blick auf die Schwarzwälder Uhr

— Idas Hochzeitsgeſchenk — die ihr gegenüber an der Wand hing. „Wenn die Uhr richtig geht —!"

„Die geht immer richtig," entgegnete Ida mit einer Art von Stolz. „Aber ſchlaf' du man; das Kleining thut's ja auch. Und du haſt's ebenſo nötig. — Was hat der Doktor neulich geſagt? ‚Für die iſt Schlafen das halbe Eſſen. Die ſchläft ſich zurecht!'"

Hildegard lächelte: „Das iſt eigentlich ſehr nett von mir, da koſt' ich Fritzen ſo viel weniger. — Aber, ach Gott!" — Sie ſeufzte. — „Daß ich überhaupt nachſchlafen muß!"

„Na ja, Kinding, du biſt zart. Und haſt tüchtig Fieber gehabt" —

„Ich will aber nicht zart ſein!" rief Hilde dazwiſchen und richtete ſich völlig auf. Da die Kleine in der Wiege ſich ein wenig rührte, fuhr ſie leiſer fort: „Ich will auch kein Fieber haben; das paßt ſich nicht für 'ne arme Büdnersfrau, die hat keine Zeit dazu. Ich will meine Kinder künftig von den Bäumen ſchütteln . . . Ach, Iding! Wie ſchläft ſie ſüß!"

Ida nickte: „Was wollt' ſie nicht. — Das hat ſie von ihrer Mutter!"

Hildegard ſchüttelte verwundert den Kopf. „Nein, wie drollig — wie närriſch — daß jemand ſagen kann: ‚das hat ſie von ihrer Mutter' — und meint mit der Mutter mich! — Ich begreif's noch immer nicht recht . . . Mutter Hildegard! — — Aber wie lieb und gut haſt du das geſagt. Weißt du, wen ich lieb hab'?"

„Nu?"

„Deinen Wangerow!"

„Meinen alten Herrn?"

„Ja; weil er dich für ein paar Tage ganz hergegeben hat. Als ich vorhin die Augen aufmachte und sah dich am Fenster sitzen, statt Mutter — ach, wie war das gut!"

Ida stand auf und trat heran. „War denn Mutter nicht —?"

„Ach ja," antwortete Hilde. „Aber du weißt, wenn sie das Regieren kriegt — — und das kriegt sie immer. Und ihre Stimme hat so 'nen Hammerschlag — wenn man nicht ganz gesund ist, weißt du. Du hast ja eigentlich ihre Stimme — wie du ihre Knochen hast — aber deine ist doch so gut, kann so streicheln. Und überhaupt — ach, du — — komm, gib mir einen Kuß!"

Ida beugte sich lächelnd und küßte sie. „Meine Idaschwester!" sagte Hilde leise und ihre Stimme fing an zu zittern. „Wenn ich dich nicht hätt'!"

„Na, du hast noch viel außer mir; nicht?"

„O ja," flüsterte Hilde; dann blickte sie auf das Kind. Sie schüttelte etwas von sich ab, legte ihre Hände an. Idas starke Schultern und richtete sich so empor, bis sie im Bett aufrecht stand. „Nun ist's gut," sagte sie herzhaft, „nun hab' ich mich zurechtgeschlafen und will auch was thun! — Nein, sei ganz ruhig, übernehmen will ich mich nicht; so weit sind wir noch nicht; aber heraus aus dem Bett!" — Sie stieg auf die Strohmatte, die davor lag, und begann sich anzukleiden. Ida reichte ihr zu; weiter helfen durfte sie nicht.

„Und mit deinem alten Wangerow geht's noch immer gut?" fragte die junge Frau, während sie sich wusch.

„Warum sollt' es nicht?" fragte Ida zurück. „O ja."

„Du hast's eben besser, als ich es hatte. Mein Herr

Plittendorf — — Dein alter Stacker will nichts weiter von dir, als gutes Eſſen und 'ne gute Wirtſchaft. Na ja, da vertragt ihr euch!"

„Du, kleine Ente, ſpritz' nicht ſo," ſagte Ida; „die Tropfen ſpringen ja bis zum Kleining hin. — O ja, jetzt will er weiter nichts — und nun geht's!"

„Jetzt?" fragte Hilde ſehr erſtaunt, ſo daß ſie das Abtrocknen vergaß. „Wieſo jetzt?"

„Nu, ‚jetzt' iſt nicht ‚immer'. Ich könnt' dir auch was erzählen . . ."

Ida, die wieder am offenen Fenſter ſtand — es war warmes, windſtilles Wetter — kam mit ihren feſten Schritten heran: „Ja, und nu hör' mal zu. Warum nicht. Der Herr Wangerow, den du ſo lieb haſt, der iſt eigentlich auch ſo 'n alter Ekel; hat auch ſeine Plittendorfſchen Mucken gehabt" —

„Ida! Nein!"

„Ja, mein Hühning, ja. Das iſt nun aber ſchon lange her. Ueber ein Jahr. 's war grad' Kleinabendbrotszeit — ich aß mein Butterbrot — da kam er ſo gemütlich herangeſchlichen und wollt' zutraulich werden. Ich denk', der alte Menſch iſt ja woll 'n bißchen närriſch geworden, und mach' noch 'nen Spaß daraus, indem ich ihn abwehr'; aber je ja, je ja! Das kam noch fünfmal anders; Herr du meines Lebens! Er hatt' woll getrunken — hatt' 'nen roten Kopf. . . . Und ich denk', mich ſollen die Ohnmachten antreten, als er nu ſo alles auskramt, was er bei der Seel' hat; wie ſchön wir beiden miteinander leben könnten, wenn ich man ſo wollte; — ja, dein lieber Herr Wangerow, der iſt auch mit allen Wiegen gewiegt! Unverſchämt läßt grüßen!"

„Na, und —?“ fragte Hilde, das Handtuch noch immer zwiſchen den Fingern, ohne es zu brauchen.

„Trockn' dich man ab, Bräuning; mir iſt nichts geſchehn. ‚Du alte Bangbüx‘, ſagt' ich endlich zu mir; ‚was kann er dir thun? Höchſtens kann er dich fortſchicken, wenn du ihm die Wahrheit ſagſt; dann gehſt du zu 'nem andern Schubjack — es gibt ja noch mehr!‘ Und ſo fing ich an und ſagt' ihm die Wahrheit. Na, du kennſt mich, Hilde: wenn ich will, dann hab' ich 'n geſegnetes Mundwerk ... O Gott, o Gott, wie hab' ich den alten Ekel heruntergemacht! Wenn er in dem Augenblick geſtorben wär', ich glaub', ſie hätten ihn ſelbſt in der Höll' nicht mehr angenommen! — — Biſt am Hals noch naß, Kind. — ‚Was wird er nu thun?‘ denk' ich, als ich fertig bin. ‚Wirft er mich aus der Thür?‘ — Ih ne; fällt ihm gar nicht ein. Steht ganz kurios da; kuckt mich bloß immer wieder an, nicht mehr zärtlich, aber mit ſo 'nem gewiſſen Reſpekt ... Da wird mir endlich ganz gemütlich zu Sinn; inwendig krieg' ich ſogar das Lachen: ſo komiſch war das alte Ding. ‚Sehen Sie, Herr Wangerow,‘ ſag' ich zuletzt, ‚wenn Sie nu vernünftig ſind — und das können Sie ja, alt ſind Sie dazu genug — dann kann es noch ganz gut ausgehn, für Sie und für mich! Dann behalten Sie Ihre Schelte und eine gute Wirtſchafterin — und ich einen guten Platz!‘“

Hilde lachte auf. — „Und was ſagte er dazu?“

„O, das iſt ja einer von den Praktiſchen. Er wollt' ſich freilich noch nichts vergeben, er wär' doch ‚der Herr‘; und ich hätt' ihn heruntergemacht wie 'nen kleinen Schuljungen; und er ſtieg wieder hoch zu Pferd und red'te vom

großen Chriſtopher. ‚Ih, red' und red'!' dacht' ich, ‚drähn' und drähn'! — Nu will ich Ihnen noch was ſagen,' ſagt' ich, ‚das iſt mein letztes Wort. Wie ein rechter Herr ſein ſoll, das haben Sie heut' nicht gezeigt; wie 'ne rechte Dienerin ſein ſoll, das will ich Ihnen zeigen. Gefallen laſſ' ich mir nichts, was ſich nicht gehört; ſobald Sie wieder auf ſo dumme Gedanken kommen, geh' ich aus dem Haus. Einen ſo guten Platz krieg' ich eher wieder, als Sie 'ne ſo gute Wirtſchafterin; denn ich weiß, was ich bin. Aber ich bin auch treu wie 'n Hund, wo 'n guter Herr iſt. Wenn Sie mir ſagen: das iſt vorbei und das kommt nicht wieder! dann denk' ich, wir haben heut zur Kleinabendbrotzeit ſonderbar geträumt, und ich wirtſchaft' wieder, all' was das Zeug halten will, und Sie leben gut, und wir haben beid' wieder gute Tage!'"

Hilde ſtarrte ihre große Schweſter mit bewundernden Augen an. „Das hätt' ich nie gekonnt!" ſagte ſie. „So einen ſo mit der Vernunft regieren! — Und nun gab er ſich? und nun hattſt du ihn?"

Ida lächelte übers ganze Geſicht und nickte: „Und nu hatt' ich ihn! — Gered't und gedrähnt hat er woll noch, aber das thut ja nichts. Der Dampf mußt' ja erſt heraus. Und ſeitdem — — na, ſeitdem geht's gut. Alles mit Reſpekt! Keiner fährt dem andern an den Wagen; wir ſind nicht nett, aber immer höflich; — ſo iſt's auch am beſten!"

„Hm!" murmelte Hilde. Sie verſank in ſich. Dann warf ſie wieder einen ihrer kindlich zärtlichen Blicke auf das liebe Geſicht in der Wiege, wie ſie beim Ankleiden und Waſchen ſo oft gethan; atmete tief auf und ſah der Schweſter in die heiteren, leuchtend blauen Augen. „Und

dieſe ganze Geſchichte, Ida — warum haſt du über ein Jahr nichts davon geſagt?"

„Das will ich dir erklären, Bräuning. Du kommſt mir manchmal — na, wie ſoll ich ſagen — ſo zerbrechlich vor; wie wenn man auf 'ne Kiſte malt: ‚Vorſicht!' oder: ‚Nicht ſtürzen!' Ich dacht' immer: ‚Wenn du ihr die Geſchicht' erzählſt, dann kommen ihr vielleicht ſchwere Gedanken'; na ja, das kommt leicht bei dir! Dann denkt ſie vielleicht: ‚wenn ich's nu mit meinem Herrn Plittendorf ebenſo gemacht hätt' — 's wär' am End' auch gegangen, und ich wär' da geblieben, und wär' nicht in die Welt gelaufen, und hätt' nicht all' den Unſinn gemacht ... Na, und ſo weiter!'"

Hilde ſann wieder vor ſich hin. Sie war blaß geworden; ſie ſchüttelte aber dann den Kopf, als wollte ſie ſagen: „nein, mit mir war's anders, ich konnt's nie ſo machen!" — Endlich hauchte ſie: „Und jetzt —?"

„Jetzt kann ich dir die Geſchicht' erzählen," antwortete Ida, mit einem gar guten Lächeln auf die Wiege blickend. „Deine kleine Dirn', die gibſt du ja doch für nichts wieder her" —

„Nein!" ſagte Hilde, warf ſich neben der Wiege auf die Kniee und drückte ihr Geſicht auf die kleinen Händchen.

„Na, und überhaupt!" fing Ida hinter ihr nach einer Weile an, ihre kräftige Stimme dämpfend. „Es geht ja doch gut ... Beſſer als du gedacht haſt, nicht?" — Hilde antwortete nicht; ſie küßte nur die kleinen Finger. — „Abmarachen müßt ihr euch tüchtig, aber ihr habt doch immer noch zu eſſen gehabt; und das Würming wird auch nicht verhungern!" — Hilde ſchüttelte den

Kopf, der noch auf den Händchen lag. — „Und mit dem Zuſammenſtimmen — — na ja, ihr ſeid ſehr verſchieden. Aber zwei ſo gute Menſchen. Denn das iſt er auch. Und wie er doch an dir hängt. . . . Und wer hat denn alles!“

Hilde blieb ſtumm. Sie ſchien nur etwas in das Ohr der Kleinen zu flüſtern, das ſie mit den hin und her gehenden Lippen küßte.

„Und wie hat's dir gut gethan vor der Welt!“ fing Ida noch einmal an, denn ausſprechen wollte ſie ſich. „Das mußt nie vergeſſen, Hilde. . . . Wie anders Mutting gekuckt und geſprochen hat, als Fritz mit dir kam: ‚Da bring' ich meine Braut!‘ Und überhaupt, alle Leute; und unſer armes Vating — das war doch noch ſeine letzte große Freud' — ach, wie war er glücklich! Wenn er auch das Würming da nicht mehr geſehn hat — die junge Frau hat er noch geſehn — und hat ſie noch ſo herzlich und ſo glücklich lachen hören — weißt noch, Hilde? und wie hat er mitgelacht“ —

Ida hielt wieder inne. Die junge Frau nickte ſtumm. Sie blieb, wie ſie lag.

„Und wie wirſt du dich erſt freuen, Hilde, wenn du mit dem Kind auf dem Arm nach Steinhagen gehn kannſt und kannſt es zu Großmutting bringen, in ihr einſames Haus! Das erſte Mal, da muß ich mitgehn. Da muß ich dabei ſein.... Wenn in unſerm alten Häuschen wieder ſo was Kleines lacht — ſo wie wir da einſt gelacht haben — — Bräuning!“

„Ja, ja!“ flüſterte Hilde. Mehr ſagen mochte ſie noch immer nicht. Sie ſtrich nur mit ihren liebedurſtigen Lippen über die hellen Härchen auf dem kleinen Kopf

hin, dem noch unförmlichen, beuligen — und doch all ihr Glück.

Ida ärgerte ſich ein wenig, daß Hilde nicht reden wollte; ſie ſtieß mit dem Kinn in die Luft, als hätte ſie gern der vor ihr knieenden Schweſter einen Stoß gegeben. Aber ſie faßte ſich; „na!“ ſagte ſie mit etwas zorniger Zufriedenheit, „dein Kleining wenigſtens haſt du ordentlich lieb. Wenn's auch vorläufig mehr ſeinem Vater ähnlich iſt, als dir. Dann wirſt du's ja auch das Würming nie entgelten laſſen, daß es mit ſeinem Vater und dir — — na, auch man ſo, ſo iſt!“

Jetzt richtete Hilde ſich auf. Ihr blaſſes Geſicht, das ſich aber plötzlich auf den Wangen färbte, blickte zu Ida empor. „Nie!“ ſagte ſie, wie mit einem geheimen Entſetzen. „Nie! — Wie kannſt du denken.... Mein Kind, mein — — Nie!“

„Nein!“ fuhr ſie mit einer Art von Flüſtern fort, wieder zur Wiege gekehrt und zu dem ſchlafenden Kinde ſprechend, „nein, das werd' ich nie; werd' dich nie, nie was entgelten laſſen — du mein Leben — mein alles du! — — So, nun rührt ſie ſich. Nun verzieht ſie das kleine, ſüße, ſaure Geſicht.... Nicht wahr, weil Tante ſo dumm geſprochen hat, darum verziehſt du dein Mäulchen ſo. Laß man ſein. Tante weiß das nicht; die hat noch kein Kind. Ich dich entgelten laſſen, daß — — O Gott! Lieber tot! — Ich will dir was ſagen, du meine Kindjeſuspupp': ich mag dich leiden — ja, ich mag dich leiden — über alles in der Welt mag ich dich leiden — und es ſoll dich auch nie ein Menſch ſo leiden mögen wie ich!“

„Darum iſt ſie aber doch aufgewacht,“ ſagte Ida ruhig; „und ich weiß auch, warum. Weil ſie Hunger hat!“

Hilde betrachtete das Kind in tiefem Ernſt, mit ihrem forſchenden Muttergeſicht; gleich darauf belehrte ſie ein herzhafter Schrei, wenn ſie noch hätte zweifeln können. Sie lächelte mitleidig glücklich; ſie nahm den kleinen Schreihals aus der Wiege, ſetzte ſich und legte ihn an die Bruſt. Es ward in dem Zimmer mäuschenſtill. Ida, auf einem Stuhl an der Wand, lehnte ſich zurück; die noch ungetaufte Kleine bewegte nichts als die lebenſaugenden Lippen; und Hilde ſah auf das ſüße Wunder, ſo andächtig, als ſäße ſie in der Kirche, Gottes Odem ſpürend. Ein lieber Schauer ging ihr durch den jungen Buſen; ſie fühlte ſich auch als ein Werkzeug Gottes, ſie that Gottes Willen. Dieſes Stück Zukunft da, das nun ſo an ihr hing, wie die Knoſpe am Zweig; dem ſie das Leben gegeben hatte, in ſo ſchwerer Stunde — ach, wie war es ſüß, ihm nun ſo fort und fort von ihrem Leben zu geben . . .

„Ich könnt' aber auch für ſie ſterben!" dachte ſie auf einmal laut; es kam ſo über ſie.

„Das glaub' ich woll! Das will ich meinen!" ſagte Ida, die die Augen geſchloſſen hatte und nun wieder aufmachte.

„Und ich — — und ich möcht's auch!" ſetzte Hilde leiſer hinzu.

„Ach, du biſt woll ungeſund. Ne, Kinder und Leute, red't mir nicht von Sterben-mögen, das kann ich nicht hören. Leben ſollſt du für deine Dirn'! Dazu biſt du da!"

„Ich will's ja auch," entgegnete Hilde, ein wenig lächelnd. „Es ging mir nur ſo durch den Kopf . . ."

Ihre Einbildungskraft, die ſo oft wie ein Vogel

über die Erde hin flog, warf gleichſam ein Traumnetz um ſie und ihr Kind. Sie beide lagen allein unter einem Baum; das Kind trank Leben, wie jetzt; auf einmal ſtanden Räuber da, ſchreckliche, wilde Geſellen, ſchrieen ſie an und forderten das Kind. Dir ſoll nichts geſchehn, ſchrieen ſie ſie an, aber die da müſſen wir haben; gib ſie her, dann iſt's gut; ſonſt geht's über dich! — Sie aber, zu Gott aufblickend, mit übermenſchlicher Kraft bricht ſie einen Aſt vom Baum; und wehrt ſich und ſchlägt einen der Geſellen zu Boden; er heult. Die andern aber ſchmettern ſie nieder ... Das Kind an ihrer Bruſt, ſinkt ſie hin; ſie umklammert es; — und horch, da trompeten ſie ſchon: Hilfe, Rettung kommt! Sie reiten heran! — Ihr entſtrömt das Blut, ihr vergehn die Sinne; ja, ſterben muß ſie. Aber ihr Kind, das lebt. Sie ſtirbt für ihr Kind! — —

„Was iſt dir?" fragte Ida. „Du atmeſt ja ſo ſchwer. Fehlt dir was, mein Bräuning?"

Hilde ward rot und ſchüttelte den Kopf. — „Ach nein," ſagte ſie, „mir fehlt gar nichts. Mir war doch man ſo ..."

Ida ſtand auf; mit einem langen Blick voll Tantenliebe betrachtete ſie die Kleine. „Iſt ſchon ſatt," murmelte ſie, ſo recht anerkennend. „Schläft ſchon wieder ein. — Viel Gripps hat dein Würming noch nicht. Eſſen, ſchlafen, eſſen, ſchlafen!"

„Das iſt ja eben die Geſcheitheit," ſagte die junge Mutter; nahm das Kind recht ſacht und legte es in die Wiege zurück. Sie kniete ſich dann wieder hin; „nein," raunte ſie, „für dich leben will ich; du brauchſt mich zum Leben; — ach, wie iſt das gut! — Und recht mit

Seligkeit will ich für dich leben; und dich so behüten, behüten ... Und sollst keine so strenge Mutter haben wie ich; sollst dich auf der Mutter Schoß, an der Mutter Brust so recht glücklich fühlen, als wärst noch im Paradies; sollst nicht zittern — bloß lieb haben ... Ach du mein kleines Geschöpf, ich will dich nicht schlagen; auch mit der Liebe geht's; wenn sie man fest ist, und weiß, was sie will. O ja, auch mit der Liebe geht's. Und mit dem strengen Aug', mit dem festen Willen. Sollst mir heilig sein, du mein kleines Leben. Sollst mir einst sagen, wenn du groß bist: Mutting! wie war es schön!"

Ida nickte still. Die Thür hinter ihr ging knarrend auf; Fritz Distel kam mit seinem schweren Schritt herein, rot und heiß im Gesicht von der Arbeit im Sonnenschein. Er kam von seinem Feld, um sich zu „vernüchtern" und etwas auszuruhn. Seine Augen glotzten müde; er atmete laut. Doch ein freundliches Lächeln brachte er noch zuwege, als er die beiden Frauenzimmer bei der Wiege sah. „Na?" sagte er, um seinen üblichen Scherz zu machen, „habt ihr euch das Hexen gelehrt?"

„Wir sind eben fertig," gab Ida zur Antwort. — „Bist schön heiß, du. Wie geht's?"

„Immer auf zwei Beinen. Aber ich möcht' gern 'nen andern Glauben in den Magen kriegen. So lang' der Mensch ißt, so lang' lebt er noch."

„Steht schon lang' parat," erwiderte Ida, auf den Tisch in der Ecke deutend.

Fritz schlang geschwind ein paar Bissen; dann ward er ruhiger, bedächtiger. „Ach, mein armer Mann!" seufzte Hilde. „Was hast du für 'ne Frau, daß sie dir noch nicht einmal für dein bißchen Essen sorgt. Aber nun

will ich dies Faullenzen nicht mehr! Morgen mäh' ich wieder!"

„So fix wohl noch nicht," ſagte Ida lächelnd; „aber bald!"

Fritz ſtreichelte ſeine Frau auf die Wange, mit der inneren, dann mit der äußeren Hand: „Ich hab' noch Geduld, Hilde. Dafür iſt ja auch die Kleine da ein tüchtiges Stück! — Und wenn du jetzt ſo zart biſt, wovon kommt das Ganze? Der Doktor ſagt: haſt dich viel zu ſehr abmaracht. Haſt immer alle Arbeit mitmachen wollen. Davon kommt das Ganze!"

„Das verſteht der Doktor nicht," warf Hilde ſo hin. „Was hätt'ſt du auch ſonſt für 'ne Frau? Eine, die nicht alles mit anfaſſen kann, die kannſt du nicht brauchen. Das hab' ich mir damals gleich geſchworen, als — —"

Sie brach davon ab. „Na, kurz!" ſagte ſie nach einer Weile und ſchlug ſich mit der rechten Fauſt in die linke Hand, „ich laſſ' mir das gräßliche Schonen nun nicht mehr gefallen! Morgen mäh' ich wieder!"

„Wirſt du woll!" rief Ida aus.

Fritz lächelte, indem er ſich ein Stück Brot herunterſchnitt: „Ja, ſo iſt ſie gern! So voll Faxen im Kopf, wie der Eſel voll graue Haar'! Es rappelt gern ein bißchen bei ihr; — aber das will ich woll kriegen; das ſoll ſich woll geben. Und zuerſt ſoll ſie jetzt kuſchen, bis ſie ganz geſund iſt. — Ja, und wenn man nicht ſo ſchönes Erntewetter wär'! Was könnt' ſie mit ihren zwei Armen jetzt ſchaffen!"

„Das ſag' ich ja!" rief Hilde.

„Ja, du ſagſt viel," gab er ihr zurück, wieder über-

legen lächelnd. „Erſt geſund werden, ſagt der Doktor.“ — Sein rotes, raſiertes, etwas ſtruppiges Geſicht kaute noch eine Weile; dann atmete er befriedigt auf und wandte ſich der Wiege zu. „Will mir die kleine Dirn' noch mal ankucken,“ ſagte er, vor Vaterſtolz lächelnd. „Wie gemütlich das Ding da liegt! — Der erſte Anblick iſt nicht ſchlecht — wie Adam ſagte, als er Eva zu ſehen kriegte. — Sei mal ganz ehrlich, Ida. Sieht ſie mir woll ähnlich?“

„Das will ich meinen,“ ſagte Ida. „Viel, viel zu ähnlich!“

Fritz lachte vor Vergnügen laut auf. „Ach was, das ſchad't dir nichts!“ rief er dann dem Kind zu; „kannſt darum doch 'ne ganz nette Dirn' werden. Sieh du mir man immer ähnlich . . . Wie putzig ſo 'n kleines Untier iſt!“

„So ſpricht man nicht von jungen Damen, Schwager. — Das iſt ein Sonnenſcheining. — Du biſt ein Sonnenſcheining; nicht?“

„So ſagt man ja zu den Johanniswürmchen,“ warf der Vater ein.

„Auf ſo ein Würming paßt's doch noch beſſer!“

Fritz nickte der Kleinen zu; es gefiel ihm ungeheuer, daß ſie ihm ſo ähnlich war. Um ſeinen Stolz nicht zu ſehr zu zeigen, drohte er ihr mit dem Finger: „Man immer artig ſein! du kleine Kröt'; ſonſt gibt's was. Sonſt ſoll dich das Donnerwetter regieren; ja ja, dann kommt Vating mit der großen Rute —“

„Pfui, red' nicht ſo!“ rief Hilde und hob ihren Arm, wie um das Kind zu ſchützen. „Das iſt meine Dirn'; die ſollſt du nicht ſchlagen! Die ſoll —“

„So? Iſt das deine Dirn'? Meine nicht?"

„Die ſoll niemand ſchlagen; ich auch nicht. Aber du gewiß nicht. — Nein, Fritz, im Ernſt: rühr' mir die nicht an. Thu mir das zuliebe. Verſprich mir's. Verſprich mir's gleich heut!"

„Haſt ſchon wieder Grappen im Kopf?" fuhr er ſie etwas unſanft an. „Warum ſoll ich ſo was verſprechen; ne, das thu' ich nicht. Die da iſt mein Fleiſch; warum ſoll ich mein Fleiſch nicht ſtriegeln? — Hab' ich recht, Ida, oder nicht?"

„Junge Eltern ſind komiſche Leut'," antwortete die Schwägerin; „weiter ſag' ich nichts. — Ich denk', die Sach' eilt noch nicht. Könnt's euch noch bedenken!"

Nun erſtaunte ſie aber über Hildes Geſicht: das war bleich geworden, und etwas ſchmerzlich Finſteres ſchwellte ihr die Nüſtern und glühte aus den Augen. „Ich will aber nicht," ſagte ſie mit zitternder Stimme, „daß er mir das Kind ſchlägt. Er weiß nicht, was ſo ein Kind — — Er verſteht das nicht. Und er weiß nicht, daß er's nicht verſteht. Er ſoll nicht mein Kind — —"

Sie biß die Zähne zuſammen, um nicht mehr zu ſagen. Dann drückte ſie die Augen zu.

Fritz war auch eine Weile ſtill. Verblüfft, faſt verlegen blickte er auf die junge Frau, die ihn ſchon ſo oft aus ſeinem dumpfen Selbſtbehagen aufgeſchreckt, ihm ſchon ſo manches Rätſel aufgegeben hatte. Wie ſie da nun wieder ſtand; ſo fein und ſo hübſch — jetzt wieder die kleinen Roſen auf den blaſſen Wangen — aber etwas unheimlich auch. Und „er verſteht das nicht"! Das hatte ſie ihm ſchon ſo manchesmal mit den Augen, mit den Schultern geſagt, wenn auch nicht mit Worten. Jetzt

aber auch mit Worten — und vor der da, vor ihrer Schweſter . . .

Er fühlte auf einmal, daß es nötig ſei, loszubrechen. Er warf die Bruſt vor und den Kopf zurück; er ſuchte nur noch die erſten Worte. „Gotts ein Donner!“ dacht' er. „Gotts ein Donner!“ fing er auch an . . .

„Na, laß gut ſein, Fritz!“ fiel ihm jetzt Ida gemütlich ins Wort, und zu ſeiner Freude. „So 'ne junge Mutter, weißt du — aus dem Krankenbett . . . Wenn ſie erſt wieder geſund iſt, kannſt du mit ihr zanken. Jetzt iſt ſie noch zu zart; nimmt noch alles zu ſchwer. Du wirſt ihr ja auch das Kind nicht ſchlagen; fällt dir gar nicht ein. Fällt dir doch ein? Na, das laß man noch. Das gibt ſich alles! — Und wenn ſich Hilde erſt wieder abrackern kann, dann vergehn die Gedanken. Willſt du jetzt zu Feld? Ich geh' ein paar Schritte mit!“

Sie lief ſchon zum Riegel und nahm ihren großen, braungefärbten Strohhut mit dem ſchwarzen Band.

„'s iſt doch ein forſches Frauensmenſch!“ dachte Fritz bewundernd. Es that ihm doch wohl, daß ſie ihn ſo mitnahm; ihm war eigentlich gar nicht nach Streit und Zank zu Sinn; viel bequemer war ihm, ruhig zu vergeſſen, was Hilde ihm geſagt hatte. Eigentlich hatte er auch die verflixten Worte ſchon vergeſſen . . . Er trocknete ſich die heiße Stirn mit der umgekehrten Hand. Er ging. Plötzlich ward ihm mitleidig und weich ums Herz, da er ſeine hübſche junge Frau bei der Wiege ſtehn ſah.

„Na, laß man ſein,“ ſagte er und trat zu ihr; „biſt ja doch meine Zuckerpflaum'. Mußt aber nicht ſo zu mir ſprechen; wie? Ich bin doch dein Mann; wie? Und — und — und nimm dir nichts vor, dann ſchlägt dir nichts

fehl. Mit dem Dirning, mein' ich. Denn ich — — Ja, ich komm' ſchon, Ida! Ich komm' ſchon!"

Er ſtrich ſeiner Frau mit der Hand über den Kopf. Sie lächelte ihn freundlich an. Dadurch erleichtert ging er aus der Thür.

Ida war ſchon voraus; ſie lief aber geſchwind noch zurück. „Bräuning!" flüſterte ſie. „Siehſt du woll. Er iſt gut. Man muß ihn nur nehmen!"

„Ja, ja," raunte Hilde.

„Was haſt denn noch?"

„Es — — es ſteht mir ſo vor der Bruſt."

„Ach was! Schmeiß' es 'runter!" ſagte Ida und lief hinaus.

II.

Hildegard war wohl zart, aber zäh; ſie kam bald wieder zu vollen Kräften, und vielleicht ward ſie geſunder als je zuvor. Sie arbeitete wieder im Haus, Stall, Garten und Feld; es gab keine Arbeit, vor der die kleine, feine Geſtalt ſich ſcheute; die Gefahr war nur immer, daß ſie zu viel that, daß ſie ſich erſchöpfte. Indeſſen gedieh ſie, nicht weniger als das Kind. Ida, die oft vom Herrenhaus auf ein Viertelſtündchen herüberkam, horchte gern, ehe ſie in die Thür trat: wie manchesmal hörte ſie dann Hildes liebe, herzliche Singſtimme, an der Wiege oder am Herd oder auch im Garten, dem kleinen, aber liebevoll gepflegten, hinter dem Haus. Es war, als hätte ihr Arbeitsfeuer Flügel und trüge ſie über all den Druck und die Enge dieſes Lebens hinweg ... Oft ward auch ein Duett daraus, Röschen — ſo hatte man die Kleine getauft — als zweite Stimme, nicht ſehr harmoniſch, mehr

Schreihals, aber kräftig, gesund. Wenn Ida noch auf der Landstraße ging, auf dieses kleine letzte Haus zu, so klang ihr's zuweilen, als übe sich da ein junges Hähnchen, dem großen Hahn nacheifernd, doch mit vielen Gicksern. Es war ihr aber eine Wonne, die zu hören. Sie hörte eine fröhliche, wilde Lebenslust heraus, die die junge Mutter auf ihr Kind vererbt hatte; die sich in der Mutter gewaltig gegen tiefen Trübsinn wehrte, in dem Wiegenkind ahnungslos ungestört die strampelnden Glieder und die trompetende Kehle bewegte.

Röschen wuchs nicht rasch, aber an Kraft und Gelenkigkeit nahm es — wie vor neunzehn, zwanzig Jahren die kleine Hilde — überraschend hurtig zu; als der Frühling kam, war es oft kaum mehr auf dem Arm zu halten und zeigte einen frühreifen Ehrgeiz, die Welt zu beschreiten. Mit den ersten warmen Tagen begann für Hilde eine neue Seligkeit: auf der Schwelle ihres Häuschens — sie war alt und morsch, aber die Sonne beschien sie doch — wälzte sich die Kleine im Hemdchen, kroch auf der sandigen Erde hin, richtete sich an der Bank empor, die neben dem Fenster stand, griff jauchzend in die jungen Reben hinein, die, von der Mutter gepflanzt, am Haus in die Höhe rankten. Dann rief Hilde sie an, kauerte am Boden, nah, nicht zu nah, breitete mit beiden Händen ihre Schürze aus, dem Kind entgegen, lachte es an und lockte. Die Kleine, mit glühenden Wangen und großen Augen auf die Schürze zu, wie auf ein Segel im Ozean, sammelte alle Kräfte, schickte einen gewaltigen Schrei vor sich her, wie um die Abfahrt zu melden, und segelte dann taumelnd auf das ferne Schiff zu. Die tückischen Wellen trugen es aber noch nicht. Ein paar Schritte glückten;

dann — — „Perdauz!“ rief die Mutter; Röschen lag gekentert am Boden. Die nackten, hoch gehobenen Beinchen leuchteten im Sonnenlicht. Es jauchzten aber alle beide, Mutter und Kind. Und ſich auf der Erde weiterſchiebend kam das Kind bei der Mutter an; wie wählig wand es ſich dann in den jungen, blühenden Armen. Die drückten es an ſich, ſo recht wie einen Haufen Glück. „Morgen wird das Kind ſchon laufen, morgen wird es laufen,“ ſagte ſie wie tröſtend und küßte das ganze Geſicht; und die vier Augen lachten einander an, als hätten ſie dasſelbe Leben, als gehörten ſie zu demſelben Geſchöpf, als wär' in ihnen die ganze Welt und es gäb' keine Not, kein Entbehren, kein Leid, nichts als dieſes Lachen.

Zuweilen fand Hilde auch die Schweſter ſo mit dem Kind; wenn ſie ſelber vom Feld nach Haus kam, herzlich knochenmüde, oder wenn ſie im Dorf dies und das erhandelt hatte und heimging, mit den munteren Augen alles, was ſich regte, betrachtend, oder das junge Grün, die Blumen an den Fenſtern, die ſchönen, majeſtätiſch ſegelnden Wolken mit ihren langen Blicken liebkoſend. So kam ſie eines Nachmittags, recht gedankenlos jung vergnügt. Sie ſah zwiſchen den Häuſern hie und da ein blaues Stück vom See, ſah vor ſich den anſteigenden, dunklen Tannenwald, der faſt vor ihrer Thür ſtand, den ſie ſo ſehr liebte; und ſie hörte das Klappern der Störche, das wunderliche, ihr immer wieder märchenhaft wie in Kinderzeiten. Die beiden Storchpaare von Gollin wohnten nicht auf den Strohdächern, wie anderswo im Mecklenburger Land; ſie hatten ſich auf Pappelbäumen angeſiedelt, aber auf gekröpften, die man wie Kropfweiden

hielt; zwei von dieſen armſeligen, verſtümmelten Geſchöpfen, die in einer langen Reihe an der Dorfſtraße ſtanden, waren doch wenigſtens haushoch emporgewachſen, und auf ihnen hatten die Langbeiner aus Aegyptenland ihre Neſter gebaut. Sie nahmen ſich gar drollig aus auf den alten, dicken, bemooſten Stämmen, die man ſo ſchmählich als Nutzholz mißbrauchte; als wären es heruntergekommene Storchfamilien, nur ſo zur Not untergekrochen wo es eben ging. „Sie klappern aber ganz ſtolz, ganz vornehm!“ dachte Hilde; und es kam ihr eine Art von Lachen, da ſie nun an ſich ſelber dachte. Hatte ſie doch auch ihr Neſt auf ein elendes „Stück Dings“ gebaut; und klapperte auch ſo luſtig und ſtolz in die Welt hinein, als wär' ſie doch was, als wär' ſie doch auch „weither“ ... Ja, woher? Aus dem Märchenland, wie Schillers „Mädchen aus der Fremde“? Aus dem verlorenen Paradies?

So träumte ſie in der Sonne weiter, bis an ihre eigene „Kropfpappel“; auf der alten, wackligen Bank davor ſaß die Idaſchweſter, das eingeſchlafene Röschen auf dem Schoß. Ein ſchwarzgeränderter Brief lag in ihrer Hand. Hilde fuhr zuſammen, als ſie den ſah; ſeit Jahr und Tag war ſie ſo ſchreckhaft geworden. „Was haſt du da?“ fragte ſie.

„Aus Berlin,“ antwortete Ida, nicht ſo reſolut wie ſonſt. „Von Chriſtian Zöller —“

„Iſt er tot?“ ſchrie Hilde auf.

„I Gott bewahre, wie ſollt' er tot ſein. Er nicht; er hat ja doch den Brief geſchrieben. Da; kuck her! Iſt das nicht ſeine Schrift?“

Hildegard nahm den Brief in die Hand. Sie nickte:

„Das iſt ſeine Schrift. — Hab' ich mich erſchrocken! — An mich. — Woher haſt du den Brief?"

„Aber Kleining, woher ſoll ich ihn haben; der Briefträger war hier, hat ihn mir gegeben, für dich. — Wie ſie ihn nn ankuckt. Als könnt' ſie ihn durchs Couvert leſen. Willſt ihn denn nicht aufmachen? Wer denn geſtorben iſt?"

„Ja, ich mach' ſchon auf," murmelte Hilde. Sie hielt aber den Brief noch immer ſo in der Hand; „an Frau Hildegard Diſtel" las ſie — von Chriſtian geſchrieben. Zum erſtenmal ſah ſie ſeine Schrift, ſeit dem Trennungstag! Seine alten Briefe und Verſe, hinten in der Kommode begraben, hatte ſie nie wieder hervorgeholt, das war alles tot; und er hatte nie ein Wort geſchickt, auch zur Hochzeit nicht. Sie wußte nicht, lebt er noch? — Nun ſtanden da die feinen, zierlichen Buchſtaben, die ſie ſo gut kannte; ſo ein H und i und l, wie oft hatte ſie die heimlich geküßt ... In ihr zitterte noch etwas, von dem Todesſchreck. Hätt' es ſie denn gar ſo ſehr geſchmerzt, wenn er nicht mehr lebte? War er ihr nicht ſchon tot? Wenn er noch lebte, was ging es ſie an? Sie war auf der Erde, er auf dem Jupiter ...

„Ich komm' wieder," ſagte ſie mit halber Stimme, ohne aufzublicken. „Ich ſag' dir dann, was darin ſteht!"

Ida nickte ruhig. Sie ſah flüchtig auf der Schweſter Geſicht und dann auf das ſchlafende Kind.

Hilde trat ins Haus; doch da blieb ſie nicht. Durch die hintere Thür ging ſie in den kleinen Garten, ihre beſondere Freude, ihr Eigenſtes nach dem Kind; den ſie nie entlang ſchritt, ohne eines der Obſtbäumchen, die ſie ſelbſt gepflanzt hatte, mit der ſtreifenden Hand zu liebkoſen, oder

eine Raupe, eine Schnecke zu nehmen, die ihre wachſamen Augen entdeckt hatten. Hier horchte ſie auch gern auf das behagliche Freſſen der Ziegen im Stall, auf die grunzenden Schweinchen; und, wenn auch ohne die Eigentumsfreude, auf das Rucken der wilden Tauben, die im nahen Tannenwald niſteten und lockten. Fritz hatte ihr an die Hecke eine Laube gebaut, die roheſte und wohlfeilſte Zimmermannsarbeit, der Stempel der Armut recht daraufgedrückt; aber von Hilde mit wildem Wein bekleidet ſah ſie ſchon ganz ehrbar und auch traulich aus und gab ſüßen Schatten. Zu dieſer Laube ging ſie; hier war ſie jetzt gewiß allein; und anders als allein wollte ſie den ſchwarzgeränderten Brief von Chriſtian nicht leſen. Sie ſaß nieder und öffnete ihn. „Meine gute Hilde!“ las ſie; ein trauriges Lächeln zog ihr um die Lippen.

„Meine gute Hilde! Das erſte Mal, da ich an Dich ſchreibe, iſt es tiefe Nacht; — eine wunderſchöne Frühſommernacht; der Mond ſieht mir vom blauen Himmel ins Fenſter und faſt aufs Papier. Nur in mir iſt's nicht wunderſchön ... An der andern Seite des Tiſches, auf einem harten Sofa, ſchläft mein Bruder Karl; nebenan, in meiner Schlafkammer, liegt mein Vater, ſchläft auch — aber den letzten Schlaf. Das will ich Dir melden. Ich kann's aber nicht auf einem bedruckten Zettel, mit der gemeinen Todesanzeige; das bring' ich nicht übers Herz. Denn dieſes Herz iſt mir ſo voll, ſo ſchwer. Ich muß ihm Luft machen, Hilde. Ich muß wieder zu Dir reden wie zu meinem Kameraden, wie in alten Zeiten. Sei Du auch gut, wie in alten Zeiten! Sei gut!

„Bin ich ſchuld an meines Vaters Tod? Das wälzt ſich mir durch den Kopf, dieſe ganze Nacht. Ich möchte

den Mond da draußen fragen — oder Gott, wenn es einen gibt — ich kann mir's nicht beantworten, ich komm' nicht zu Ende. Bin ich ein zu unkindlicher Sohn gewesen? Hab' ich zu sehr als Ich gelebt? — Ich grüble, ich weiß es nicht. Es war doch stolz gedacht — groß, bildete ich mir ein —: als ich damals die Jurisprudenz hinter mich warf, in die Welt ging — zuerst bis zum Nordkap, dann nach Berlin — da meldete ich nach Haus: ‚eh' ich nicht etwas erreicht habe, seht ihr mich nicht wieder!' Was thut das auch meinem Vater, dacht' ich; 's ist so ein harter, fester Mann, lebt auch stark in sich. Die Mutter war tot; Schwestern hatt' ich ja nie; nur den Bruder, weißt Du ... Und so lebte ich in Berlin dahin! Biß die Zähne zusammen, wenn mir's noch nicht so ging, wie ich wollte, vergrub mich in meinen Bau, sagte nicht ‚Hü', nicht ‚Hott', — schrieb Dir nicht zur Hochzeit und nie, schickte dem Alten so von Zeit zu Zeit eine Karte: ‚Guten Morgen! Wie geht's? Mir geht's gut!' — So verging ein Jahr, und beinah' das zweite; da — —

„O Vater!

„Ja, ja, ja, ich hab' Schuld! — —

„Eines Abends — neulich — klopft es an meine Thür. Und sie geht dann auf, eh ich noch was sage, und — da steht er. Mein Vater. Ich seh' ihn so an und erkenn' ihn kaum. Sein rötliches, volles Gesicht so mager, so blaß; und ein alter Mann; er war sonst so jugendlich; — Du hast ihn ja gekannt. Aus diesem stämmigen, festen Bauern, den nichts unterkriegen konnte, war so was Hohles, Müdes geworden; und als sähen mich da zwei Gesichter hintereinander an: Hermann Zöller und der Tod! — ‚Ne,' sagt er und geht auf mich zu, gibt

mir aber noch nicht die Hand, — ‚das halt' ich nicht aus. Du Kerl, du — biſt ja doch mein Fleiſch und Blut — und ich ſeh' dich nicht und ich hör' dich nicht; und immer nur ſo 'n paar dumme Worte: ‚ich leb' noch!' oder ‚mir geht's gut!' So lang', bis du der Kaiſer oder der Papſt geworden biſt, kann ich doch nicht warten. Na, und da hab' ich's auf einmal mit der Angſt gekriegt — und bin hergefahren. Der Doktor weiß es nicht, denn der würd' ſonſt hölliſch falſch auf mich: ich ſoll ruhig zu Haus bleiben oder im Bett, ich wär' krank. Ich bin ihm aber ausgekniffen. Jung', und nun vors Brett! Sag' mir, wie dir's geht! Laß dich ankucken! Wenn du nicht mein Jung' wärſt, dann wär' da ja nichts d'ran gelegen; du biſt aber doch mein Jung'!'

„So ungefähr — — Aber ich kann ſo nicht weiter, muß es kürzer machen. Wir ſitzen dann — auf dem harten Sofa — und ich muß erzählen; und dabei erfahr' ich und erfrag' ich ſo nach und nach, daß ihn die Sehnſucht nach ſeinem Jungen, ihn, den harten Bauern, unverſehens beſchlichen und klein gekriegt und ‚dumm und düſig' gemacht hat; und dann iſt er krank geworden — wie und wovon? Er weiß es nicht. Es zehrt an ihm. Er ſoll ſich ſchonen. Er thut's nicht. Und plötzlich kommt ihm der Gedanke — darin ganz mein Vater —: in drei Tagen muß Nachricht von dem Jungen kommen; kommt in drei Tagen keine, ſo fahr' ich zu ihm!

„Und ſo fuhr er denn her; keiner wußt' es, auch mein Bruder nicht; der war auch ſchon nicht mehr zu Haus. Schon ſeit einem Jahr hatte der Alte zu einſam gelebt . . . Und nun ſaß er bei mir, auf der öden ‚Bude'; ſah, wie elend einfach ich mich behalf, aus der Hand in

den Mund; daß ich so viel gehofft und noch nichts erreicht hatte. Ihm kam auch vor, als wär' ich magerer, häßlicher geworden. ‚Und du lebst so einsam,' sagte er nach einigen Tagen; ‚hier ist 'ne Million Menschen und zu dir kommt keiner; es kümmert sich keine Katz' um dich!' — Das alles wurmte ihn sehr; er war heimlich so eitel und stolz auf mich — hatte alles auf mich gesetzt! Nun krank obendrein; matt, abgezehrt, von der unvernünftigen Reise vollends elend; sein siecher Leib nahm alles schwer, in seinen Gedanken war ich wie verloren. Was konnt' ich ihm sagen? Daß ich unverzagt war, daß ich weiterhoffte — was nützte ihm das. Er sah mich an, wenn ich so sprach, als dächt' er: ‚Jung', du kannst Hermann Zöller nicht täuschen! Jung', du bist verrückt!' — —

„Der Mond ist fort. Der Morgen graut. Ich war eben in der Kammer bei ihm. Mich friert; nicht, weil's kalt ist; es ist nicht kalt; das kommt nur aus dem Gemüt. Was soll ich dir noch viel sagen, Hilde. Ihm wurd' auf einmal schlechter bei mir; er stand nicht mehr auf ... Ich schrieb an meinen Bruder Karl; der kam auch. Es ist schnell gegangen. Er fieberte Tag und Nacht. Gräßlich unruhig war er, heiß, immer durstig; klagte und phantasierte viel; o, ich möcht' nicht so sterben! — Doch nun hat er Ruhe. Ihn quält nicht mehr, daß sein Christian nichts geworden ist. Denn er glaubte nicht mehr an mich. Ruhe hat er. In Augenblicken beneid' ich ihn ...

„Nein, das sind nur Augenblicke; denk' nicht, gute Hilde, ich wär' nun auch tot. In all diesem Kummer, in all der Reue, der Marter steigt immer wieder etwas in mir auf, bäumt sich in die Höhe: es ist doch nicht aus!

ich ſoll doch und muß! und ich komm' ans Ziel! — Vorhin lag er da ſo ſtarr, ſo gleichgültig ungläubig, es ging mir durch Mark und Bein; aber es hielt mir etwas den Rücken ſteif, ich konnte doch nicht verzagen. Und ich gelobte ihm, laut, als hörte er mich noch: ‚Vater, ich mach' dir noch Ehre! Der Tag kommt gewiß!'

„O, nur Geduld, Geduld! — — Ich hab' in dieſem Babel, das ſich Berlin nennt, ſchon ſo viel verloren; viel Schmetterlingsſtaub — kannſt dazu auch ‚Unſchuld' ſagen — und viel kindliche Heiterkeit, und Genügſamkeit, und noch allerlei. Aber ich hab' auch gewonnen; ſchärfer, heller ſeh' ich, erbarmungsloſer, kritiſcher, nüchterner — aber auf den Grund. Und ich ſehe mehr und mehr, wie man's machen muß. Und ich werd' es machen. Machen, ja; doch mich beugen, kriechen — nie! Warum geht's mir denn jetzt noch ſchlecht? Weil ich mich nicht beugte! Weil ich dieſen meinen Chefredakteur — — Er war mir ‚gnädig', er begönnerte mich. Er hatte meine Reiſebriefe aus Norwegen herablaſſend gedruckt; er hatte mich dann an ſeine Bruſt genommen, mir einen Platz in ſeiner Zeitung vergönnt; ‚vorwärts, junger Nordländer! bezaubere die Leſerinnen durch blauäugige Feuilletons!' — denn zuweilen duzte er mich. Aber ich ſollte ſeinen ‚Inſpirationen' folgen, ſeine ‚Intentionen' verkörpern. Fremdworte, fällt mir ein, die Hilde Diſtel vielleicht nicht verſteht ... Verzeih'! — ‚Hilde Diſtel' — ‚Hilde Diſtel' — wie klingt das. Wie toll iſt die Welt. Mich friert. — Aber nichts mehr ſagen, nicht klagen. Trotzig mannhaft weiterleben! Bin ich aus dieſer Zeitung hinaus, nun ſo find' ich eine andre. Flieg' ich auch aus der hinaus, find' ich eine dritte. Und unterdeſſen reifen meine großen

Pläne, meine Werke, meine Poesien ... Nur Geduld! Geduld!

„Ristow, der gute, ist schon lange fort: er reist langsam ‚um die Welt'. Er soll noch immer Friederike Plittendorf lieben; und sie ihn noch immer nicht. Und ich? Kann ich noch lieben? länger als einen Tag, eine Woche? Ich weiß nicht. Mir ist, als hätt' ich's auf immer verlernt; als wär' mir das Süßeste, Beste, Unwiederbringlichste verloren gegangen, als ich von Hildegard Mahlmann in die Welt hinausging!

„— — Aber ‚laß man sein', wie sie in Mecklenburg sagen. Hilde Mahlmann gibt's nicht mehr — und den Christian Zöller von damals gibt's auch nicht mehr. Der Christian Zöller von heute grüßt die Hilde Distel ...

„Hilde! Bleib' mir gut!

„Ich dir immer!

„Morgen begraben wir ihn. — Morgen ... Heute, mein' ich. Es ist schon heller Tag. O, was für ein Tag. Aber — durch! Grad' durch! — Leb wohl!"

•

III.

Hildegard saß noch lange mit ungetrockneten Augen auf demselben Platz, den Brief in der Hand. Ihr war, als sähe sie das alles, Christian am Schreibtisch, bleich im Morgenlicht, überwacht, das schöne krause Haar verwildert in die Stirn gestrichen; auf dem Sofa den schlafenden Bruder, nebenan den Vater starr auf dem Bett. In ihrem Frauenherzen wallte und wogte eine starke Sehnsucht, bei ihm zu sein, dem Armen, Niedergebeugten, Reuegequälten schwesterlich beizustehen; ja, schwesterlich:

ſo fühlte ſie jetzt für ihn, und in alle Ewigkeit ſo! — Es that ihr aber doch gar wunderlich wohl, daß er in dieſer Not ſich an ſie gewendet, ihr ſein Herz auf ſo vielen Seiten ausgeſchüttet hatte; — dann ſchalt ſie ſich wieder, faſt entſetzt, über dieſes Wohlgefühl, und war nichts als Mitleid. Staunen mußte ſie nur auch, wie viel älter, klüger ſie geworden, ſeit ſie ihn zuletzt geſehn: ſie empfand dumpf und doch auch ſtark, wie ſonderbar gemiſcht er war, Bauernkind und Großſtädter, weich und hart, ſelbſtiſch und zerfließend. Sie ſah ihn wie von weitem; was ſie noch nie gethan ... Dann füllte ſich wieder ihre ganze Seele mit blutigem Mitleid, und ſie fühlte ſich ärmer als je: kein Geld, keine Zeit, um hinzufahren und ihm durch dieſe Tage zu helfen!

Ida kam endlich mit Röschen, das erwacht war und von den Armen der Tante zu der Mutter ſtrebte; Hilde trocknete ihre Augen und nahm das kleine Schätzchen ans Herz. Schweigend gab ſie den Brief der Schweſter hin, nach einer Weile ſang ſie dem Kind mit leiſer Stimme ein Liedchen; ſie hatte nun auch ſchon gelernt, was die Mütter lernen: in zwei Welten zugleich zu leben und das kleine Werdende nicht fühlen zu laſſen, daß es außer ſeiner Erde noch eine zweite gibt. Ida las unterdeſſen, oft den Kopf vor Mitgefühl ſchüttelnd. Dann ſtand ſie aber raſch entſchloſſen auf; „ich muß nach Haus!“ ſagte ſie. „Hm! Armer Jung'! — So geht's! — Aber am Schluß hat er recht: ‚grad' durch!‘ — Röschen, gute Nacht!“

Hilde ging wieder an die Arbeit, brachte darauf das Kind zu Bett, beſorgte das Nachtmahl; ſo verging, wie immer, die Zeit — doch diesmal nicht auch die Gedanken. Die reiſten immer denſelben Weg. Als ſie nach dem Eſſen

ihrem Mann gegenüber saß — bei Tisch sagte sie ihm nie etwas, das ihm die Freude am Essen störte — so zog sie den Brief aus der Tasche und legte ihn vor ihn hin. „Das mußt du lesen, Fritz," sagte sie. „Von Christian Zöller. Traurig ist es sehr. Der alte Zöller ist tot. Und — — traurig überhaupt!"

Fritz riß die kleinen, tief eingesenkten Augen auf. „Christian Zöller hat dir geschrieben? Also doch einmal? — Und sein Vater hat sich's entsagt? — Da muß ich mich wundern. So ein strammer Kerl — und ging immer so aufrecht, so stolz" —

„Ja, und nun doch tot," sagte sie, die Lippen verziehend. — „Warum schiebst du mir den Brief zurück?"

Fritz las nicht gern geschriebene Schrift; „magst du mir's vorlesen?" fragte er. „Ich hör' lieber zu."

„Wie du willst," sagte sie und nahm die Blätter in die Hand. Doch indem sie nun hineinsah, fühlte sie sogleich, was sie da beginnen sollte: vor diesem müden, stumpfen, gutmütigen Gesicht die Seelen- und Geistesnöte so eines gärenden, gemischten Bildungsmenschen auszukramen, mit lauter, tönender Stimme, ohne Widerhall. Es zuckte etwas in ihr, ein heftiges Gefühl von Unsinnigem, Falschem, Lügenhaftem fuhr ihr durch die Seele. Sie überwand sich aber, wie schon so oft; sie zog die Lampe näher heran — eine kleine, doch leidlich helle Petroleumlampe, von Fritz zu ihrem zwanzigsten Geburtstag in die Wirtschaft gestiftet — und begann zu lesen.

„Nicht nachlassen!" dachte sie, und las so warm aus der Brust heraus, als hätte sie ihre Ida vor sich, oder auch ihren Schulmeister, den alten Pechel. Sie las, als erlebte sie's. Es klang auch gar lebendig — ihr selber

wunderbar lebendig — durch die tiefe Stille. Fritz horchte, mehr und mehr erstaunt. Er saß zuerst zurückgelehnt, dann neigte er sich vor; dann setzte er die Ellbogen auf den Tisch, legte den Kopf in die Hände, die Augen immer auf ihr. So hatte er noch nie einen Brief vorlesen hören. Es war ihm wunderlich, schwer zu fassen, daß das in seinem Haus geschah; daß die junge Frau da mit der schönen Stimme, mit so vielen Stimmen, mit den großen, schmerzenvollen Jesusaugen, daß das seine Frau war ...

Endlich vollbrachte Hilde auch das Schwerste und las Christians Worte an sie, seine Klage, daß er sie verlor. Darauf den entsagenden Schluß: „Der Christian Zöller von heute grüßt die Hilde Distel" ... Sie hörte es, von ihrer eigenen Stimme gesprochen; auf einmal war ihr, als begriffe sie's nicht. Es ward ihr Nacht vor den Augen. Sie blieb stark, obwohl ein leises Zittern kam, sie wartete, bis diese Nacht verging; dann las sie, doch mit matterer Stimme, zu Ende, bis zum „Leb wohl!" — —

„Hm!" murmelte Fritz nach einer Weile. „Also heut' begraben. — Einer nach dem andern! — — Das macht dir aber woll so bald keiner nach, wie du das alles gelesen hast. Ich dacht' zuerst: Schwerenot, das ist lang! aber es war gar nicht lang. Es ist mir ordentlich zu Herzen gegangen ... ‚Hilde Distel'! sagt er und wundert sich darüber. Je, ich wundr' mich manchmal auch!"

„Laß das," sagte sie und stand auf.

„Das ist nun aber doch, wie es ist!" fuhr er nach einer nachdenklichen Stille fort. „Er sagt ja auch selbst: ‚Hildegard Mahlmann gibt's nicht mehr;' oder wie sagt er das. Ne, die gibt's nicht mehr! — Du hast so 'n

trauriges Geſicht, Hilde, biſt ſo bleich geworden. Thut's dir doch leid, daß es die nicht mehr gibt?"

„Red' nicht ſo dumm," erwiderte ſie, ohne ihn anzuſehen, als ſpräch' ſie zu einem Kind, und ging zu dem kleinen Haufen von Büchern, der auf der Kommode ſtand. Außer ihrer Bibel, ihrem Geſangbuch und Schillers Gedichten waren es Bücher, die der alte Wangerow aus ſeiner nie angerührten kleinen Bibliothek ſeiner Wirtſchafterin für ſich und die Schweſter geliehen hatte: Gedichte und Schauſpiele von Goethe, neuere Werke von Fritz Reuter und andern. Es zog ſie unwillkürlich hin, wie in ſo mancher Abendſtunde, wenn ſie für das, was ihr „vor der Bruſt ſtand", einen Troſt, einen Klang, eine Befreiung ſuchte. Sie fingerte an den geliebten Büchern herum; ſie nahm einen von den kleinen Goethebänden der alten Ausgabe in die Hand und hauchte darüber hin, wie um Stäubchen hinwegzublaſen.

„Was hab' ich dir aber immer geſagt?" fing Fritz wieder an, der ſich zurückgelehnt hatte. „Chriſtian Zöller — aus dem wird nicht viel! Der alte Zöller hatte recht; — da lebt' er noch! — — Was willſt du mit dem Buch? Noch was vorleſen?"

Sie warf auf ihn einen zweifelnden Blick. Vorleſen ... Wie manchesmal hatte ſie's in dieſen beiden Jahren verſucht; in der heißen Sehnſucht, doch auch aus ihm einen „Kameraden" zu machen, wie ſie es einſt dem Chriſtian war, und ihm ein Glück zu geben, das er noch nicht kannte. Sie hatte es mit ihren liebſten Schillers, ihren ſchönſten Goethes verſucht; gutmütig, geduldig hatte er ſich dazu hergegeben. Ihre ſeltſam ſüße Stimme hatte ihm immer gar ſo gut gefallen, ihm ſo wohlgethan; freilich

hatte ſie ſein ſchläfriges Hirn auch eingelullt. Endlich gab ſie es auf, ihn durch Goethe und Schiller in den Schlaf zu wiegen ... Heut' ſah er ihr aber ſo wach ins Geſicht. Und es verlangte ſie ſo ſehr nach einem Troſtgeſang. Sie zwang ſich zu einem weichen Lächeln und fragte: „Möcht'ſt noch was Schönes hören, Fritz? — Ich wüßt' recht was Schönes."

„Ich dacht', nu kennt' ich ſchon ſo ziemlich alles," gab er kleinlaut zur Antwort. „Daß du nie genug kriegſt! — Na ja, aber wie du willſt."

Sie zuckte entmutigt die Achſeln; ſie ſetzte ſich aber doch und ſchlug das Buch auf. Goethes Lieder ... Sie blätterte hin und her, denn ſie wollte mit dem allerſchönſten beginnen, das ihn gleich in ſeinen Zauber einſpinnen und mit ſich forttragen müßte, in das Land des Glücks. Es ging ihr aber wunderlich: für dieſes unbewegte, breitlippige, faſt brauenloſe, erdige Geſicht war ihr kein Lied ſchön genug. Sie begann endlich hoffnungslos; mit Ländlichem, mit dem „Mailied" und dem „frühzeitigen Frühling" hinterdrein. „Ach, hätt' ich das nur nicht gewählt," dachte ſie, als ſie mitten drin war; als die Verſe kamen:

Leiſe Bewegung
Bebt in der Luft,
Reizende Regung,
Schläfernder Duft.

Ihm fielen ſchon die Augen zu; nun ſchloſſen ſie ſich ganz. Sie hob die Stimme, unnatürlich; es war vergebene Mühe. Sie weckte ihn nicht mehr auf. Sein Kopf lag ſeitwärts zurück, bald ſanft friedlich ſchnarchend.

Eine Weile ſah ſie ihn an, verſtummt. Es fuhr ihr

dann durch den Kopf, wie ſie damals am See, als Chriſtian ſie zum Abſchied beſuchte, ſo ahnungslos ſpottend phantaſiert hatte, Fritz Diſtel werde ihr Mann: „und wenn abends nichts auf dem Tiſch ſteht, dann leſ' ich ihm was vor: dann ſchläft er ein, ohne Abendeſſen." — „Gott ſei Dank," dachte ſie, bitter lächelnd, „ſein Abendeſſen hat er doch gehabt! — Aber ſonſt" —

Sie wollte nicht weiter denken, nicht in ihr Daſein verſinken; heraus wollte ſie, heraus, in den Aether hinauf! Sie ließ ihm ſeinen Schlaf, heftete wieder die Augen aufs Buch; nun allein mit Goethe — nun war wieder jedes Lied ſchön genug. Langſam weiter leſend, mit den Lippen, leiſe, bewegte ſie oft vor Staunen den Kopf: warum ging ihr das ſo ſchaurig ſelig durchs Herz, warum war es ihr wie Himmelsmuſik? Als wär' ſie von der Erde weg auf einen andern Stern gekommen, aber nicht als Fremdling: ſie verſtand die Sprache dort, beſſer als die der Erdenmenſchen; freundlich begrüßte man ſie, gab ihr einen Platz am Tiſch. Ja, ſie gehörte mit dazu ... Ja, ſie war nicht fremd, ſie war zu Hauſe ...

„An Mignon" kam, ihr traurigſtes, herzbeklemmendſtes, und doch ſüßeſtes Gedicht:

Ueber Thal und Fluß getragen
Ziehet rein der Sonne Wagen.
Ach, ſie regt in ihrem Lauf,
So wie deine, meine Schmerzen,
Tief im Herzen,
Immer morgens wieder auf.

Kaum will mir die Nacht noch frommen,
Denn die Träume ſelber kommen
Nun in trauriger Geſtalt;

Und ich fühle dieſer Schmerzen
Still im Herzen
Heimlich bildende Gewalt.

„Ja, ja, ja," dachte ſie, leiſe ſelig ſchluchzend: „o, du haſt's gekannt. Woher haſt du das alles gewußt? Ja, ſo heimlich elend können Menſchen ſein; — o Mignon — und du, die das ſagt — ja, ich bin die dritte! O glaubt es mir, ihr traurigen, wunderbaren Weſen, ich gehör' zu euch! — — Doch wie konnt' nur ein Menſch das ſagen, wie kam ihm dieſe Himmelsmuſik in den Sinn:

Und ich fühle dieſer Schmerzen
Still im Herzen
Heimlich bildende Gewalt!

Sie drückte die Augen zu, in ihr fing ein Klingen an; ſo ein dumpfes, rätſelhaftes, ſüßes, das immer etwas ſagen, immer ſich formen wollte; ach, nicht zum erſtenmal: ſie kannte es ſo gut. Wie oft, wenn ſie am ſtillen Abend, zu ihren Dichtern geflüchtet, die berauſchenden Verſe las, irrte ſie plötzlich ſo ab, ihr armes Herz flog gleichſam in die Büſche, wie eine junge Nachtigall, die auch ſingen lernen will. Dann aber, ungeduldig, wenn es „kam" und doch nicht kam, kehrte ſie geſchwind zum Dichter zurück; und ſich in den hohen Meiſter vertiefend, gab ſie ſich dahin, bis ſie keine klingende Stimme in der Bruſt mehr hörte. So öffnete ſie auch heut' die großen, dürſtenden Augen wieder und las das Schmerzenlied weiter, bis zur letzten Strophe:

Heimlich muß ich immer weinen,
Aber freundlich kann ich ſcheinen
Und ſogar geſund und rot;

Wären tödlich dieſe Schmerzen
Meinem Herzen,
Ach, ſchon lange wär' ich tot! — —

Ihre Augen tropften. Es war aber wie ein Balſam, der ihr über die Wangen rann; ihr junges, zwanzigjähriges Herz, durch dieſe Göttertöne des „andern Sterns" verklärt, ſcheute ſeine Schmerzen nicht. Sie lächelte; dann las ſie weiter. Fritz ſchnarchte leiſe; die junge Büdnersfrau, einen leichten Roſenſchimmer auf den trocknenden Wangen, las Lied auf Lied. Zuweilen, wenn es gar ſeelenvoll lieblich ward, ſprach ſie's ſacht' vor ſich hin. Fritz Diſtel und Chriſtian Zöller hatte ſie vergeſſen; ſie zog oben am Himmel fort — bis auf ihre Lider eine ſüße Schwere kam und Fühlen und Denken verging.

IV.

Fritz Diſtel ward zum zweitenmal vom Schickſal getäuſcht: es erſchien noch ein Kind, aber wieder kein Stammhalter. Dieſe eigentlich unerwünſchte zweite Tochter ward nach der Tante Ida getauft; mit ihr war's zu Ende. Fritz konnte auch nicht danach verlangen, daß das Schickſal auf neue Proben geſtellt werde: ſchon dieſes Zweite war ebenſo ſehr Sorge als Freude; „wovon leben?" dacht' er. Er kam nicht weiter. Am guten Willen, am Fleiß fehlte es doch nicht; er rackerte ſich ab, Hilde auch. Eine beſſere Hausfrau konnte er ſich eigentlich nicht wünſchen; eine ſtärkere wohl, eine fleißigere nicht. „Das bißchen Leſen am Abend," dachte er in ſeinem gerechten Sinn, „koſtet höchſtens einen Pfennig Oel; und es iſt nun einmal ihre Luſt! An Putz und ſo was denkt ſie nicht; ins

Wirtshaus gehn — fällt ihr gar nicht ein. Ihre Knochen halten auch mehr aus, als man glaubt. Und ich bin auch immer tüchtig da ... Warum bleiben wir doch so arme Leut'? Warum will's nicht kommen?"

Zu den Mißgünſtigen gehörte er nicht; in ſeinem Elendsgefühl kitzelte es ihn aber doch, wenn er von dieſem und jenem hörte, der gar ſo hoch geſtanden hatte und herunterſtieg; wenn einer der reichen Bauern von Gollin aus dem Uebermut ins Sorgen und Schmorgen kam, oder einer von den großen Herren um den See herum zu viel „verbumfiedelt" hatte und „das Wackeln kriegte". Am eiligſten aber kam er nach Haus, als er eines Tages ſeiner Hildegard melden konnte, mit Plittendorf ſteh' es ſchlecht; dieſer Vornehmthuer und Dickthuer, der damals die kleine Hilde aus ſeinem Haus hinaus ſponſiert, werd' es wohl nicht lange mehr machen. Das ſei ganz gewiß; auch der alte Kreuzmeier hab' es geſagt. Der Herr Plittendorf, der Gernbaron, hab' immer gelebt wie die Maus im Mehltopf; nun geh' es aber auch bei ihm aufs letzte Viertel. Könn' ſich nicht mehr halten!

Dasſelbe brachte er noch einige Male heim; dann ward's eine Weile ſtill. Endlich kam er wieder mit Wichtigkeit zu Hilde, aber ſtark enttäuſcht: „Weißt ſchon das Neueſte? Dein Herr Plittendorf — — das ſag' ich ja: wer Glück haben ſoll, dem kalbt 'n Ochs! Jetzt iſt der junge Herr Riſtow wiedergekommen, der Fräulein Friederike damals heiraten wollte, aber ſie wollt' ja nicht; und was Beſſeres muß er ja woll draußen nicht gefunden haben, denn zwei, drei Jahr' war er in der Welt herum und nu kommt er wieder und angelt wieder nach ihr — und nu beißt ſie an! Aber alle ſagen — auch ihre ſo-

genannte Kammerjungfer — das thut ſie man bloß dem Vater zulieb', damit der nicht umfällt. Denn einen Reichen mußte ſie nehmen; und Riſtow ſteht ſich breit, hat die Hoſen und beide Weſtentaſchen voll. Und hölliſch gutmütig iſt er auch. Na, da hat Rieking denn woll gedacht: ‚Ei iſt 'n Ei, ſagte der Küſter und langte nach dem Gänſeei!' Sie werden auch bald Hochzeit machen, ſagt die Kammerjungfer. Und Riſtow wird dem alten Plittendorf ſein Seedorf abkaufen, ihn da aber wohnen laſſen; oder er wird auch ſo 'n Hunderttauſend hineinſtecken; das weiß man noch nicht gewiß, ſagt die Kammerjungfer. Aber der Dickthuer iſt nu wieder hoch! Ich hätt' ihn gern im Rinnſtein geſehn, weil er damals zu dir ſo geweſen iſt; — na, man muß noch warten!"

„Ich brauch' ihn nirgends zu ſehn," ſagte Hilde. Sie ging aber eine Weile nachdenklich herum; die Seedorfer Tage zogen ihr wieder durch den Kopf, wunderbar lebendig; und eine närriſche Wehmut befiel ſie, wie ſo oft bei ſtarkem Erwachen der Vergangenheit, auch wenn die nicht beglückend war. Mit Fritz Diſtels Meldungen war es diesmal richtig: nach einem Monat hörte ſie, daß ſie drüben in Seedorf die Hochzeit gefeiert hätten, mit großem Hopphei, mit einem bunten Feſt auf dem Parkſee, mit Beleuchtung und Feuerwerk. Die Braut habe ausgeſehn wie 'ne junge Königin; der Bräutigam furchtbar glücklich, aber eigentlich nicht geſund; denn er hab' das Huſten. Sie wollten darum auch die Hochzeitsreiſe nach Aegypten machen: denn da huſten die Leute nicht. Und ſie ſeien auch ſchon abgereiſt . . . Damals nannte ſie dieſen Riſtow den „Landſtutzer", dachte Hilde; eine „Zierpflanze" nannte ſie ihn; „ein furchtbar guter Menſch,

aber affig und langweilig." Das hat ſie jetzt wohl umgedreht; „affig und langweilig — aber ein furchtbar guter Menſch!" Und dieſer gute Menſch hat auch gutes Geld!

Das Jahr ging ſo weiter; etwa drei Monate ſpäter, als Hilde morgens im Stall und im Garten gewirtſchaftet hatte und auf einen Augenblick vor die Hausthür trat, erlebte ſie etwas Ueberraſchendes. Ein feingekleidetes Paar ritt vom Dorf heran, eine Art von Jockey hinter ihnen; Hildes ſcharfe Augen erkannten den „Landſtutzer" Riſtow und ſeine junge Frau. Sie ſtiegen vor Fritz Diſtels Häuschen ab, grüßten und näherten ſich; der Diener hielt die Pferde. Friederike Riſtow, in einem grauen Reitkleid, das ihre Formen eng umſchloß, nahm ſich, wenn nicht wie eine junge Königin, gewiß wie eine vornehme junge Dame aus; ſie war „in ſich hineingewachſen", die hohe Geſtalt war völlig aufgeblüht, man konnte ſie faſt eine Schönheit nennen. So kam ſie auf Hilde zu, mit einem liebreizenden, zutraulichen Lächeln immer wieder grüßend. „Kennen Sie mich noch?" fragte ſie und hielt ihre lange, ſchmale Hand in dem langen Handſchuh hin. „Guten Tag, Frau Hildegard Diſtel! Wir reiten grade durch Gollin, da hab' ich geſagt: ‚Halt! hier wird ein Beſuch gemacht!' Denn ich vergeſſe meine Leute nicht, das müſſen Sie nicht denken. Ja, ja, ſehn Sie ſich dieſen jungen Adonis im ſteiriſchen Hütchen an: das iſt nun mein Gatte!"

„Ich nehme an, daß Sie ſich meiner noch erinnern," ſagte Riſtows hohe Stimme. „Als Sie damals in Seedorf — — Sie nicken. Wenn wir Sie etwa ſtören, ich bin nicht ſchuld; meine Frau ließ ſich nicht abhalten, ſie

ſagte ganz entſchieden: ‚Wir überfallen ſie!‘ Und wenn dieſe Frau etwas will —“

„Dann wird gehorcht!“ fiel Friederike ein und ſchlug mit ihrer Reitpeitſche in die Luft. „Alſo Sie ſogenannte kleine Muſe, Sie ſind nun auch eine junge Frau! — Ihr Mann iſt wohl nicht zu Hauſe“ . . .

Hilde ſchüttelte den Kopf und wollte ſagen, Fritz ſei auf dem Felde; Friederike ließ ihr aber nicht Zeit, mit dem Mann war ſie fertig. „Wir beide kommen vom Nil,“ fuhr ſie fort. „In ſo ein heißes Land geh' ich aber nie wieder; das iſt ja entſetzlich! Mein Mann fühlte ſich da wohl, das war noch entſetzlicher; der hat ſich überhaupt ſo lange in der heißen Zone herumgetrieben, daß er in unſern vernünftigen Gegenden kaum mehr zu brauchen iſt. Ja, was denken Sie: dritthalb Jahre war der junge Mann da draußen; dritthalb Jahre weg von mir. Hat ihm nichts genützt. Hat doch wieder her gemußt; hat nicht ohne mich leben können; — das iſt hübſch von ihm, nicht? — Aber wiſſen Sie, woher das kommt? Ich hab' einen Magnet, den trag' ich hier unter dem Kleid auf der Bruſt; wenn ich den hin und her dreh', dann muß dieſer Herr zu mir her, er mag ſein, wo er will. Früher hab' ich nur nicht gewollt; aber als er einmal in Bombay war, hab' ich nur ganz ſacht' gedreht — wupp! ſetzt er ſich auf ein Schiff, und nach Seedorf!“

„Was?“ ſetzte ſie hinzu, den „Adonis“ anblickend, und ſchlug ihm mit ihrer Reitgerte leicht auf die Bruſt. Dieſe kokette Machtgebärde ſchien ihm aber gar nicht zu behagen; ſein rundes, gutmütiges Geſicht verzog ſich, und das blonde Schnurrbärtchen zitterte ein wenig. Friederike bemerkte es nicht, ihre graugrünlichen Augen waren ſchon

wieder auf Hilde geheftet. Sie betrachtete sie bereits die ganze Zeit, mit einem fast unsichtbaren Lächeln der Augen; von der schlichten, glatten Haartracht bis zu den groben Schuhen hinab, die ganze schmächtige, wenig aufgeblühte, eigentlich noch mädchenhafte kleine Gestalt. Dann sah sie flüchtig an sich selber hinunter, als genieße sie den Gegensatz, ihre stattliche Ueppigkeit, mit höchstem Schick gekleidet, in Eleganz und Wohlstand getaucht. Ein Blick streifte auch das Häuschen; er flog aber nur, wie schonend, darüber hin. Hilde errötete plötzlich, diese Schonung fühlend. Sie behielt aber sonst ihre Ruhe, eine Hand auf die andre gelegt, so wenig Neugier wie möglich in den Augen, da sie die ganze offenherzige Neugier dieser „Katzenaugen" auf sich eindringen fühlte.

„Na ja," fuhr Friederike fort, „wer entgeht seinem Schicksal: da hab' ich nun auch einen Mann! — Der ist aber gut; ich kann gar nicht klagen. Den dummen Husten, den er hatte, hab' ich ihm abgewöhnt; und im übrigen — muß er kuschen; wenn er auch manchmal murrt und knurrt. Da murrt er schon wieder. Das thut nichts. Wenn man so 'ne Frau hat, nicht wahr, muß man auch ein bißchen Sklave sein; — was sagen Sie zu der Statur?" Sie lachte, wieder mit dem jungen Schelmengesicht der alten Zeiten; „wissen Sie noch?" sprach sie weiter, indem sie an sich hinunterfah: „ei, ei, die Statur? Wie ich vor dem Spiegel herumhüpfte und sang: ‚ei, ei, die Statur?' Da war ich noch der lange Bleistift; wie? Und nun sehn Sie 'mal, was aus dem Bleistift geworden ist. Was hatt' ich Ihnen gesagt? Hab' ich recht gehabt?"

Sie drehte sich nach rechts und nach links, um die Gestalt nach Gebühr zu zeigen; dann warf sie den Kopf

hin und her und lachte. „Sie denken wohl: noch immer ein Kindskopf! Das thut aber nur ſo; ich bin eigentlich furchtbar ernſt und alt. Sie ſind auch älter geworden, wiſſen Sie das wohl? Sie lächelten eben ſo — ſo — — Mein Mann und ich, wir ſuchen jetzt ein ſchönes Gut. Einſtweilen beſuchen wir meinen Vater; ach, mein altes, gutes Seedorf — da blieb' ich am liebſten. Aber der Gebieter" — ſie lachte kurz auf — „der Gebieter will ſein eigenes Neſt; natürlich. — Na, und Sie? Hildegard Mahlmann, jetzt Diſtel? — Sie ſagen noch immer kein Wort. Ich laſſ' Sie freilich auch nicht dazu kommen. Nun wird's aber Zeit. Na — die ‚kleine Muſe'? der ‚Sonnenſchein'? das ‚Stückchen Poeſie'? jetzt eine kleine Büdnersfrau?"

„Und weiter nichts?" ſchienen Friederikens Augen zu ſagen; auch das etwas ſtumpfe Näschen, deſſen Flügel zuckten. Die arme Hilde bekam einen Zorn auf ſich ſelbſt, da ſie ſich wieder erröten fühlte; ſie hätte ſich auf die Backen ſchlagen mögen, die ſie ſo verrieten. „Büdnersfrau und Mutter," ſagte ſie mit etwas trotzigem Stolz, während ſie ſich faßte. „Mein Mann iſt nicht zu Haus, auf dem Acker; aber meine Kinder kann ich Ihnen zeigen. Die ſind jetzt mein ‚Sonnenſchein', mein ‚Stückchen Poeſie'; da Sie noch von dieſen alten Dummheiten reden. Zwei kleine Dirns; in der Stube da. Wollen Sie ſie ſehn?"

„Natürlich will ich ſie ſehn," erwiderte Friederike. „Wenn eine junge Frau zur andern kommt — —"

„Bleib zurück!" ſagte ſie leiſe, ſich zu Riſtow wendend, und trat auf die wurmſtichige Schwelle. Riſtows Geſicht verzog ſich wieder; eine nicht geſunde Röte ſtieg ihm in die farbloſen Wangen. „Wir müſſen nach Hauſe,

weißt du!“ rief er ihr nach, da sie schon weiterging. „Dein Vater erwartet uns!“

Sie murmelte nur ein Wort, das nicht zu verstehen war, und schlug mit der einen Hand in die Luft, als wollte sie sagen: „was macht das?“ Die hohe Gestalt trat durch die nicht viel höhere Thür in die Stube ein. Etwas schrill rief Ristows Stimme: „Ich bitte sehr, komm wenigstens bald!“

„Ja, ja!“ gab sie mit einem halben Lächeln zurück. Sie warf in der Stube einen Blick nach rechts, einen zweiten nach links; dann kam ihr doch etwas Warmes, Weiches in die schillernden Augen, da sie die kleine Kindergruppe in der beschatteten Ecke sah. Dort lag Ida, die nachgeborene, mit dem unschuldigsten Flachsköpfchen in der Wiege und schlief; an die Wiege angelehnt, saß das nun schon dreijährige Röschen auf dem Boden, nur in Hemd und Röckchen, als Aufseherin über die kleine „unbedarwte“ Schwester, jetzt aber ganz in sein Spielzeug vertieft. Das Fenster war offen; Hilde, im festen Gegensatz gegen Fritz, eigentlich gegen das ganze Dorf, hielt beständig auf gute Luft. Röschen bemerkte gar nicht, daß die große Dame eintrat; es war ihr eben gelungen, den Rumpf einer alten zerbrochenen Puppe ein klein wenig zu öffnen; langsam sickerte die Kleie heraus. Dem sah sie mit großäugiger Andacht zu. Auf einmal erschien es ihr dann komisch; sie lachte.

„Da haben Sie ja ein paar allerliebste Schätze,“ sagte Friederike nach einem gemütlichen, kopfnickenden Schweigen. „Die möcht' man gleich küssen; so niedlich . . .“

Sie küßte sie aber nicht. Während Röschen nun

das Köpfchen hob und herüberſah, durch die fremde Stimme aufmerkſam geworden, fuhr Friederike leiſer fort: „Na, und der andre? Der zukünftige große Mann, Chriſtian Zöller? Was wiſſen Sie von dem?“

Hilde hatte dieſe Frage erwartet; an die geſchloſſene Thür gelehnt, antwortete ſie ruhig: „Von Chriſtian Zöller weiß ich nichts. Als ſein Vater geſtorben war, hat er mir geſchrieben. Ich ihm auch, natürlich. Seitdem hör' ich nichts.“

„Gar nichts?“

„Ich ſag's ja. — Hab's auch nicht anders erwartet; denn ſo lang' er nicht — — Und das hat er woll noch immer nicht. Und ſehn läßt er ſich natürlich gar nicht: ſeit der Alte tot iſt, was zieht ihn denn noch hierher?“

„Sie finden das alles ‚natürlich‘, ‚natürlich‘,“ ſagte Friederike, den Kopf auf die Seite werfend; „das find' ich gar nicht, durchaus nicht. Es ſind doch immer noch Leute am See; meinen Sie nicht?“

„Nu ja, der Bruder hat jetzt den Bauernhof. Aber der —“

„Ach, was geht mich der Bruder an,“ fiel ihr die junge Frau ins Wort. „Sie ſind hier in Gollin, und ich bin in Seedorf: uns mein' ich. Läßt nichts von ſich hören; will erſt ein ganz großer Mann werden ... Iſt das eine verrückte, abſurde, in Egoismus eingewickelte Idee! — Auch an mich hat dieſer Elende nie ein Wort geſchrieben. Auch nicht nach ſeines Vaters Tod ... Na, laſſen wir ihn. — Ich hatte nur gedacht, ſeiner ‚kleinen Muſe‘ wenigſtens — — die wüßte dies und das von ihm. Alſo auch nicht ein Wort!“

Hilde ſchüttelte ſtumm den Kopf.

„Alſo laſſen wir ihn ... Mein Herr Papa läßt Sie ſchön grüßen; — das heißt, er weiß nicht, daß ich hergeritten bin; aber noch neulich ſprach er von Ihnen. Er ſpricht immer ſo hübſch von Ihnen, mit ſo großer Achtung. Sie hatten ſo was Diſtinguiertes, ſagt er. Etwas exzentriſch, meinte er neulich, aber ein ganz entſchieden merkwürdiges Geſchöpf! — Auch Frau Steffens hat Sie in gutem Andenken; erinnern Sie ſich noch an die? Die gute alte Gans? Hält große Stücke auf Sie; nein wirklich. Aber Fieber, ſagte ſie noch neulich, hätten Sie damals nicht gehabt; — aber dumme Nerven. Nerven, das glaub' ich auch. Sonſt läuft man doch nicht ſo fort!"

Sie lächelte Hilde luſtig und zutraulich an, irgend eine Antwort erwartend. Hilde blieb aber ſtumm.

„Kleine Statue! Daß Sie von uns fortliefen, das wiſſen Sie doch noch? Mit Hinterlaſſung eines ſchön geſchriebenen Briefchens; in der Herrgottsfrühe. — Das iſt nun ſchon ſo lange her; ſagen Sie, liebe kleine Frau —"

Sie nahm einen Knopf von Hildes Jacke zwiſchen ihre langen Finger und fragte recht gemütlich, harmlos: „Vor *wem* liefen Sie eigentlich damals fort? vor mir oder vor meinem Papa?"

Hilde ſchob Friederikens Finger zurück. — Erſt nach einer Weile erwiderte ſie: „Alſo Sie ſind noch immer ſo neugierig?"

Friederike lachte auf. „Da hab' ich's! Nun werd' ich auch noch heruntergemacht! — — Sie haben aber eigentlich recht. Ich find' es ja auch *rührend*, wie Sie mich behandeln: damals ſo im Zorn von mir fort, jetzt komm' ich ohne weiteres, als wär' nichts geſchehen, und Sie geben mir ganz artig die Hand, Sie ſprechen freund-

lich mit mir, führen mich ins Haus, zeigen mir die Kinder. Sie hätten ja einfach grob werden können. Aber wie mein Vater ſagt: ‚ſo 'was Diſtinguiertes!'"

Hildegard lächelte, faſt ganz ohne Bitterkeit. „Sie ſagten ja eben ſelbſt, Frau Riſtow: ‚das iſt nun ſchon ſo lange her!' — Für mich iſt's hundert Jahre her. — Sie ſtehen noch immer; nehmen Sie doch Platz —"

„Nein," unterbrach Friederike ſie, „nun muß ich doch fort! Mein Gatte ſtirbt ja vor Ungeduld; er ſtößt ſchon ganz heimlich furchtbare Flüche aus; ich kenn' ihn ja. Er findet es ſo ‚unanſtändig', ſagt er, jemand warten zu laſſen —"

„Sie meinen ja, wenn er murrt, das thut nichts."

„Freilich — ſo iſt es auch — kuſchen muß der Sklave! — Aber man ſoll doch nichts übertreiben. Ich bin eigentlich furchtbar gut zu ihm; natürlich . . . Wie nett die Kleine ſpielt. Wie drollig die nackten Beinchen ſind. Und in der Stube alles ſo ſauber, ſo reinlich . . . Ach, aber Sie laufen ja doch eines Tages fort. So wie damals von uns. Das halten Sie ja nicht aus!"

„Das halt' ich nicht aus?" fragte Hilde betroffen. „Was ſoll — — Wie meinen Sie das?"

„Sie können ja doch nicht ewig — — Dazu ſind Sie ja nicht geſchaffen. Mit dieſen Augen, mit dieſem — Madonnengeſicht. Das haben Sie, wahrhaftig; es gibt ſo 'ne Madonna von Murillo, nur halbe Figur, danach hab' ich 'ne Kopie geſehn. Unten iſt der Halbmond. An die erinnern Sie mich, wahrhaftig. — Sie bleiben hier ja nicht. Eines ſchönen Morgens laufen Sie Ihrem Fritz Diſtel fort!"

Friederike ſagte es drollig, lächelnd; Hilde ſah ihr

in das luſtige Jungmädchengeſicht, es empörte ſich eigentlich nichts in ihr. „Soll ich einen Spaß draus machen?“ dachte ſie; dann ward ihr aber doch heiß ums Herz. „Gnädige Frau,“ fing ſie an, „Sie meinen, Sie wären älter geworden; das ſind' ich nicht. Sie ſind noch ganz ſo wie damals — ſo —“

„Friederike!“ rief eine hohe, ſcharfe Stimme jetzt von draußen her. „Länger wart' ich nicht! Komm!“

Hilde ſah durchs Fenſter, daß Riſtow unterdeſſen zu Pferde geſtiegen war; er bewegte ſich ſo unruhig, daß ſein Brauner, wie nervös geworden, mit einem leichten Satz in die Luft ſtieg. Nun machte aber Friederike im Zimmer eine Gebärde, als hätte ſie Luſt, dasſelbe zu thun. „Ah!“ rief ſie aus. Sie lief ans Fenſter.

„Was haſt du geſagt?“ fragte ſie, ſo erſtaunt, als könne ſie's nicht faſſen. „Bitte, ſag das noch einmal; es war gar zu hübſch. Halt' dein Pferd doch ruhig. Bitte, wiederhol' es doch. Ich hab's wohl nicht verſtanden!“

„Wirſt es wohl verſtanden haben,“ entgegnete Riſtow, mit etwas eingeſchüchterter Stimme, aber doch noch ſo gereizt, daß ſie zitterte. „Länger wart' ich nicht, hab' ich geſagt. Es iſt die höchſte Zeit!“

„Willſt du wohl artig ſein? — Ferdinand! Nein, das iſt unerhört. Zwei Minuten bin ich erſt hier im Zimmer; nein, es iſt erſt eine. Und doch ſag' ich eben: nein, ich kann nicht länger bleiben, mein Gebieter wartet, er wird ungeduldig. Und ich will grade hinaus; da brüllſt du mich an! — Nein, wie iſt es möglich. Ein ſonſt ſo manierlicher junger Mann; und ſo gut gezogen. Ferdinandchen! Was iſt dir? Kleines Hündeken! Kennſt du deine Friederike nicht mehr? Komm vom Kamel herunter,

Aeffchen. Zeig dieſer kleinen Frau, daß du artig biſt; daß du deiner Friederike keine Schande machſt. Dann galoppiert ſie auch mit dir nach Haus!“

„Ferdinandchen“ hatte gelächelt, wenn auch offenbar widerwillig; er hatte ſich ſchon auf dem Rücken ſeines Braunen bewegt, wie wenn er abſteigen wollte; als Friederike aber von „dieſer kleinen Frau“ ſprach, fuhr es wie ein Schlag durch ihn hin. Sein gemütliches Geſicht lief rot an und verfinſterte ſich: daß er ſich vor dieſer Büdnersfrau „artig“ zeigen ſollte. Er rückte ſich zurecht, wie um davonzureiten. Mit bedeckter Stimme fragte er dann: „Bitte — kommſt du jetzt mit oder nicht?“

„Aber Ferdinand! — Das iſt doch zu toll. Erſt mußt du abſteigen, ſonſt ſpreche ich nicht mit dir. Wirſt mich doch nicht ſo blamieren . . . Komm!“

Auf dieſes „komm!“ riß Riſtow in die Zügel, drückte die Sporen an, und das ebenſo ungeduldige Pferd ſchoß mit ihm davon. „Ferdinand!“ ſchrie Friederike auf. Sie ward plötzlich blaß wie der Tod. Dann ſtürzte ihr aber die Scham in die Wangen. „Ferdi — — Das iſt ja doch nicht möglich!“ ſtammelte ſie. „Das iſt ja nicht möglich!“

„Sie brauchen ja nur Ihren Magnet zu drehen,“ ſagte Hilde, die ein kleines weibliches Lächeln nicht unterdrücken konnte. „Dann kommt er ja wieder!“

Hatte Friederike das noch gehört oder nicht? Es war nicht zu ſehn; ſie lief ſtumm zur Thür und hinaus, ohne Abſchied. Als Hilde, die ihr langſam nachging, auf die Schwelle trat, war die ſchöne Amazone mit Hilfe des Reitknechts ſchon auf ihr Pferd geſtiegen und jagte davon, ins Dorf hinein, ihrem „Hündeken“ nach.

V.

Für Ida, die geborene Tante, deren Paradies auf Erden Hildes Kinder waren, kamen bald einsame, verwünschte Zeiten: ihr Hausherr, der alte Wangerow, seit er die letzten Schwerenöterversuche aufgegeben hatte, entwickelte noch einen andern Johannistrieb und warf sich aufs Güterkaufen, vermehrte seinen Grundbesitz. Anfangs blieb er in der Heimat, kaufte dort und verkaufte wieder; dann ward „der alte Stacker", wie die beiden Schwestern ihn in ihrem Mißvergnügen nannten, unternehmender, handelte im Posenschen polnische Edelmannsgüter ein, und zog auf Monate, Vierteljahre, halbe Jahre hin, um dort seine verbessernde Wirtschaft einzuführen, während in Gollin statt seiner ein Inspektor regierte. Immer mußte Ida mit, ohne sie konnte er nicht sein; „Liebe hat er ja Gott sei Dank nicht mehr," sagte sie zu Hilde, „aber höllische Achtung, und ohne mich geht es nicht!" — Sie seufzte, sie hatte Heimweh nach den Kindern und nach deren Mutter; aber sollte sie den alten „Rührbrägen", den „Durchgänger" verlassen? So hing ja doch niemand an ihr wie der, so einen guten Platz bekam sie nicht wieder; „und der alte Kerl kriegt's ja doch endlich satt," dachte sie, „wenn er sich an den Polacken krank geärgert hat, und setzt sich wieder in Gollin in den alten Lehnstuhl!" — Inzwischen warf sie sich mehr auf die Bücher, um in den einsamen Stunden Gesellschaft zu haben, schrieb fleißig Briefe an Hilde, wartete auf Antwort, schüttelte den Kopf, wenn Woche um Woche nichts kam; und sie hatte ihn oft zu schütteln, denn das „Bräuning" ward immer schreibfauler, rein zum Verzweifeln. Schrieb

es aber einmal, so stand nicht viel darin; ein paar Worte über die Kuh und die Ziegen, eine Seite voll über die Kinder (die las Ida zuerst mit Wonne und dann mit Seufzen), drei Zeilen über Feld und Wiese und Wetter, und dann: „komm nur bald!“ Wie es aber in ihr aussah? Davon nie ein Wort. Nie ein Ausruf des Glücks ... „Ach Gott, ach Gott, was bist für'n Gott!“ dachte Ida wohl: „wenn du mir keinen Brief von ihr schickst, geh' ich so verloren herum, und wenn du einen schickst, dann sitz' ich da und möcht' weinen!“

Endlich kam es wieder zur Heimreise, da der Winter drohte; den wollte der alte Wangerow doch daheim verleben, so viel weiter weg vom russischen Frost. Ida war noch nie so gern in den Wagen gestiegen wie diesmal, ihr Heimweh war gewaltig; sie hätte immer singen mögen, wär' sie nur allein gewesen; es summte ihr aber stundenlang irgend etwas Fröhliches, ein „Bummelschottscher“ oder ein Lied, im Kopf. Auch ging ihr noch so viel andres, Ernsteres darin herum, das sie dem „Kleining“ abfragen oder ins Herz ausschütten wollte ... So verbrauchte sie denn ihr letztes bißchen Geduld, als sie in Gollin angekommen war und erst noch dem „alten Kerl“ seine Winterresidenz gemütlich machen mußte, eh sie das Büdnerhaus bei den Tannen aufsuchen konnte. Es war längst dunkler Abend, als sie endlich die liebe alte Thür öffnete und eintrat. Hilde saß allein am Tisch, bei der kleinen Lampe; die Kinder schliefen, jetzt im gemeinsamen Bett, zwei Blondköpfchen lagen wie ein großer und ein kleinerer Apfel neben einander, ohne sich zu rühren.

Die junge Frau sprang auf, der Schwester an den Hals. „Bist du endlich da!“ sagte sie, lachte wie vor

Freude. Dann drückte ſie ſie an ſich, heftig, mit zitternden Armen; und küßte ſie lange, und immer wieder, als möchte ſie nicht ſprechen, auch nicht ſprechen laſſen. Zuletzt mußte ſie ſie freilich doch freigeben; nun zeigte ſich ihr Geſicht, das ſie bisher verborgen hatte, ſo recht fröhlich lächelnd. Ida erſchrak aber doch. Dieſes übertriebene, aufgeregte Lächeln irrte über ein blaſſes, abgemagertes, ſchmalwangiges Geſicht. Die feine Naſe war zu ſpitz geworden; die großen Augen lagen tief, über dunklen Schatten. Sie verſuchten offenbar mitzulachen, es ward aber nichts daraus. Sie blickten ſo, als wären ſie viel zu klug geworden für dieſes liebe kindliche Antlitz; „Herr Gott!“ ſtieß Ida unwillkürlich hervor, ſo unheimlich geiſtig, geſcheit, gealtert waren Hildes Züge. Sie wußte nicht, was ſie that, aber ſie drängte das „Kleining“ mit den beiden ausgeſtreckten Armen von ſich weg. „Was iſt dir?“ fragte ſie. „Hilde! Biſt du krank?“

„Du vielleicht?“ fragte Hilde ſcherzend zurück. — „Ach ne, mir fehlt nichts. Kerngeſund.“

„Wo iſt dein Mann?“

„Fritz? Der iſt nicht zu Haus.“

„Der war doch abends immer zu Haus . . . Wo iſt er denn hin?“

„Wohin? Ins — — Aber laß ihn doch. Er wird ja kommen. Kuck dir doch die Kinder an.“

„Ja, das will ich auch,“ warf Ida hin; ihr Tantenherz rührte ſich aber nicht, es lag in ihr etwas wie ein Stein. „Was hatt'ſt du denn, als ich kam?“ fragte ſie. „Du ſaß'ſt ſo da, ohne alles —“

„Ich wollt' ſtricken — wollt' ich.“

„Du haſt ja gar kein Strickzeug da“ —

„Eigentlich wollt' ich leſen. — Ja."

„Da liegt ja kein Buch!"

Hilde bewegte ungeduldig die Schultern: „Du biſt woll von der Polizei. Machſt auch ſo recht ein Gendarmengeſicht. Erzähl' doch lieber was von dir; ich weiß ja noch nichts. In deinem letzten Brief ſtand ſo 'was Dunkles, ſo 'ne Andeutung, als wollt'ſt du dich verändern . . . Na, wie ſteht's damit? Haſt du 'nen Bräutigam?"

„Ach Gott, davon will ich ja mit dir reden," ſagte Ida ſeufzend. „Aber ich weiß nicht, Hilde — wie biſt du denn —"

„Ich bin gar nicht," ſtieß Hilde heraus. „Laß mich doch. Setz dich endlich hin!" — Sie zog der Schweſter das Umhängtuch von den Schultern und drückte ſie nieder, auf den nächſten Stuhl. — „So, nun erzähl'; das iſt ja 'ne große Neuigkeit, das muß ich ja wiſſen!"

„Ach Gott, Neuigkeit!" ſeufzte Ida wieder. „Das iſt 'ne klätrige Geſchicht', weiter nichts. Aber es geht mir immer im Kopf herum! — Ich werd' ja 'ne alte Perſon. Hübſch bin ich nicht, häßlich auch nicht; ſo mitten in der Welt. Wenn mich 'mal einer gewollt hat, ſo hat er mir nicht gepaßt; und mit der Liebe, wie's in den Büchern ſteht — das iſt nie ſo recht gekommen! — Nu denk' ich aber manchmal doch: ſoll ich als alte Jungfer Krebſe nach Jeruſalem hüten? — Na, warum denn nicht; wenn ich nur immer dich und die beiden Würmings hätt' . . . Das weiß man aber auch nicht. Alſo da iſt denn nu bei Poſen, bei unſerm Gut, einer aufgetaucht — — ſo weit ein ganz netter Menſch. Er hat auch 'n bißchen was. Der behauptet, ich wär'

wunderhübſch, und ich ſollt' ihn heiraten. Das iſt die Geſchicht'!"

„Da fehlt ja doch noch die Hauptſach'," nahm nun Hilde das Wort, die braunen Augen ſtarr auf Ida gerichtet. „Ob du ihn leiden magſt?"

„Je, das ſagſt du woll," warf Ida hin. „Kleining, dann braucht' ich dich nicht; dann wär' ich woll fix damit fertig. Aber — leiden mögen? — — Sie ſagen ja all', er wär' ein guter Menſch. Gripps? Nicht viel. Ne, das müßt' ich lügen. Und meinetwegen braucht' er nicht auf der Welt zu ſein: mir ſchlägt keine Ader nach ihm. Aber ſehr geſund, und nett gewachſen. Und die Leute reden mir zu. Und ich ſitz' da und denk': wie geht mir dies, wie geht mir dies!"

Hilde ſtand auf.

„Was haſt du?" fragte Ida.

Sie gab keine Antwort.

„Na, nu ſag mir was! — Ich hab' ja auf der ganzen Reiſ' gedacht: was wird Bräuning ſagen? Darum halt' ich ihn ja bloß noch hin; denn was er iſt, er ging' am liebſten morgen mit mir zur Kirch'. Und ich ſoll mich entſcheiden, ſagt er. Aber erſt muß Hilde, dacht' ich —"

„Und da fragſt du noch?" fiel ihr Hilde ins Wort. Ihre Lippen waren blaß geworden und bebten.

„Wieſo denn? Du meinſt —? — Was machſt du für ein Geſicht?"

„Weil ich dich ſo reden hör'; das ſchaudert mir durch die Knochen. Deinetwegen braucht' er nicht auf der Welt zu ſein; aber noch ein bißchen zureden, dann nimmſt du ihn. Wozu bin ich denn da? als Beiſpiel?"

„Du —"

„Iſt das nicht genug, daß ich todunglücklich bin?“

„Hilde!“ — Ida fuhr nun auch von ihrem Stuhl in die Höhe. — „Hilde!“

„Aber, Gott im Himmel, weißt du das noch nicht? Muß man dir's erſt ſagen? — Da hab' ich vorhin geſeſſen und hätt' mich gern totgeweint ... Und du kommſt und fragſt, ob ich dir zured', daß du auch ſo 'nen Fritz Diſtel nimmſt. Auch ſo ohne Lieb', weil der andre will. Und haſt all die Jahr' — all die Jahr' — —“

Sie krampfte die Hände zuſammen, ſie konnte nicht mehr ſprechen. Um ihre Augen war alles ſo wild, daß Ida, die ſonſt ſo tapfere, faſt vor ihr zurückwich. Röschen, wohl ein wenig aufgeſchreckt, zog einen Arm unter der Decke hervor und hob ihn; lag dann aber wieder ſtill.

„Hilde!“ ſtammelte Ida leiſe. „So ſchlimm war's doch nicht —“

„Dann iſt's ſo geworden,“ ſagte Hilde, auch die Stimme dämpfend. „So lang', wie es ſchlimmer werden konnte, iſt es das geworden! — Wenn du da warſt, war's beſſer, ja; an dir hab' ich viel ... Aber mir iſt nicht zu helfen, mir iſt nicht zu helfen. Ich winde mich, und wind' mich tot. Ich hab' einmal 'ne Geſchicht' geleſen, von einem, den böſe, grauſame Menſchen an eine Leiche angeſchmiedet hatten. So ähnlich iſt mir zu Mut —“

„Herr du meines Lebens!“ rief Ida.

„Einmal muß ich's ſagen; und ich hab' ja keinen auf der Welt, als dich! — Fritz Diſtel — — ich klag' ihn ja nicht an, ich ſag' nichts; er iſt wie er iſt, Gott hat ihn ſo geſchaffen. Mußt' ich ihn denn nehmen? — Aber es ſchlug mir damals ſo über'm Kopf zuſammen ... Und er iſt ſo brav, dacht' ich auch; und iſt mir ſo gut.

Und in ſeinem kleinen, runden Kopf, dacht' ich, hat er doch auch ſo gute Gedanken und ſo gute Worte ... Worte — Worte — — o, wie hatte Chriſtian Zöller recht! Der hat keine eigenen Worte! Er ſpricht nur immer, was andre geſagt haben; alle alten Redensarten von ganz Mecklenburg — ja, die hat er im Kopf. Und er bringt ſie an. Und ſie kommen immer wieder, kommen immer wieder. Ich weiß, wenn ſie kommen. Ich weiß alles, alles. Ich hab' 'ne Uhr zum Mann; jeden Morgen wird ſie aufgezogen. Und ich — mit all meiner Sehnſucht nach — — nach Gedanken und Wiſſen und allem Schönen, mein' ich — mit dieſem Lechzen und Hungern — — Ida!"

Sie ſchloß die Augen; dabei rang ſie aber die Hände.

„Ach Gott, ja," ſeufzte Ida, der das Herz kaum mehr ſchlug. „Aber deine Kinder, dacht' ich —"

„Die Kinder! die Kinder!" brach es jetzt aus Hilde hervor. „Ja, die ſüßen Kinder ... Was ſoll aber aus ihnen werden? Auch ſo ein Haufen Elend wie ich? — Was kann ich ihnen denn mitgeben auf den Lebensweg? Die Armut, und weiter nichts. O dieſe ewige Armut — wie drückt ſie — ich kann dir's nicht ſagen! Wie man ſich auch abrackert — daß einem das Mark aus den Knochen ſchwindet — denn die Stärkſte bin ich ja nicht — was nützt das alles? Wir kommen nicht auf! — Fritz thut, was er kann, o ja; mit Armen und Beinen — aber ohne Kopf. Er verſteht's ja nicht! Ein andrer wär' doch weitergekommen; aber er, Fritz Diſtel — — Er iſt wie die Krähen am See, wenn von denen eine fiſchen will, wie die Möwen fiſchen: ſie fliegt auch ſo über'm Waſſer

hin, zuweilen ſieht ſie was, dann zappelt ſie mit Beinen und Flügeln, daß ſie ſich nur in der Luft hält — und ſchnappt mit dem Schnabel — fängt auch 'mal ein Fiſchchen. Aber ſo im Dahinſauſen fangen, eins nach dem andern — daß ſie davon leben kann — das verſteht ſie nicht. So iſt Fritz. Nie kann er zu was kommen; nie! Und ſeine Kinder — ſeine armen Kinder ... Großer Gott — die ſind kein Troſt. Die ſind zum Verzweifeln!"

„Und ein Troſt ſind ſie doch," brachte Ida heraus, wenn auch mit Zagen, mit Mühe. „Du willſt es man nicht wahr haben; jetzt nicht. Und die Bücher — deine geliebten Dichter —"

„Das iſt aus!" rief Hilde und fuhr mit dem Arm durch die Luft. „Sag mir nichts von den Büchern; da ſtehn ſie: ich mag nicht mehr leſen. Die helfen mir nicht; können mir nicht helfen. Was die andern ſagen, was die andern denken — davon kann Fritz leben; ich nicht! — Ich hab' ſo viel geleſen, geleſen, um wieder in meinen Himmel zu kommen, um mich zu vergeſſen: auch Uhland — und des Knaben Wunderhorn — und was weiß ich alles. Ja, ja, ja, ſie haben's einmal gekonnt, haben mir geholfen; jetzt können ſie's nicht mehr! Nur immer den Mund an den Brunnen halten, trinken ... Ich kann nicht mehr trinken. Ich kann nichts mehr, nichts! nichts! — — Ja, kuck mich nur ſo an, als wär' ich verrückt. Ich wollt' ja, ich wär's. Ich kann nicht mehr! Ich kann nicht mehr!"

Sie hörte auf zu ſprechen, es ward ein unaufhaltſames Stöhnen, ein Schluchzen. Endlich warf ſie ſich mit ausgebreiteten Armen über den Tiſch und drückte das Geſicht darauf, von innerem Zittern geſchüttelt.

Ida blieb ſtehn, wo ſie ſtand, und ſchwieg. Ihrer redlichen Seele verging das Tröſten; „mein Gott, mein Gott!“ flüſterte ſie nur in ihrem ohnmächtigen Jammer unhörbar vor ſich hin. Sie ſah in dieſem Haus des Elends umher, ſah die Kinder in ihrem Bett ruhig ſchlafend liegen; „wie hab' ich mich auf die gefreut,“ dachte ſie, „nun kuck' ich ſie gar nicht an! — Ja, ja, Hilde und Fritz ... Hätt' ich ihn geheiratet, wär's ja nicht ſo ſchlimm; ich möcht' wohl auch oft die Wand anrennen, aber ich wüſch' ihm dann gehörig den Kopf, und ich hab' andre Schultern und 'ne harte Haut. Aber meine Hilde ...“ Sie fühlte tief, in ihrem Schweſterherzen, was Hilde für ein Blümchen war, ein ſüßes, roſiges, duftendes; der Morgentau muß es aber tränken, die Sonne muß es anlachen, ſonſt hängt es bald den welken Kopf auf den zarten Stengel. Wie ſtaunte ſie oft über Hildes Gedanken, über das Leuchten in ihren Augen; wie ahnungsvoll begriff ſie dann, daß aus dieſem „Kleining“ wohl etwas Großes hätt' werden können, wenn ein bißchen Glück ihr geholfen hätte. „Pegaſus im Joche!“ fuhr ihr jetzt durch den Sinn. Die Worte thaten ihr ſo weh. Sie konnte Hildes leiſes Aechzen und Schluchzen endlich nicht mehr anhören. Sagen mochte, wollte ſie nichts; ſie ſank auf ihren Stuhl zurück, drückte die Hände gegen ihre Ohren und machte die naſſen Augen zu.

Nach einer Weile richtete Hilde ſich auf. „Ach du!“ ſagte ſie mitleidig, da ſie die große Schweſter ſo hilflos niedergeſchmettert ſah. „Hab' dir die Ohren ſo vollgejammert. Ja, das iſt ein Wiederſehn —! — — Weißt du was, mein Herz? Komm lieber ein andermal wieder; heut bin ich doch — wie tot. Und wenn du noch lang'

bleibſt, ſo kommt Fritz nach Haus; das wird auch nicht luſtig. Wenn der ſo ſorgenvoll und verdrießlich fortgeht, wie heut, dann bringt er allemal 'nen — ſchweren Kopf aus dem Wirtshaus mit. Vertragen kann er ja nicht viel —"

„Aus dem Wirtshaus?" fragte Ida, die wieder in die Höhe ſchnellte. „Geht der jetzt ins Wirtshaus? Das that er ja doch nie!"

„Einmal fängt man an!" erwiderte Hilde mit einem kummergewohnten, harten Lächeln. „Wenn wir abends ſo bei einander ſitzen — wir ſagen uns kein böſes Wort; aber er iſt in Europa, ich in Amerika. Und das fühlt er doch. Ich glaub', er hat die Frau noch gern — aber 's iſt 'ne fremde Frau. Armer Fritz — er hätt' 'ne ganz andre gebraucht. Das wollt' er damals nicht einſehn; und jetzt iſt's zu ſpät! — Und dazu die Sorgen, die Sorgen. Da gibt's immer Wirtshausbrüder, die einem mit dem Finger winken: komm herein, Bruder, nimm 'nen kleinen Troſt zu dir! Das iſt das beſte auf der Welt, was du haben kannſt! — So iſt er mit ſeinen Sorgen ins Wirtshaus gegangen. Den andern Morgen flucht er über die Dummheit — und am Abend geht er wieder hin —"

„Hilde!" rief Ida aus. „Jeden Abend?"

„O nein. Was denkſt du; wo nähm' er auch nur die Groſchen her. Und er kämpft ja immer! Und ich helf' ihm dabei, kannſt du dir doch denken. Aber dann iſt's auf einmal, als packt' ihn einer hinten beim Schlafittchen und zög' ihn hinaus; und wie ein Schuljung' lügt er ſich aus der Thür und fort! — So war's auch heut abend. Da hab' ich mich hingeſetzt und — — ich weiß nicht, wie lange — —"

„Ach, Ida, geh fort! geh fort!“ ſagte Hilde plötzlich. „Es thut mir doch nicht gut, daß ich davon red'; mir iſt, als gingen alle Wunden wieder auf, als müßt' ich mich verbluten. Andern thut das woll gut; mir nicht. Sich ſo ausſtöhnen, wie die andern Frauen — nein, ich will nicht. Ich will nicht. Pfui! daß mir ekelt ... O Gott, gib mir einen andern Troſt ... Aber er gibt mir keinen. Idaſchweſter, komm morgen wieder — da bin ich wieder bei Sinn und Vernunft. Und wart' nicht auf Fritz; du ſollſt ihn ſo nicht ſehn. Ich will's nicht. Sei gut! Ich hab' dich lieb! Gute Nacht!“

Sie ſtieß ſie mit einem unſinnigen Lächeln von ſich, wie zur Thür. Dann riß ſie ſie aber wieder heran, umſchlang ſie und küßte ſie mit den brennenden Lippen ſo heftig auf den Mund, daß Ida die Zähne ſchmerzten. „Da iſt dein Tuch!“ ſtieß ſie noch hervor und warf es ihr auf die Schultern. Idas Kehle war wie verſchloſſen; nur noch ein ſtummer Blick, dann ſtürzte ſie hinaus.

Die Sterne ſchienen, die Nacht war heller geworden. Ida taumelte aber dahin, als ſähe ſie den Weg nicht; oder als käme ſie aus dem Wirtshaus wie Fritz. „O, dem will ich's ſagen!“ dachte ſie. „Der ſoll mich noch hören! — — Aber helfen thut's nicht. — Und wer ſoll Hilde helfen? Ach Gott! — Pegaſus im Joch. — Und die armen Kleinen. — Ich will als alte Jungfer ſterben, das weiß ich gewiß!“

VI.

Chriſtian Zöller kam vom nächſten Bahnhof gewandert; er war ſchon faſt zwei Stunden gegangen, in der

Frühnachmittagswärme eines Junitags; die weiche, bedeckte Luft ſchmeichelte ihm aber nur, er liebte ſie, ſeine Gedanken wurden dabei flügge wie bei gutem Wein. Als er das nördliche Ende des Sees erreichte und auf der kleinen Brücke ſtand, die über das eben herausgetretene Flüßchen führt, ward ihm doch gar weich ums Herz. Er blickte den langen See hinauf; vor nun sieben Jahren ſtand er hier zum letztenmal! Dort am flachen Ufer hatte er mit Hilde Mahlmann den übermütig fidelen Fiſchchen zugeſehn, die auf die großen Seeroſenblätter und dann wieder ins Waſſer ſprangen; — eine grüne Blätterdecke lag da wieder, von den kleinen ſilbernen Geſellen kam aber keiner heraus. Links, nicht weit vom See, konnte er ſein Wiedenfelde ſehn, ſogar ein Stück vom Dach des alten Hauſes, in dem er zur Welt kam; dort gab's nun weder Vater noch Mutter mehr; nur Bruder Karl wird ihn da dieſen Abend begrüßen, die kurze Pfeife im Mund, und mit ſeinem „göttlichen Phlegma" ſagen: „na, da biſt du ja! kommſt doch auch mal wieder ans Haus!" Weiter nach Süden, hart am Waſſer, ſtieg der Herrenhof von Seedorf auf; dort ſollte er Friederike wiederſehn, die ihm einſt ſo lieblich geäugelt hatte — aber als Friederike Riſtow, ſeines Riſtow Frau. Da hinten, wo der graue See im Grün verging, in dem weichen Duft des wolkenſchweren Tages, zogen ſich Häuſer und Bäume hin, wie verſchleiert, dicht zuſammengedrängt; Gollin! Da wohnte eine Büdnersfrau, die er gut gekannt hatte; Hildegard Diſtel hieß ſie jetzt. Er ſtand lange ſtill; er ſchüttelte den Kopf. Aus dem kleinen, dunklen Gewölk, das unter den regungsloſen Wolkenmaſſen langſam heranzog, ſchien das Schickſal, oder was man ſo Weltgeiſt nennt, auf ihn

herzuſchauen: „ja, du da!“ ſchien es zu ſagen, „meinſt noch Wunder wie jung zu ſein, aber deine ſiebenundzwanzig Jahre ſehen nun doch auch ſchon, wie das Leben iſt: es wechſelt gerne das Kleid. Sieh nur den neuen Beſatz und die bunten Flicken. Komm nur wieder nach ſieben Jahren, was mag's da für ein Narrenkleid tragen. Ja, ſo iſt die Welt!“

„Nein, nach Wiedenfelde geh' ich noch nicht,“ dachte er endlich, ſich aus dieſen Schickſalsgedanken aufraffend. „Muß erſt mal über den Hügel ſchauen, hinter dem ſich jetzt Steinhagen verſteckt; und mir das Mahlmannſche Häuschen anſehn; lief ſo oft als Junge hin — — es waren doch glückliche Zeiten!“ — Er ging weiter und hügelan, dann ins Dorf hinein; gleich am Anfang lag das kleine Haus. Ihm war, als ſei es noch kleiner geworden, noch tiefer in die Erde geſunken; die Fenſterchen ſtanden ja faſt auf dem Boden auf. War das immer ſo? Ach ja, es war wohl ſo ... Aber die Linde neben dem Haus hätt' doch wachſen müſſen; ſie kam ihm aber auch wie verkleinert vor, zuſammengegangen. Auf dem Strohdach lag dickes Moos, faſt wie Altgold ſchimmernd, da eben ein Sonnenſtrahl aus den Wolken trat. Ein paar Schwalben ſchoſſen hin und her; von den Tauben, die früher das Dach ſo oft mit ihren ſchillernden Farben ſchmückten, war nichts zu erblicken.

„Mutter Mahlmann!“ ſagte Chriſtian, da jetzt eine alte Frau aus der offenen Hausthür kam, die bekannte große, knochige Geſtalt, nur ein wenig hagerer geworden und nicht mehr ſo aufrecht. Frau Mahlmann hielt eine Hand über die Augen, als blende ſie das plötzliche Sonnenlicht; dann ſtieß ſie einen hellen, hohen Laut der Ver-

wunderung aus. „Das ist ja Christian!“ rief sie, fast in demselben Ton, mit derselben Stimme, mit der sie ihn vor sieben Jahren durchs offene Fenster begrüßt hatte. „Ne, wahrhaftig, das ist er. — Also Sie leben doch noch. Und wo kommen Sie so auf einmal her?“

„Man hat mich vom Galgen abgeschnitten,“ antwortete er. „Aber seit wann sagst du Sie zu mir, Mutter Mahlmann?“

Sie lächelte ihn unsicher an, während sie seine angebotene Hand nahm: „Je, das kam mir so. Weil du so 'ne Ewigkeit — — Und in dem feinen Rock — und alles!“ — Sie sah an ihm hinauf und hinunter; er war gar so stattlich, mit den breiten Schultern und der hohen Brust, mit dem schönen Vollbart — den hatte er damals noch nicht; kein Gedanke — und den blitzblauen Augen. Auch nahm es sich so gescheit aus, wie er lächelte. „Was für ein schierer Kerl!“ dachte sie. Dann fiel ihr aber ein, daß sie eigentlich noch immer etwas gegen ihn auf dem Herzen hatte — von dem Gewitter und dem Lindenbaum her — und sie sah so still und „einerlei“ in die Luft, wie es sich gebührte.

„Wie geht's, Mutter?“ fragte er, ohne das zu merken. „Einsam; wie?“

Seine gute, weiche Stimme gefiel ihr wieder. Sie gab aber nicht nach. „Ach was, einsam!“ erwiderte sie; „wer ordentlich was thut und sich abmaracht, der ist noch nicht einsam. Die Tage, die vergehn so — — das mußt du nicht denken. Und dann helf' ich bei andern Leuten; und mach' mich sehr nützlich. Wenn du denkst, ich bin so überflüssig —“

„Aber wer sagt denn das?“ fiel er ihr ins Wort.

„Ich weiß ja, du ſchaffteſt immer ſo viel wie drei. Aber daß du ohne die Kinder, meint' ich —"

„Die ſind ja nicht aus der Welt! Ich hab' ja meine Beine, auf denen lauf' ich nach Gollin — je, das glaubſt du nicht. Das glaubſt du doch? Na, dann iſt's gut. Aber das mußt du nicht glauben, daß ich meine Kinder und Enkel nicht ſeh': denn ſie kommen ja auch zu mir —"

„Freut mich, freut mich, Mutter!" ſchob er ein, ihre Schulter ſtreichelnd. „Und die kleine Hilde — der geht es gut?"

„Je, warum ſollt's das nicht?" — Sie legte ihr überlegenes, etwas ſcharfes Lächeln an, das er ſo gut kannte: „Wer brav iſt und ſeine Schuldigkeit thut, mein lieber Chriſtian, dem geht's immer gut! Seitdem daß bei Hilde die Dummheiten aufhörten — —"

Sie ſprach's nicht zu Ende. Durch ihren Blick aber ſagte ſie ihm: „Eure Dummheiten, die kenn' ich; mir macht man nichts weis. Damals unter dem Lindenbaum! — — Na, das iſt nu lange her . . ."

„Wer brav iſt und ſeine Schuldigkeit thut," wiederholte ſie, damit er ſie auch gewiß verſtünde, „dem geht's immer gut!"

„Das ſieht man an dir," ſagte Chriſtian ſchmeichelnd; ihm war heute ganz beſonders menſchenfreundlich ums Herz. „Du wirſt gar nicht älter; wie viel du auch erlebſt. Und bleibſt immer friſch!"

„'s iſt doch ein guter Jung'," dachte ſie jetzt. „Ach, mein lieber Chriſtian," gab ſie drauf zur Antwort, ihre braune Hand auf die ſeine legend, „mit der Friſche, das iſt nicht ſo ſchlimm. Bei der Schinderarbeit! Denn plagen

muß man ſich ja immer, und in den langen Tagen am längſten; denn der Winter fragt, was der Sommer verdient hat. Aber wenn mir mal was fehlt, ich rappl' mich immer wieder auf. Unterkriegen thun ſie die Mahlmann nicht! — Haſt du noch den alten Hammer gekannt, den alten Pächter Hammer, der dann in die Stadt zog? Ne? Hm! Haſt 'n nicht gekannt. Der war ſchon ſteinalt, aber immer noch 'n forſcher Kerl; und fuhr gern beim Friedhof vorbei, wenn er ſpazieren fuhr, und richt't' ſich dann im Wagen in die Höh' und hob ſo den Arm gegen den Friedhof hin: ‚ihr kriegt mich noch lang' nicht!' — So bin ich grad', Chriſtian. ‚Ihr kriegt mich noch lang' nicht!'"

Sie lachte. Chriſtian lachte mit.

„Ich vergeſſ' ja aber woll alle Höflichkeit!" ſagte ſie plötzlich. „Steht vor meiner Thür und ich laſſ' ihn ſtehn. Wenn's dir nicht zu einſam iſt bei mir, dann komm doch 'n bißchen herein!"

„Gern!" antwortete er und ging ins Haus. Es war alles ſauber, ordentlich, blank; — nur leer, nur auch wie ein Friedhof. In der kleinen, niedrigen Stube ſtand auch noch der alte Lederſtuhl, an ſeinem alten Platz; aber niemand ſaß drin. Chriſtian, den weichen Hut in der Hand, betrachtete den Stuhl eine Weile ſtumm; ſein Kopf bewegte ſich auf und ab.

„Du ſuchſt da woll wen," ſagte Mutter Mahlmann, die neben ihm ſtand. „Je, wie lang' iſt der nu tot! — Die letzten Jahre — du lieber Gott! — da hab' ich mit ihm viel Not gehabt. Und wie hab' ich mich plagen müſſen, daß wir man nicht verhungerten; denn der alte Menſch konnt' ja nichts mehr, war ja wie ein Kind.

Aber wenn ich ihn noch hätt' — — ich wollt' mich ja gern noch wieder plagen, Chriſtian. Es iſt doch ſo hart, wenn man auseinandergeht. Und es war ſo ein guter Menſch!"

„Das war er wohl," ſagte Chriſtian leiſe. Ihm kam ein ſonderbares Gefühl, als ſäße der alte Mahlmann unſichtbar auf dem Lederſtuhl, und als ginge von der kleinen Geſtalt, der geiſterhaften, ein ſtarker Hauch ſeiner Perſönlichkeit zu ihm herüber. Er empfand auf einmal, wie er's noch nie gethan, was für ein rührendes Dulderweſen dort gelitten hatte; ein armer Dorfſchneider bis zum Tod, doch auch rein und gut bis zum Tod, einer nach Jeſus' Sinn: „wie die Kinder", und „ihrer iſt das Himmelreich". Und er hatte nicht umſonſt gelebt, er war ſtärker geweſen als die ſtarke Frau: ihren gemeinſamen Kindern hatte er mehr von ſich mitgegeben als ſie, ſeine reine Güte, ſeine Andacht für alles Erhabene, Schöne, ſeine Sehnſucht und Begeiſterung. Denn auch in Ida war das alles, wenn auch blaſſer als in Hildegard. Ja, in dem Lederſtuhl ſaß er nicht mehr, aber er lebte fort . . .

Chriſtians ſtumme Bewegtheit ſchien die Alte anzuſtecken: ſie hob ihre blaue Schürze und wiſchte ſich an den Augen hin. „Na, und du?" fragte ſie endlich. „Haſt dich ſo fein gemacht. Na ja, wer Geld hat, der kriegt woll Schuh'. Haſt woll jetzt viel Geld?"

„Für gute Schuh' reicht es," entgegnete er, ſo verloren lächelnd. „Schlecht geht mir's nicht! — — Und bei Hilde, ſagſt du, geht's gut!"

Frau Mahlmann war eine Weile ſtill; darauf ſeufzte ſie. Als ſie vorhin an den Lindenbaum dachte, ſchien es ihr notwendig, ihm ihre Meinung zu ſagen und eine kleine gute Lehre zu geben; jetzt wollte die Wahrheit heraus, die

ihr auf der Bruſt lag. Da ſtand einer aus der alten Zeit, dem ſie noch nie ihr Leid geklagt, dem ſie ihr Herz noch ausſchütten konnte. „Ach, mein alter Chriſtian!“ fing ſie an, die Zipfel ihrer Schürze ineinanderwickelnd. „Alles iſt da auch nicht gut. Na, wo wär' das auch. Und die kleinen Dirns — da ſag' ich nichts. Ein rechter Augentroſt für 'ne alte Großmutter. Aber da iſt ja nichts vorn, nichts hinten; ſind ja nackt wie die Regenwürmer. Die kommen nicht hoch!“

„Hilde und Fritz?“ fragte Chriſtian betroffen; ſeit Jahren hatte er kein Wort gehört.

„Na ja. Diſtels in Gollin. Ich will meinen Tochtermann ja nicht ſchlecht machen, fällt mir gar nicht ein; aber wenn ich das ſo mit anſeh' — — Er läuft immer im Kreis herum, wie ein altes Pferd bei der Häckſelmaſchin', er kommt nicht vom Fleck. Ich hab' gedacht: ach, der macht ſich noch; — je ja! je ja! da hab' ich mich in die Neſſeln geſetzt. Bei dem macht ſich nichts! — — Ich ſag' ihm nichts Böſes nach, Chriſtian; es iſt man, daß ich davon red' —“

„Ich weiß,“ unterbrach er ſie. „Aber Fritz Diſtel, dacht' ich, das iſt ein richtiger Bauer, einer, der Knochen hat und ſie auch rührt —“

„Ach ja, rühren thut er ſich; aber du weißt ja, wenn's nicht buttern will, dann buttert es nicht! — Und Hilde — — ich weiß nicht. Da werden die Augen immer größer und ſie wird immer kleiner; und — — ſie ſollt' ihn in die Höh' kriegen, dacht' ich; aber das iſt auch man ſo. Da iſt keine Paſſung!“

Sie brach nun doch ab, als hätte ſie ſchon zu viel geſagt. Wozu mußte der das wiſſen ...

„Aber ſetz' dich doch!" ſagte ſie und wiſchte mit ihrer Schürze über den Stuhl. „Du, 'ne Zieg' hab' ich wieder; aber die Tauben hab' ich an Hilde gegeben; die war immer ſo für Tauben, weißt du."

Sie ſeufzte. „Ne, da iſt keine Paſſung!" wiederholte ſie ganz, ganz leiſe; es wollte doch noch einmal heraus.

„Ich dank', Mutter, ich muß fort!" ſagte Chriſtian, der plötzlich aus ſeinen Gedanken auffuhr. „Ich will heute noch — — Wie lange geht man von hier nach Gollin?"

„Du mit deinen langen Beinen, zwei Stunden," erwiderte die Alte. Sie riß aber die Augen auf: „Willſt du da noch hin?"

„Mir iſt ſo," antwortete er. — Ihm war nicht gut um die Bruſt herum: Hilde ſo in der Dürftigkeit; ‚die kommen nicht hoch!' Seine kleine Hilde, die Poeſie ſeiner Jugend, in den Staub gedrückt; der Schmetterling vollends in den Sumpf verirrt . . . „Wenn ich da helfen könnt'!" fuhr ihm durch das raſche, weiche Herz. „Etwas hätt' ich übrig! So arme Leute brauchen ja nicht viel — aber zur rechten Zeit. Und wenn ich dann auch erſt morgen nach Wiedenfelde käme —"

„Willſt Hilde und Fritz beſuchen?" fragte die Alte.

„Ja, Mutter," ſagte er und gab ihr die Hand. „Will mir auch den kleinen Augentroſt anſehn. Soll ich von dir grüßen?"

Sie ſeufzte noch einmal und nickte.

„Bleib geſund, Mutter! — Ich komm' wieder!"

Damit lief er ſchon aus der Thür.

Der Weg nach Gollin ging durch das lange Dorf

Steinhagen und dann immer in einiger Entfernung vom See; „so geh' ich aber nicht!" dachte er, als er auf der Landstraße stand und das Dorf entlang sah. Er wollte den schönen See nicht verlassen; alte Fußpfade fielen ihm ein, aus der Knabenzeit; und irgendwo, irgendwie kam man immer durch. Ihn lockte wohl auch der Lindenbaum, ohne daß er's wußte; denn alles, was ihm ein Schicksal bedeutete, war seiner selbstbeschauenden Seele wichtig. Sein Weg führte ihn dort vorbei. Die Linde stand noch, sie hatte schon Blütenknospen; das Gebüsch um sie her war aber weggehauen, man blickte von hier nun frei auf den See. Er lag spiegelglatt, denn es rührte sich kein Wind. Vom Schilfrohr am Ufer kam Rohrdrosselngesang.

Christian horchte eine Weile, träumerisch, gerührt; — „ja, hier nahm die erste Jugend ein Ende!" sprach er dann vor sich hin. „Nicht empfindsam werden; gut, daß sie dieses Ende nahm. Gut, daß Hildegard mir nicht zu gut war ... Ich bin nun — — Freilich, was bin ich nun? Ich bin noch nicht viel. Der Berg ist noch hoch. Aber ich steige doch. ‚Die kommen nicht hoch', sagt die alte Mahlmann; aber ich komm' hoch!"

„Nun aber weiter! weiter!" rief er sich an, und mit seinen raschen Schritten ging er auf der Höhe am Wasser fort. Aus dem Röhricht unten arbeitete sich ein Boot heraus; ein langer, wohlgekleideter Mann stand aufrecht darin und stieß mit einem Ruder gegen den seichten Grund. Eine Dame in hellem Kleid und zwei Herren saßen. „Kenn' ich denn die Dame nicht?" dachte Christian, der im schnellen Gehen hinsah. „Nein — doch wohl nicht. Aber der Hellgraue da ... Das ist Ristow!"

„Herr Zöller! Herr Zöller!“ rief in demſelben Augenblick die Stimme der Dame im Boot. Friederike — nun war ſie's unzweifelhaft — richtete ſich ein wenig auf, winkte dann mit dem Taſchentuch. Auch die Herren riefen: Riſtow und der ſtehende Plittendorf; nur der dritte nicht, den Chriſtian nicht kannte.

„Komm herunter!“ ſchrillte Riſtows hohe, etwas heiſere Stimme. „Kommen Sie herunter!“ rief Friederikens heller Sopran, übermütig luſtig. „Im Boot iſt noch Platz! Hier ſind alte Freunde!“

Das Boot, wieder in offenes Waſſer gekommen, ſchwamm nun, da Plittendorf ſich zum Rudern ſetzte, zu einer rohrfreien Uferſtelle heran. Chriſtian ſtieg hinab; „ich komme, um die Herrſchaften zu begrüßen!“ rief er; „einſteigen kann ich nicht. Ich muß weiter!“

„Wohin denn?“ ſagte Riſtow. „Nein, nein!“

„Wohin müſſen Sie?“ fragte Friederike. Ohne eine Antwort zu erwarten, fuhr ſie fort: „Dahin können Sie immer noch. Erſt zu uns ins Boot! Uns ſo vom Ufer aus begrüßen laſſen — dazu ſind wir zu ſtolz. Dann ſtoßen wir wieder ab; kehr' um, Vater, wenn er nicht will. Steigen Sie ein oder nicht?“

„Ich ſteige ein,“ erwiderte Chriſtian lächelnd, unten am Waſſer ſeinen Hut ſenkend und ſich tief verbeugend. „Gnädige Frau, Sie ſind noch die alte! — Auf ein paar Minuten. — Von Seedorf bis in dieſe Ecke gerudert — das iſt ein ganz hübſches Stück!“

„Wir ſind Waſſerratten,“ ſagte Friederike; „das heißt, mein Vater und ich. Die andern, die müſſen mit! — Sehen Sie, da vorn können Sie noch ſitzen; als Gallion. Nur herein; und geben Sie die Hand, mir

auch. Was machten Sie da oben am Ufer? Woher kommen Sie?"

„Von der nächsten Station. Meine Sachen fahren, ich gehe."

„Von der Stadt? Da ist dieser Herr jetzt Referendar, wacht über die Gesetze. Herr Müllner; unser neuester Freund!"

Friederike deutete mit dem Zeigefinger auf den dritten Herrn, der ihr gegenübersaß; einen schlanken, jungen Menschen, der eine auffallend zarte, weiß und rot leuchtende Haut, etwas kleine, blaugraue Augen und einen burschikos eitlen Ausdruck hatte. Christian sah ihn flüchtig an; dann stockte ihm das Herz, da er den Gegensatz zu dieser Jugendblüte, den erschreckend verfallenen Ristow betrachtete. Aus dem weich runden Gesicht war nicht sowohl die Rundung als alle Farbe und Frische geschwunden; die Haut hatte etwas sonderbar bleichbläulich Totes, die Augen blickten farblos, matt unter den schwachen Brauen hervor. Eingefallen schien die Brust zu sein. Wie ein höhnischer Prunk erschien daneben die üppige Büste der so wunderbar entfalteten, königlichen Gestalt seiner Frau; — „kein Wunder," dachte Christian, „daß ich sie nicht gleich erkannte: die war eine Rosenknospe und jetzt hat sie hundert Blätter!"

„Nun, Herr Zöller?" nahm Friederike wieder das Wort, nachdem sie ihn auch mit ein paar raschen Frauenblicken gemustert hatte. „Ja, richtig, ich muß Sie auch noch vorstellen; — Christian Zöller aus Wiedenfelde, Schriftsteller, aufgehender Stern. Nun, wie hoch stehn Sie jetzt? Sie wollten ja diesem See nicht eher wieder die Ehre erweisen, als bis Sie den Zenith oder ich weiß

nicht was erklommen hätten. Und Briefe geschrieben haben Sie auch so viel wie gar nicht; Ristow hat oft über Sie gestöhnt, oder gescholten. Sind Sie jetzt als Stern am Himmel sichtbar?"

Christian lächelte: „Das noch nicht. Auf den ‚Stern' bin ich auch nicht eingeschworen; das war nur Ristows Phantasie, und die war durch Freundschaft vergiftet. Aber ob zukünftiger Sirius oder nicht — ‚so ein bissel was' bin ich doch geworden; sonst wär' ich nicht hier. Mein erstes Lustspiel war glänzend durchgefallen — Ferdinand Ristow weiß es! — mein erstes Schauspiel hat jetzt Erfolg. Einer der gnädigen Herrn Kritiker glaubt bereits an meine Zukunft; ein andrer schreibt, den Franzosen abgelauscht: ‚er verspricht!' — Dann hab' ich einen Band Feuilletons herausgegeben, unter falschem Namen und unter einem ziemlich wahnsinnigen Titel; der hat dem Buch aber nicht geschadet. Auf die Nachricht von der zweiten Auflage, die mir der Verleger schickte, bin ich hieher abgereist."

„Bravo!" rief Friederike. Ihre Augen glänzten.

Der Referendar sah Christian aufmerksam, mit beginnender Achtung an. Plittendorf, mit dem Rudern innehaltend, lächelte in seiner großen Manier: „Dann bereue ich also nicht, Herr Zöller, daß ich Sie damals — nach dem Wetterschlag, wissen Sie — wieder zum Leben gebracht habe. Bitte, ich verlange keinen Dank von Ihnen; mir soll genügen, daß ich so eines Tages in die deutsche Litteraturgeschichte komme. ‚Einem hochherzigen Gutsbesitzer, August Plittendorf aus Hamburg, verdanken wir einen unsrer gefeiertsten Dramatiker, Feuilletonisten und Romanciers' — denn ich denke, Romancier, das kommt auch noch!"

Der hochherzige Gutsbesitzer lächelte nochmals: er freute sich über sich selbst, daß er einen Bauernsohn aus Wiedenfelde, der seine Tochter einst in dummes Gerede gebracht, mit so versöhnlicher Grandezza begrüßt hatte. Ristow sagte nichts; neben Plittendorf ward er immer still. Er hielt aber seinem Christian die blasse kühle Hand hin; seine aufleuchtenden Augen sagten: „ich freue mich!" — Doch eben in dieser Freude sah er aus wie vom Tod gezeichnet. Christians Herz, das schon erschütterte, zog sich ganz zusammen. Er drückte die feuchtkühle Hand; er wollte ihm etwas Gutes sagen und brachte doch nichts hervor als: „Guter Ferdinand!"

„Ja, ja!" tönte Plittendorfs wohlmeinende und wohlklingende Baßstimme: „Sie finden Ihren Freund verändert; das ist ja leider eine Thatsache, die sich nicht wegleugnen läßt; der Kummer unsres Hauses, natürlich! Als die Kinder heirateten, wissen Sie, da nahm ich ihn auf Kredit" — er lächelte, mit so viel Gemüt, als sich gehörte — „ich dachte: die Hochzeitsreise nach Aegypten und dann die Ehe, die machen ihn gesund! Ja, aber wer täuscht sich nicht? Manchmal täusch' ich mich leider auch. Erst machte seine Gesundheit Fortschritte, dann aber wieder die Krankheit; das ging dann immer so hin und her. Wie wenn Zwei sich messen wollen und beide einen Tisch anfassen oder irgend was: so, nun zieht! wer den Tisch herüberzieht! — Das beste ist noch bei alledem, daß wir Seedorf haben: da hat er alle Bequemlichkeit der Welt — denn was Eigenes bewirtschaften, lieber Gott, das ist aufgegeben, dazu reichen seine Kräfte nicht — und er hat unser gutes Sommerklima, und hat die Frau, und hat mich. Im Winter — — nun, das findet sich. Wir

leben für seine Gesundheit, Herr Zöller. Ich lebe für die Gesundheit meines Schwiegersohnes. Der Erfolg ist in Gottes Hand!"

„Was sagt Ristow dazu?" dachte Christian und blickte ihn verstohlen an. Ristow sagte nichts. Eine matte Resignation lag auf dem bleichen Gesicht, als hätte er den beiden, die „für seine Gesundheit lebten", der Frau und dem Schwiegervater, das Reden anheimgegeben, vielleicht auch das Denken. Er lächelte einmal Christian an, dann sah er wieder in die Luft. Hinter ihm hatte Friederike, während Plittendorf sprach, eine Binse, die sie vorhin am Ufer ausgerissen hatte, von der Bank genommen und die kleine Nase des Referendars damit zu kitzeln gesucht; die Aufgabe des jungen Mannes war, sein hübsches Antlitz bewegungslos still zu halten und die zarten Angriffe der Binsenspitze mit indianischer Nervenruhe zu ertragen. Jetzt warf sie die Binse hin, tauchte ihre schmale, musterhaft gepflegte Hand ins Wasser und spritzte damit nach Herrn Müllners Gesicht. Sie hatte sich offenbar die Aufgabe gestellt, eben nur das Gesichtchen zu treffen, seine Kleider nicht zu benetzen, selbst den Hemdkragen nicht. Entweder hatte sie viel Talent oder Uebung: es gelang ihr immer. Der Referendar lächelte wohl einmal, aber er hielt still.

„Für einen ‚neuesten Freund'," dachte Christian, „behandelt sie ihn zutraulich genug! Und als ginge der kranke Mann sie nichts an . . ."

Doch während Friederike noch einmal nach dem zarten Gesicht des Herrn Müllner zielte, warf sie auf Christian einen Seitenblick, der wie eine heimliche Frage kam und dann offenherzig forschend auf ihm stehen blieb. Sie ließ

ihre Hand im Waſſer hängen, ohne zu ſpritzen; der Referendar wartete noch immer, ſie hatte ihn vergeſſen, oder ſie wollte dem andern zeigen: ich vergeſſe ihn. Ihre grünlichen Augen ſahen den „aufgehenden Stern“ wieder ganz wie damals vor ſieben Jahren an, als ſie mit ihm auf ihrem Parkſee fuhr und ihn über Hildegard Mahlmann ausfragte und wie es in ihm ausſehe. Nur war um die Augen herum alles anders geworden, nicht geiſtiger, aber blühender, voller, frauenhafter — wohl auch verführeriſcher. Und ihr Blick war ſo klug. Er ſchien ihm ſo viel zu ſagen, ſo verſchleiert deutlich, als hätte ſie's in der großen Welt, in dem „Babel an der Spree“ gelernt. In aller Geſchwindigkeit ſchien er ihm zu ſagen: „Nun, wie wird es diesmal mit uns? — Häßlicher biſt du nicht geworden; eher im Gegenteil. Du hältſt dich wohl für ſehr gefährlich, Freund. Vielleicht bin ich auch gefährlich“ . . .

Ein Mißgefühl, aus dem eine unſinnige, unklare Freude ward, ging ihm durch die Bruſt. „Aus dir iſt ja wohl eine Erzkokette geworden,“ dachte er mit einer Art von Entrüſtung; und doch war ein eitles Lächeln in ihm. Es kam etwas von der Frau herüber, das ihn ähnlich anſchmeichelte wie dieſe weiche Juniluft. Ihrem erſten langen Blick hatte er nur ſtand gehalten; als nun ein zweiter kam, gab er ihn zurück — er wußte ſelber nicht, wie. „Vor dir muß man ſich aber hüten, ſcheint mir!“ fuhr ihm dabei durch den Kopf.

Friederike erlöſte ihren Jüngling, indem ſie noch einmal einige Tropfen gegen ſeine Stirn ſpritzte; dann richtete ſie ſich auf und wandte ſich ganz zu Chriſtian. „Und Sie bleiben nun doch lange hier?“ fragte ſie. „Dieſen ganzen Sommer?“

„Was denken Sie, gnädige Frau!“ antwortete er verwundert lächelnd. „In acht Tagen will ich wieder fort.“ —

„In acht Tagen wollen Sie wieder fort? — Das verſteh' ich nicht. Dann ſteigen Sie nur gleich wieder aus, ſchwimmen Sie ans Land! — Sie ſind wohl zu ſtolz geworden, um in Ihrem alten kleinen Vaterhaus zu wohnen?“

„Aber denken Sie doch nicht ſo ſchlecht von mir,“ erwiderte er, etwas ernſter lächelnd. „So lang' wie ich lebe, bleibt mir mein altes Dachſtübchen gut genug! Und mein Bruder wär' froh, wenn ich lange bliebe; wir vertragen uns gut. Wir vertrugen uns wenigſtens immer gut. Aber es war mir —“

„Gar nicht in den Sinn gekommen,“ fiel ſie ihm ins Wort, „'mal wieder ordentlich zu Hauſe zu ſein!“

„Allerdings nicht, nein. Ich hatte nur gedacht: fahr' auf acht Tage hin, um deinen See und die Heimat —“

„Zu ſehn!“ fiel ſie wieder ein. „Aber das iſt eben nicht genug: Sie ſollen die Heimat auch hören, fühlen, riechen und ſchmecken! Sie waren ihr ja ſo lange untreu, daß es eine Schand' iſt. Was denken Sie denn von uns? Wir haben hier noch nie einen Dichter gehabt, wir wünſchen uns ſchon ſo lange einen; und nun kommt einer, der uns gehört, der aus Wiedenfelde iſt. Alſo unſer Seedichter. Den werden wir ja doch feiern —“

Sie nahm die weggeworfene Binſe wieder auf und bog ſie zuſammen, als Kranz für Chriſtians Kopf. „Nein!“ ſagte ſie dann aber, „die nicht, damit hab' ich Herrn Müllners Naſe gekitzelt!“ Sie warf ſie ins Waſſer; auf dem Boden fand ſie noch eine zweite, aus der „wand“

ſie überraſchend hurtig, was ſie wollte: „einen Seekranz!“ ſagte ſie mit einem ausgelaſſenen, anmutigen Lächeln, „für den Seedichter!“ und ſetzte ihn Chriſtian auf das krauſe Haar. „Nein, bitte, keinen Dank, ſag' ich wie mein Vater. Aber, was glauben Sie, das iſt erſt der Anfang! Wir werden Ihnen Feſte geben; mein Vater wird eine ſeiner berühmten Tiſchreden auf Sie halten —“

„Um Gottes willen!“ rief Chriſtian aus.

Sie fuhr aber fort: „Das iſt ſeine Force; er hat ſchon einen kommandierenden General und einen Miniſter wahnſinnig glücklich gemacht! — Dann aber müſſen Sie uns Ihre Werke auch zu leſen geben; wir ſind hier leider ſo ungebildet, daß wir ſie noch nicht kennen —“

„Sie ſind ja noch nicht gedruckt!“ ſagte Riſtows angeheiſerte Stimme. „Und aus tückiſchem Stolz zeigt er ſie ja nicht!“

„Aber die Feuilletons ſind gedruckt; alſo die geben Sie her! Oder beſſer, Sie leſen ſie uns vor, nach und nach, unter unſern alten Ahorns, auf unſerm kleinen See, oder auch auf dieſem; mit einer Krone von Waſſerroſen auf dem Kopf. Und Sie überwinden Ihren ‚tückiſchen Stolz‘ und zeigen uns auch die ungedruckten Werke; das durchgefallene Luſtſpiel, das Schauſpiel mit dem ſchönen Erfolg. Und was ſonſt noch im Koffer iſt. Und dann ſagen wir Ihnen unſre Meinung, als Eingeborene, als Ihre Familie; denn das ſind wir doch. Die Leute vom See! So vergeht der Sommer ... Sind Sie einverſtanden?“

Sie verſchwendete das ſchönſte Lächeln an ihn, das ſie je für einen Menſchen hergegeben hatte; Riſtows

waſſerhelle Augen hatten noch kein ſo ſchönes geſehn. Es ſchien auch anſteckend zu ſein, denn um Chriſtians Lippen, die ſich bis dahin mit einem gewiſſen Trotz zuſammengezogen hatten, begann nun ein ähnliches zu ſpielen, wenn auch nicht ſo weiblich berückend. „Ich werde jedenfalls möglichſt — artig ſein," entgegnete er heiter, um ſich nicht durch beſtimmte Worte zu verpflichten. „Wenn man hier am See ſo nixenhaft liebenswürdig iſt!"

Friederike hob drollig einen ihrer langen Finger: „Nixen können bekanntlich ſehr liebenswürdig, aber auch ſehr ungemütlich ſein! Je nachdem die Leute zu ihnen ſind. Jetzt, hoff' ich, werden Sie vorläufig mit nach Seedorf fahren . . . Warum ſchütteln Sie den Kopf? — Ach ja, Sie wollten irgendwo hin. Wohin denn?"

Er errötete zu ſeinem Verdruß, wenn auch nur für einen Augenblick. „Nach Gollin!" ſagte er dann und lächelte dazu, ohne zu wiſſen, warum. „Zu einer alten Freundin; — Sie kennen ſie ja auch."

Jetzt fiel ihm erſt ein, daß Hilde vor ſieben Jahren aus Seedorf geflohen war, vor dem Vater und auch vor der Tochter. „Ich hab' fortgemußt," hatte ſie ihm im Fährgarten bei Roſtock oder unterwegs geſagt . . . Weiter wußt' er nichts mehr. Was hatte ihr Friederike gethan? Es war ihm wie ein vergeſſener Traum.

Friederike nickte: „Hab' ich's doch gedacht! Zur kleinen Frau Hildegard Diſtel, mit den ſchönen Augen; — o, ich hab' ſie wiedergeſehn, ich war auch einmal dort. Das iſt jedenfalls rührend, daß Sie gleich am erſten Tag — — Aber das dulden wir Nixen nicht!"

„Das dulden Sie nicht?"

„Nein! — Ich will Ihnen was ſagen, Herr Zöller: es wär' ja ebenſo dumm wie ſchlecht, wenn ich Ihre perſönliche Freiheit beſchränken, Anforderungen an Sie ſtellen wollte. Wie würden Sie mich auslachen, nicht wahr. Sie fangen auch ſchon an ... Das iſt nur ſo ein Lächeln? Gut. Aber Eines laſſ' ich mir nicht gefallen, das verbietet mir mein Frauenſtolz: daß Sie jetzt bei mir in meinem Boot ſitzen, auf dem Weg nach Seedorf, und doch wieder zuerſt zu der kleinen Frau gehn. Ja, wieder! Damals, als Sie fortzogen, und ein achtzehnjähriges junges Mädchen, ein langer Bleiſtift, Sie gebeten hatte: kommen Sie doch noch einmal zu uns! da ſchüttelte der junge Löwe ſeine dunkelblonde Mähne und verſchwand auf Niewiederſehn; zu der kleinen Hilde aber wanderte er noch hinaus, — wurde dann von meinem Vater gerettet. Heut dürfen Sie mir das nicht noch einmal anthun; ſonſt muß ich ja in den See ſpringen. Sehen Sie das ein?"

„Gnädige Frau —"

„Sie ſehen es alſo ein! — Morgen und alle Tage können Sie Ihren kleinen Sonnenſchein beſuchen; heut ſchenken Sie ſich Ihrem Freund Riſtow und mir. Am Abend, oder wann Sie wollen, laſſen wir Sie nach Wiedenfelde fahren. Ich verſpreche Ihnen dafür, ſo liebenswürdig zu ſein, wie ich irgend kann. Rührt Sie das nicht? — Ja, es rührt ihn endlich. Alſo nach Seedorf, Vater!"

Sie nahm nun ſelber zwei Ruder — es lagen deren vier im Boot — und das ſchlanke Fahrzeug ſchoß über den ſtillen Spiegel hin, auf das Herrenhaus von Seedorf zu.

VII.

„Nun iſt er ſchon vier Tage in Wiedenfelde!“ dachte Hildegard, im Gärtchen zwiſchen ihren Obſtbäumen hantierend, die ſo rüſtig gewachſen waren. „Vier Tage, und noch nicht bei mir!“ — Es hätte ſie nicht gewundert oder betrübt, wenn ihr nicht die Mutter am Sonntag erzählt hätte, daß er von ihr fortgelaufen ſei, um nach Gollin zu gehen. Warum kam er dann nicht?

Sie fühlte, daß ſie ihren Kopf hatte hängen laſſen, und richtete ihn zornig auf. „Mit dieſem ewigen Sichwundern und Fragen und Grübeln!“ ſagte ſie vor ſich hin. „Was wir Menſchen dumm ſind! Ueber alles, was wir nicht gleich begreifen, zerbrechen wir uns den Kopf, denken an tauſend dumme und geſcheite Möglichkeiten — und dann kommt als Aufklärung die allerdümmſte, an die hatten wir nicht gedacht!“

Sie ſuchte wieder Raupen von ihrem liebſten Birnbaum ab; raſcher Hufſchlag von der Straße her fiel ihr dabei aufs Ohr, ſie horchte. Da ſie hinter ihrem Haus war, konnte ſie nichts ſehen; nach einiger Zeit wurden aber durch ihre Bäume durch, weiter nach dem Dorf zu, ein paar Reiter ſichtbar. Sie flogen nur wie Haufen von Farben hin; der eine ſchien eine Dame zu ſein. Der dumpfe, gleichmäßige Schlag der Hufe klang noch eine Weile; ihrem taktliebenden, rhythmusfrohen Ohr fielen dabei Verſe ein, die zu dieſem Dumdumdum paßten. Sie ſetzte aber ihre Arbeit fort.

„Hilde!“ hörte ſie auf einmal, ganz in ihrer Nähe. Als ſie erſchrocken aufſah, ſtand Chriſtian, in einem braunen Sommeranzug, neben ihrem Herzkirſchenbaum;

unter ſeinem fremden Vollbart ſein bekanntes Lächeln. Es ſchlug ihr ordentlich aufs Herz. Sie faßte ſich aber geſchwind. „Guten Tag, Chriſtian!“ ſagte ſie freundlich und nur ſo ein wenig verwundert. „Wo kommſt du denn ſo plötzlich her? Ich hab' dich gar nicht gehört.“

„Ich bin leiſe durchs Haus und herausgegangen,“ ſagte er mit ſeiner warmen Stimme und gab ihr die Hand. „Wir ritten heute Morgen um den See herum, Riſtow und ſeine Frau und ich; als wir jetzt nach Gollin kamen, bin ich zurückgeblieben. Mein Pferd hält ein Dorfjung'. Riſtow mußte weiter, er wurde ſchon ſchlaff; es war ihm doch zu viel. Ich ſtieg ab, um dich endlich zu ſehn!“

„Dazu haſt du den Mut gehabt?“ fragte Hilde lächelnd. Das Lächeln ſollte nur harmlos, gleichgültig-freundlich ſein; aber ein wenig bitterte es wohl doch.

Ihm ſchoß das Blut ins Geſicht. „Warum? Weil ich mit Riſtows —? — — Es ſieht allerdings ſo aus, als verdiente ich dieſen Stich. Ich war jetzt — täglich bei Riſtows; davon haſt du wohl ſchon gehört? — Nein? — Es iſt aber ſo. Gleich den erſten Nachmittag wollte ich zu dir; da erwiſchten ſie mich und ſchleppten mich in ihrem Boot nach Seedorf hinüber. Seitdem finden ſie täglich einen neuen Vorwand, mich zu ſich zu locken und nicht wieder fortzulaſſen. Sie ſind wirklich erfinderiſch ... Der arme Riſtow iſt krank; ich bin ihm ein Labſal. Du weißt wohl noch: der ſo an mir hing — der mit der norwegiſchen Reiſe —“

„O, ich weiß, ich weiß,“ unterbrach ſie ihn. „Ueberhaupt, mach' dir doch keine Gedanken; entſchuldige dich doch nicht! Mir hatt' nur meine Mutter geſagt, daß du

kommen wollteſt; ſonſt hätt' ich mich nie gewundert, nicht 'nen Augenblick, wenn du gar nicht kamſt. Das iſt das Richtige, hätt' ich gedacht, und iſt auch das Beſte: wir haben unſre Zeit gehabt und die iſt vorbei. Zuſammengehören können wir nicht mehr; du biſt Berliner geworden und ich bin verbauert. Ach nein, nur nichts Halbes. Auf Halbheiten ſteht der Tod!"

„Iſt das dein Ernſt, Hilde?" fragte er, mit den klugen Augen forſchend.

„Denkſt du, ich ſpaß' mit ſo was? — Unſre Kinderzeit war ſo ſchön; die kann ja auch ſo bleiben — wenn wir ſie nicht nachträglich durch die dummen Rückſichten und die falſchen Gutmütigkeiten und all das verpfuſchen. Aus dir iſt ja was geworden, nicht wahr; — man ſieht dir's ja an. Und ich hab' mich umgekehrt ſo ſchön eingekapſelt; hab' mich ſo verbauert — — was denkſt du? ich mach' alles mit. Ich freu' mich ſchon: wenn wir wieder mähen werden. Und im Winter dreſch' ich — auf Deuwel hol' —"

„Du?"

„Na ja; was kuckſt mich ſo an. Weil ich klein und behend' bin? Das macht nichts; die Muskeln ſind die Hauptſach'; die hab' ich. Und die Luſt dazu! Ich bin dir ſo die richtige Bäuerin geworden —"

„Meinſt du? — Siehſt nicht ſo aus!"

„Siehſt nicht ſo aus," wiederholte ſie etwas ungeduldig. „Immer nur nach dem Augenmaß. Ich leb' aber drin! — Jetzt ſchlag' ich mich hier mit den Raupen herum; was die in dieſem Jahr für Not machen, da iſt das End' von weg. Meine Dirns ſind grad' im Herrenhaus, bei ihrer Tante; ſonſt müßteſt du ſie doch mal

ſehn! Im Herbſt geht Röschen zur Schul'; ſie hat aber bei mir ſchon leſen gelernt; das kleine Ding iſt ſo klug — und hatt' ſo viel gebeten. Ida iſt eher ein Dümming. Na, wenn ſie nur auch 'ne richtige Bäuerin wird; ſo wie ihre Mutter!"

Chriſtian ſah ſie ſchweigend an. Er ſchüttelte langſam den Kopf. Eine Bäuerin? Die? Eine, die ſolche Gedanken, ſolche Worte hatte? — Freilich ſuchte ſie dann auch platte, bäuriſche Worte; — warum ſuchte ſie die? Was wollte ſie? — Und dieſe Geſtalt, dieſer Kopf ... Mutter Mahlmanns Worte fielen ihm ein: „Da werden die Augen immer größer, ſie wird immer kleiner." Ja, es überlief ihn, in dieſe Augen zu ſehn, die ihn zuweilen mit falſchem Lächeln anblickten und ſich dann verſteckten. Uebergroß aufgeſchlagene, gleichſam überfüllte Augen; wohl nicht mehr an Lächeln, ſondern an Weinen gewöhnt; Märtyreraugen! dachte er. Aber ſüß, hold, verklärt; Friederike hatte recht, die ihm dieſen Morgen, im Reiten, von der Murilloſchen Halbfigur der „unbefleckten Empfängnis" geſprochen hatte, an die ſie durch Hilde Diſtels Geſicht erinnert worden ſei. Ja, auch die feine Naſe, der Mund waren wie auf jenem frommen, tiefernſten Antlitz; nur alles nicht ſo ſpaniſch. Er wußte das Schaufenſter noch, unter den Linden, in dem er irgend eine Nachbildung jener Madonna geſehn hatte. Damals war ihm Hilde dabei eingefallen; ſchon damals ... Wie anders ergriff ihn aber jetzt die ſchmerzliche Aehnlichkeit! So verſchiedenes Schickſal: die eine von ihrem Gott emporgezogen, die andre hinabgedrückt. Die eine ſelig, die andre unſelig. „Ja, ja," dachte er, „du biſt unſelig; ich ſeh', ich fühl' dir's ja an. Du willſt mich nur täuſchen!"

Er blickte ihr ſo bewegt in die Augen, daß ſie ſie niederſchlug. Auf einmal ſchämte er ſich, daß er in dieſen Tagen den luſtigen, ſchillernden Reiz von Friederikens Lachtaubenaugen ſo ſtark und ſo willig verſpürt hatte; daß die unbegrenzte „Liebenswürdigkeit", die ſie ihm verſprochen und gehalten hatte, ihm ſo geſchwind ins Herz eingedrungen war. Hier, vor dieſem heimlich trauernden Geſicht, vor dieſer zarten Geſtalt — und die eine „Bäuerin!" mit Senſe und Dreſchflegel! — hier fühlte er wieder ſich ſelbſt, ſein eigentliches Ich, ſeine Dichterſeele. Es ward ihm weh und wohl zu Mut, wie in alten Zeiten. Er lehnte ſich wieder an den Kirſchenbaum, wie vorhin; die kleine Hilde zerfloß ihm vor den Augen.

„Alſo das laſſen wir," begann er endlich; „das mit der ‚richtigen Bäuerin', mein' ich. Widerſprechen will ich dir natürlich nicht. Wenn dir dabei wohl iſt — — Deine Mutter hat mir aber neulich geſagt, daß ihr bei all eurem Schaffen und Bravſein doch nicht ſo recht weiterkommt; — das geht ja vielen ſo. Für den Landmann ſind ja wohl jetzt auch ſchwere Zeiten. Kurz — ich hab' ſie ſo verſtanden, als wärt ihr etwas in Sorgen gekommen. Wenn das richtig iſt — — ich erwerb' jetzt mehr, als ich brauche. Es kommt allerlei zuſammen: von meiner Zeitung, für die ich ſchreibe, von neuen Auflagen — vorläufig einer — und jetzt auch vom Theater. Alſo ich könnt' euch ſo leicht etwas vorſtrecken; und wie gerne thät' ich's. Unverzinſt natürlich. Seid ihr einmal ganz über den Berg, dann zahlt ihr's zurück!"

Ein weiches, gutes „Hm!" kam aus Hildes Kehle. Sie trat auf ihn zu — bisher hatte ſie ſich nicht gerührt — und drückte ihm die Hand. „Biſt doch ein guter Jung'!"

ſagte ſie. — „Verzeih, daß ich ſo reſpektlos red'; zu ſo 'nem Berliner, und Dichter. Es kam mir nur ſo in den Mund, weil wir früher —"

„Ach, was kohlſt du da!" brach nun aus ihm heraus. „Als wären wir andre Leute geworden. Sag nur einfach: wir brauchen das Geld, danke ſchön, wir nehmen es an!"

Sie lächelte ein wenig: „Alſo du biſt ein guter Jung'; — aber das, was ich ſagen ſoll, das kann ich nicht ſagen. Bei uns muß es heißen: ‚wir brauchen das Geld nicht, danke ſchön, wir nehmen es nicht an!' — Mach nur nicht ſo ein Geſicht; ich bind' dir nichts auf. So 'nen dummen Stolz hab' ich wirklich nicht! Fritz hat 'ne kleine Erbſchaft gemacht; ja, nun ſchon die zweite. Davon wußte meine Mutter noch nichts; jetzt hab' ich ihr's erzählt. Ach Gott, es iſt wenig; aber im Augenblick für uns grad' genug. Ich wollt' gar nicht, es wär' noch mehr; denn dann dächte Fritz — — dann würd' er — —"

Sie brach zweimal ab. Ihre Augen gingen nur unbewußt dorfwärts, auf das unſichtbare Wirtshaus zu.

„Nein," nahm ſie wieder das Wort, „deine Großmut brauchen wir nicht! — Was zieht dir die Stirn ſo kraus? — Ach, das Wort ‚Großmut', das gefiel dir nicht. Verzeih, Chriſtian. Arme Leute mit ihrem Bettelſtolz — ſchon wieder ſo ein dummes Wort! — die finden ſo oft die richtigen Worte nicht. Alſo ‚Großmut', das gilt nicht. Deine Güte, deine Freundſchaft, dein treues Herz; iſt's ſo recht? ja? — Ich dank' dir ſo ſehr!"

Zum drittenmal gab ſie ihm die Hand; dieſe kleine Hand mit den feſten Fingern, die ſo viel Hartes zu

greifen hatten; sie waren aber doch noch zum Verwundern gut geformt und nicht sehr bäurisch gefärbt. Christian hielt sie fest, betrachtete sie einzeln. Sie rührten ihn. Doch eigentlich horchte er noch auf ihre liebe, sanfte Stimme, als töne sie ihm noch im Ohr; es war so ein poetisch kindlicher Klang darin. — „Also mit dem Helfen ist's nichts!" sagte er nach einer weichen Stille. „Was wir Menschen für närrische Leute sind: beinah' kränkt es mich, daß ich euch nicht beizustehn brauche. So hatt' ich mich darauf gefreut. Und für dich und Fritz Distel ist es doch das reinste Glück!"

„Wir sparen uns dich auf," sagte sie heiter, „bis wieder das Unglück kommt!" — Dabei zog sie ihm leise ihre Finger weg; sie wußte nicht, warum sie sie ihm so lange gelassen hatte: aus Stolz, als bemerke sie sein Festhalten nicht, oder aus kindlicher Eitelkeit? — Ihr Gemüt, das sich ans Grübeln gewöhnt hatte, fühlte sich ein wenig verwirrt. Sie entschloß sich rasch, nahm Korb und Gießkanne vom Boden auf und wandte sich dem Hause zu.

„Wohin?" fragte er.

„Du mußt nun schon entschuldigen," sagte sie errötend: „ich kann nicht mehr so dastehn und schwatzen, ich muß in die Küche. Muß nach meinen Kartoffeln sehn —"

„Die kochen ja ruhig weiter," warf er ein. „So viel weiß ich auch!"

„Ja, aber was es sonst noch gibt. Man darf Mann und Kind doch nicht hungern lassen. Und das Vieh im Stall. Und alles!"

„Mit einem Wort, du wirfst mich sanft hinaus. Ich bin freilich schuld daran: ich komm' zu so ungeschickter

Zeit — weil ich grad' vorbeireite. Fritz ist natürlich auf dem Acker oder —"

Sie nickte.

„Aber Hilde! — Hilde Mahlmann! — So hatt' ich mir's nicht gedacht. Wenn wir uns nach so vielen Jahren endlich — — Und nach meinen Schriften, meinen Dichtungen hast du nicht einmal gefragt. Du, die ‚kleine Muse' von damals ... Ich eitler Kerl hatte mir die Taschen voll Druckbogen und Manuskripte gesteckt; die wollt' ich dir —"

„Hast du?" rief sie hastig. „Gib her!"

Sie griff nach seinen Rocktaschen, den äußeren und der Brusttasche, und zog heraus, was ihre geschwinden Finger faßten.

Christian lächelte über ihren plötzlichen Eifer. „Aber, Bäuerin! Verbauerte!"

„Ach was," sagte sie, mit einem flüchtigen Feuer in den Wangen, „lesen kann ich doch noch. Ich dachte nicht, daß du mir sie mitgebracht — — O, wie viel! Guter Jung'!"

„Und das willst du alles lesen?"

„Gewiß! Heut' abend! Heut' nacht!"

„Du denkst dir das zu schön, Hilde: so geschwind geht das nicht. Und wenn du die ganze Nacht damit aufsäßest, mit Christian Zöllers sämtlichen Werken wirst du doch nicht fertig!"

„Dann wenden wir mehr daran," sagte sie. In die Madonnenaugen war wieder das fröhliche, irdische Leuchten gekommen, das ihn einst an dem kleinen „Schmetterling" entzückt hatte.

„Also für die Werke hast du Zeit," fing er nun an

zu ſchelten, doch wohlgemut; „für den Verfaſſer nicht! Und was du aus den Werken herausgeleſen haſt, das erfährt der Verfaſſer nicht?"

„Komm wieder," ſagte ſie kurz, zu ihm aufblickend.

„Wann?"

„Nach Feierabend. Früher hab' ich für Dichter und ſolche Leut' keine Zeit!"

„Morgen abend?"

„Nu ja doch!"

„Ich dachte nur, weil du meinteſt, wir ſollten uns lieber nicht mehr ſehn —"

„Höhn' du noch! — Mit dem Verfaſſer, ſagſt du ja, muß ich doch noch reden. Das iſt ja auch ſehr wichtig für ihn, zu wiſſen, was ſo 'ne Büdnersfrau in Gollin über ſeine Werke denkt! — — Ach ja, Chriſtian, komm. Ich hab' jetzt ſo ein Gefühl — ſeit eben — als könnten wir doch nicht ganz auseinanderwachſen. Und ich will deine Schriften mit Andacht — —"

Sie nahm den ganzen Hauſen von Bogen und Blättern zuſammen und drückte ihn ſich wie ein Kind gegen die Bruſt.

Hinter dem Hauſe wieherte das Pferd; eine von Plittendorfs Fuchsſtuten, die der „Gernbaron" dem Bauernſohn geſtern und heute geliehen hatte. Hilde bewegte lächelnd den Kopf dorthin. Chriſtian nickte lächelnd. Es ward ihm verwunderlich ſchwer, ſich von dieſer kleinen Frau unter dem Birnbaum ſo bald loszureißen; aber er ging ſo fügſam, wie man dem Beſuch bei einer Dame zur rechten Zeit ein Ende macht. „Morgen abend!" ſagte er nur noch; „Büdnersfrau und Dichter!" Dann hob er den Hut — zum erſtenmal im Leben, daß er ſie ſo feier-

lich grüßte; ſie lächelten auch beide — und ging mit großen Schritten ins Haus. — —

Als am Abend alles ſchlief, Mann, Kinder, Ziegen und Kuh, ſaß Hilde in ihrer Küche, am Herd, neben ſich die kleine Lampe; ſo recht heimlich verſteckt: daß, wenn Fritz erwachte, er keinen Lichtſchein ſehn, kein Umblättern hören ſollte. Es war ihr gar eigen, muſchelig und munkelig, ſo mit Chriſtian allein zu ſein, mit dem Beſten, Reinſten von ihm; — oder war es nicht das Beſte? — Sie nahm die ſauber beſchriebenen Blätter, ſie las. Mit ſeinen Gedichten begann ſie, als zöge es ſie vor allem zu denen, ſie wußte nicht warum. Gedichte von allerlei Art, ſtürmiſche, gewitterige, grauſam melancholiſche, Stimmungsbilder aus Neuberlin, Ironie, Satire, Frühling, Liebe ... Auch Erinnerungen aus vergangenen Tagen; auch „Seebilder" — vom Heimatsſee. „Plebejer" hieß eines davon ...

Plötzlich flog ihr Herz. Sie erkannte die Plebejer, die der Dichter meinte: ihre Rohrſänger, die ſie ihn an jenem Abſchiedsabend behorchen gelehrt hatte, Waſſerdroſſel und Waſſernachtigall. Dieſe friſchen, tapferen Sänger, die nicht ſo fein und zart und ſüß wie die „Ariſtokraten" Droſſel und Nachtigall ſingen, aber auch reich und ſchön! — So einer bin wohl auch *ich*, ſagte Chriſtians Gedicht. Auch ich bin ein Plebejer; — was thut's? Mag wohl auch *mein* Geſang zuweilen nach den Fröſchen klingen; oder derb, deftig, hart; — warum nicht? Soll nur der Lord oder das Söhnlein aus „gutem Hauſe" ſingen? Dann erſtickten wir wohl bald im Schlingkraut des Kunſtgeſangs. Nein, ihr Rohrplebejer! Euch hat die Natur geſchaffen wie die ſtolzen Brüder im vornehmen Wald; ſie

gab euch eure Flügel, eure Federn, eure Stimmen — und das ſingende Herz in der Bruſt. Laßt es ſchmettern, ſchallen! Zartes Söhnlein aus gutem Hauſe, halt' dir nur die Ohren zu. Dir gefällt es nicht? Mir gefällt's!

„Mir auch!" dachte Hilde. Sie ſteckte das Köpfchen tiefer in die Schultern, ſo heimlich war ihr zu Mut: von wem hatte er dies Gedicht? Ein wenig von *ihr*! Sie, die kleine Hilde, hatte ihm erſt die Ohren aufgethan für die Rohrplebejer; und mit ihr hinunterlauſchend hatte er damals den Gedanken gefunden, aus dem dies Gedicht ward. Sie las es noch einmal; als wäre ſie ſelber einer von den Rohrplebejern, ſo ging's ihr zu Herzen ... „Im Seeroſenparadies" hieß das Gedicht, das nun kam. „Was iſt *das*?" murmelte ſie. Ihre Augen flogen über das Blatt. Das waren ja ihre Silberfiſchchen, die damals auf die Seeroſenblätter ſprangen, ſich dann wieder ins Waſſer ſchnellten! — Eines aber kommt nicht mehr zurück; das blieb zu lange „im Paradies", in dem es nur ein paar Augenblicke hatte ſchwelgen wollen. Ihm vergeht die Kraft, in das kühle Element der Alltäglichkeit wieder zurückzufliehn ... Ach ihr Menſchenkinder, ſeufzte der Dichter am Schluß, wie viele ſolche armen Fiſchchen gibt's auch unter *euch*! Wie viele hab' ich ſeitdem in der großen Stadt, in der Welt geſehn. Für's Paradies ſind wir nicht geſchaffen. Im ewigen Sonnenſchein können wir nicht leben. Das Glück iſt der Tod!

„Das Glück iſt der Tod," dachte Hilde. „Wie ſchaurig traurig das klingt! — Aber dies Gedicht — — nein, es gefällt mir nicht ſo gut wie ‚Plebejer'. Es iſt gar ſo geiſtreich, ſo künſtlich; und es ſingt und es klingt ſo viel. Ich hätt' auch lieber von dem *andern* Fiſchchen gedichtet,

das auch beinah' zu lange blieb: aber im letzten Augenblick fand es noch die Kraft, ſchnellte ſich wieder zurück. Das Glück war noch nicht der Tod ... Das hätt' ich gemacht! Und beſſer!"

„Ich bin ja woll ganz unklug!" ſagte ſie jetzt laut und ſchüttelte über ſich den Kopf. „Ich räſonnier' nicht bloß, ich red' auch ſchon vom Beſſermachen. Als könnt' ich was machen. Als hätt' ich ſchon einmal — — Ach du Gans du! Du kleine Gans!"

Sie blätterte weiter; „Seebilder" kamen nicht mehr. Nichts mehr aus der Heimat. Bei dieſen Liedern und Spottgedichten und Scherzen aus Berlin ward ihr traurig und trauriger zu Mut. Es ward ihr auch kühl ums Herz: ſie ſchienen ihr ſelber kühl und kalt. Sie griff zu dem Schauſpiel, auf deſſen Titelblatt ſie mit Bleiſtift verzeichnet fand: „Erſte Aufführung am zweiten Mai 1882. Hervorrufe nach allen Akten. Schöner Erfolg. Durch!"

Eine ſüße Wärme ſchoß ihr in die Wangen. Sie hob das Blatt an ihren Mund und küßte das Wort „Durch". Dann las ſie das Schauſpiel; auch in Chriſtians feiner Schrift.

Wie ging ihr bald die Erwartung, die Spannung atemverſetzend, herzbeflügelnd durch den ganzen Leib! Wie lebte ſie es mit! Menſchen, von Chriſtian Zöller geſchaffen ... Ihr ſummte, während ſie las, immer wieder durch den Kopf, was ſie ihn vor ſieben Jahren unter dem Lindenbaum gefragt hatte: „ob ich wohl wirklich mal deine Werke leſe? Chriſtian Zöllers Werke?" — Dann fürchtete ſie wieder: „ſo bleibt's nicht, ſo lebendig und ſo ſpannend hält ſich's nicht!" — Doch noch immer hielt ſich's. Ja, ſie glaubte an dieſe Menſchen, ſie liebte und

haßte mit ihnen, sie gab dem einen Stoß, sie hielt den zurück, den drückte sie an ihr Herz. Ja, da war Kraft, Feuer, Witz ... Nur hob sie zuweilen den Kopf und dachte: „Ach, das mußte sie seelenvoller — — Warum hat er da so wenig Gemüt. Das konnte er doch anders, schöner — — Nein, nicht übertrieben viel Gemüt!"

Sie atmete aber doch manchmal schwer vor Glück. „Was ist denn das?" sagte sie endlich vor sich hin. „Wird denn seine Schrift immer kleiner? Oder ist's andres Papier?" — Sie blickte empor, nun sah sie, daß ihre kleine Lampe kein Oel mehr hatte und erlöschen wollte. „Großer Gott!" dachte sie erschrocken, „ist es schon so spät? so tiefe Nacht?"

Sie seufzte und stand auf. Sie nahm die Papiere zusammen, geschwind, so lange sie noch sehen konnte, drehte und blies die Lampe aus, um im Dunkeln zu Bett zu gehn. Wie eine, die vom schönen Leben scheiden soll, oder wie der kleine kalte Fisch, der sich aus dem „Seerosenparadies" hinunterschnellt, tappte sie fröstelnd hinaus.

„Mir friert die Seel' in meinem Leib," dachte sie, während sie sich auszog. Und wie in einem Fieber, das oft so ruhelos dieselben Worte wiederholt, mußte sie bis zum Einschlafen immer wieder denken: „Mir friert die Seel' in meinem Leib. — — Christian, gute Nacht!"

VIII.

Acht Tage hatte Christian Zöller daheim bleiben wollen; er war schon drei Wochen in Wiedenfelde und sprach nicht vom Gehn. Nach einem kalten und verregneten Frühling war der Juni sonnig und schön ins Land

gekommen und blieb so; nur selten malte er grau in grau, und auch dann tropften die Wolken nicht. Der junge Dichter lebte so dahin, in der süßen Trägheit des Sommerfrischlers; aber ein wunderbares, aufregendes Doppelleben teilte seine Tage: Morgens Gast in Seedorf, zu Pferde, im Boot, auf dem Rasen, in der Hängematte, abends in Gollin, in der kleinen Küche der Büdnersfrau Hildegard Distel oder in der Laube hinter dem Haus, die Fritz Distel gezimmert hatte. Morgens oder nachmittags hörte er oft die schöne Friederike singen, die, wie sie sagte, „ihre Stimme entdeckt" hatte und einen frischen, angenehmen, nicht sehr beseelten Sopran gerne sich ausschmettern ließ; abends schmetterte er selbst, möglichst fern von den schlafenden Kindern, manchmal in der Laube, vor der „Bäuerin", deren große Murillosche Augen ihn verzehrten. Er sprach ihr seine Dichtungen vor, die großen wie die kleinen; nicht immer gern, zuweilen zaghaft, denn sie saß da wie sein Gewissen, bald blaß, bald rot, die zarten Züge wie ein leicht bewegter See, — ein holdes, freundliches Gewissen, aber unbestechlich. Doch seit sie ihm am ersten „Feierabend" so ehrlich, wie ein Kind, all ihre Gefühle und Gedanken gesagt, mit denen sie die Nacht vorher über seinen Werken gesessen hatte, fühlte er: eine Zweite wie die hab' ich nicht auf der Welt! Drüben in Seedorf — wer sagt mir die Wahrheit? Auch dort las er wohl einmal eine halbe Stunde vor; Ristow hörte mit Anstrengung zu, Friederike zerstreut, Plittendorf heimlich einnickend. Ristow lobte dann kritiklos warm, Friederike schmeichelnd, mit ihrem Nixenblick, Plittendorf mit falschen Zitaten aus Goethe. Fragte er aber Hilde: „nun? wie war's?" so kamen aus dem sonst so verschwiegenen, ge-

heimnisbergenden Mund rührend redliche, wunderliche, oft wunderbare Worte; manchmal tüchtig ſchmerzhaft, aber aus ſo reinem Gefühl, aus einer auf Geſang geſtimmten Nachtigallenſeele, — und immer wie aus einem Schweſterherzen, das im Schelten ſtreichelt.

Nur einmal hatte Ida mit dabei geſeſſen: ſie war dann wieder draußen in Poſen, von ihrem „alten Tyrannen" entführt. Chriſtian geſtand ſich, daß er nun um ſo lieber kam; anfangs zu Fuß — ein weiter, ermüdender Weg —, dann faſt immer über den See, im Kahn. Auch ſo war's eine lange Bahn, von Wiedenfelde ſchräg hinüber bis in den ſüdweſtlichen Winkel, wo er ſein Fahrzeug bei den Fiſcherbooten anlegte; es freute ihn aber, mit ſtarken, geübten Armen rudernd dahinzufliegen, rückwärts oft im Mondſchein, der in dieſer Zeit allmählich voll ward und dann wieder abzunehmen begann. Freilich kam er lieber, als er ging; zuweilen ſchon unterwegs mit lauter Stimme die Gedichte ſprechend, die er Hilden vortragen wollte und in ſeinem vortrefflichen Gedächtnis aufgeſpeichert hatte. Wie rührend gut und ſchlicht und herzlich empfing ſie ihn dann; und wie auffriſchend klang es, wenn ſie mitten im Plaudern etwa plötzlich ſagte: „Aber iſt's heute nichts mit der Poeſie? Gibt's für die Frau Bänerin heute keine Verſe?"

Er lächelte, nahm ſich zuſammen und ſprach ihr ſeine Verſe vor; alte oder neue. Sie hörte mit immer gleicher Andacht zu; wenn auch nie mit ganz reinem Glück. Es war ihr zu viel Kunſt dabei; zu viel — wie ſollte ſie's nennen? Stimmſchwelgen? Bewußtſein? Eitelkeit? — Aber es war doch ſeine jugendfriſche, wohltönende Stimme; und ſo ſtattlich ſaß er in ſeiner männlichen Schönheit da,

mit den zartgebrämmten, durchſonnten Wangen, den wie von Lebensluſt geſchwellten, oft ſeltſam fragenden, begehrenden Lippen, und dem dunkelwelligen Bart rundum. Er hatte nur zu oft die Finger darin, er pflegte ihn ihr auch zu ſchön; ſo auch das Haar, das ſanft gekräuſelte, über der breiten, nicht hohen Stirn. Und zuweilen ſtaunte ſie recht in ſich hinein, die weltfremde Gollinerin: was iſt aus Chriſtian Zöller geworden, wer hat den ſo zuſammengemiſcht? ſo 'nen derben Jungen, der ſich gern als Plebejer fühlt, und den Großſtädter, den überfeinerten, der auf alles herunterlächelt? den Kraftmann, der die Arme ſchwingt wie ein Grobſchmied, der im Boot dahinſauſt — und dann kommt er und auf fünf Schritt' riech' ich ſeine „Parfüms", ſein Patſchuli oder was hat er? womit ſpritzt er ſich an?

Ach, auch ſeine Wohlgerüche, die ſie „nicht leiden mochte", gingen ihr doch nach und nach ſchmeichelnd auf die Sinne; als fühle ſie auch darin dieſe andre Welt, aus der ſie verbannt war, nach der ihr krankes Herz ſich ſehnte. Sie verzieh ihm ſein kunſtvolles Verſeſprechen, ſeinen zu ſchönen Bart und zuletzt auch ſein Patſchuli. Sie ging den Tag über wie im Traum herum; immer bei der Arbeit, immer hinter ihren Pflichten her, hart gegen ſich bis zur Grauſamkeit; aber: „heut kommt er wieder!" dachte ſie, und es war ihr wie ein leiſer Geſang. „Er hat's geſagt! Und er hält ſein Wort!" — Und wohin ſie ging, gingen dann wie Tauben, die der Herrin auf die Schulter fliegen, ſchönklingende Verſe mit ihr; Verſe von Chriſtian, von Goethe, von Schiller, von — — ſie fand ſie ſo im Kopf, ſie konnte nicht ſagen, von wem.

Einmal saßen sie in der Küche, bei der offenen Thür, Christian las vor, aus seinem bisher verschwiegenen, noch unvollendeten neuen Schauspiel; der lange Junitag gab ihm noch Licht, wenn auch dämmerndes. Er war an eine Scene gekommen, die voll Heimlichkeit war und geflüstert ward; so sprach er denn mit leiser, bedeckter Stimme, aber eindringlich, zärtlich, wie der Vorgang es verlangte. Fritz Distel, der bisher, wenn Christian nach dem frühen Nachtmahl kam, gewöhnlich nur einige gemütliche Reden gewechselt und sich dann entfernt hatte, trat diesmal unerwartet, überraschend aus dem Wohnzimmer ein; er schien schon eine Weile das Flüstern gehört zu haben, denn er machte ein aufrichtig verwundertes, bedenkliches Gesicht. Christian errötete unwillkürlich, als er dies bemerkte. Dann lachte er aber auf: „Fritz Distel! Wirst eifersüchtig? Sei ruhig! Ich thu' dir nichts! — Für das Leisereden kann ich nichts; das thun die in meinem Theaterstück. Denen spiel' ich das nach. Du warst ja im Theater, Fritz, du weißt, wie das ist!"

„Na ja, wie sollt' ich denn das nicht wissen," sagte Fritz, sich fassend. „Es kam mir man so span'sch vor, weil — — Und als ich hereinkam, saß Hilde auch so da, wie wenn 'n Frosch auf Glatteis sitzt. — Sonst, von Eifersucht und so was — das laß man. Mit so was plag' ich mich nicht. Ich kenn' ja auch meine Frau. So wie die in Seedorf ist ja doch Hilde nicht!"

„Die in Seedorf?" fragte Christian. „Wen meinst du? Frau Ristow?"

„Je, was ist denn da sonst für 'ne Frau?" erwiderte Fritz. „Deine junge Frau Ristow — nimm mir das nicht übel — auf die hust' ich was. Das sagen ja alle Leut',

und auch ihre Jungfer, daß ſie ihren kranken Mann — — Ne, ſo eine möcht' ich nicht! Was thut ſie für ihren kranken Mann? Nicht ſo viel, ſagen die Leute. Ja, 'n paar nette Redensarten, denn maulwählig iſt ſie ja; aber thun thut ſie nichts!"

„Nun ja. — Ich geb' zu —"

„Was gibſt du zu?" fragte Hildegard, die die heimlich fragenden Augen auf Chriſtian geheftet hatte.

„Daß ſie für Niſtow jetzt — nicht die Rechte iſt. Der brauchte eine ſtille barmherzige Schweſter, die immer mit ſanfter Hand und mit leiſem Schritt — — Das kann Frau Friederike nicht. Sie hat zu viel Leben. In der queckſilbert es ja den ganzen Tag. Sie klagt ſich ſelber an: der arme Ferdinand — was nütz' ich ihm! Helfen kann ich nicht, mit ihm geht's ſo weiter; und — es klingt ſo ſchrecklich, aber mein Gott, wenn's wahr iſt — ich kann mit einem kranken Mann nicht leben!"

Hilde murmelte etwas vor ſich hin.

„Was ſagſt du?" fragte Chriſtian.

Sie ſah, daß Fritz eben auf und nieder ging, und antwortete leiſe: „Mit dir könnt' ſie leben!"

Fritz kam zurück; „das ſag' ich man!" warf er hin, auf Chriſtians Verteidigung antwortend. „Das iſt ja all mein Sagen! Zwiſchen ihr und ihrem Huſter, da fehlt die Paſſung. Wenn aber einer keinen Huſten hat, ſondern hübſche rote Backen, dann paßt's ihr ſchon beſſer! Der junge Herr Müllner, ſagen ja die Leute, der — — Na, ich will nichts ſagen!"

„Iſt auch beſſer, Fritz," entgegnete Chriſtian mit etwas gereiztem Lächeln. „Du kennſt ja doch die Leute nicht. Und von Jungfern erfährt man auch nicht immer,

wie 'ne Sache ſteht! — Der junge Herr Müllner hat ſich vielleicht einmal eingebildet, die junge hübſche Frau könnt' ihm aus Langeweile — — Der iſt aber ſchon kuriert. Das iſt ganz vorbei!"

„Mir iſt nichts dabei weg," brummte Fritz. „Mich geht's ja nichts an. — Ich ſag' man bloß: ſolche Frauenzimmer — — Aus einem Loch muß der Fuchs heraus. Und deine Frau Riſtow, die wird ganz gewiß noch — —"

Er ſprach nicht aus, was er dachte. Er hatte ſeine kurze Pfeife angezündet und ging wieder aus der Thür.

„Na und du?" fragte Hilde jetzt, ihre Stimme dämpfend.

„Was ich?"

„Ach, bitte, lach' mich nicht aus, Chriſtian, wenn ich einmal — — Ich frag' dich ſonſt nie was. Von ſolchen Sachen, mein' ich. — Du haſt die Frau Friederike ſehr gern?"

„‚Sehr gern' — wie viel iſt das?"

„Ja, wie ſoll man das ſagen. — Zu gern."

Chriſtian ſtand auf. Ein ungewiſſes, zuckendes Lächeln flog über ſein Geſicht. — „Meine gute Hilde — das wär' eine große Dummheit und ein großes Unglück; denn Ferdinand Riſtow iſt mein Freund."

„Freilich. Aber das allein — —"

„Was meinſt du?"

„Ich mein' man: es gibt leider doch oft ſo ein großes Unglück."

„O ja; viel zu oft! — In Berlin und im letzten Dorf. — Aber, um deine teilnehmende Seele zu beruhigen: mit Frau Friederike halt' ich es noch aus. Zu gern hab' ich ſie nicht."

Er trat einen Schritt auf sie zu, wohl ohne es zu wissen — sie saß auch nicht mehr — und that einen tiefen Atemzug. „Nein — da könnt' ich dir ganz was andres sagen," stieß er sonderbar ungeschickt hervor. „Ganz was andres! — Aber — — aber — —"

Er bewegte nur die Hand, er drehte sie. In seine Augen war etwas gekommen, vor dem sie zurückwich. „Sag's lieber nicht," sagte sie.

„Hast recht!" murmelte er. „Also — morgen les' ich weiter. Heut waren wir nun doch schon gestört; und es ist die Zeit, wo du mich gewöhnlich fortjagst. Also — — Grüß' ihn! Gute Nacht!"

Er steckte seine Papiere in die Brusttasche und ging.

IX.

Bald nach diesem Abend folgte der Schicksalstag, vor dem Hildegards aufgeschreckte Seele wohl schon im stillen gebebt hatte. Es war einer der letzten Junitage, und vielleicht der schönste; die junge Frau saß in ihrer Laube, vor der die Kinder noch spielten, denn ihre Bettgehzeit war an diesen längsten Abenden etwas hinausgerückt; Hildes alter Lehrer, Herr Pechel, saß ihr gegenüber, neben ihr Arnold, sein Sohn. Aus dem zwölfjährigen, zarten Jungen, der die beiden Erschlagenen unter der Linde entdeckt hatte, war ein nicht gar kräftiger, aber wohlgebauter schlanker Jüngling geworden, der in seinem unsommerlich schwarzen Röckchen etwas geistlich dasaß. Seine hellgrauen Augen mit dem Pechelschen gelben Schimmer hingen an Hildes Gesicht; es war fast, als hätten sie noch die kindliche Zärtlichkeit, mit der sie vor so vielen Jahren

das junge Mädchen verehrt und wohl auch geplagt hatten. Hilde mußte lächeln. Sie brach endlich ein Blatt von dem wilden Wein ab, der die Laube umgrünte, und hielt es dem jungen Menschen vor die Augen, in plötzlicher Heiterkeit.

„Sieh nur auch einmal den Himmel an, Arnold," sagte sie; „was der heut für 'nen Spektakel macht. Durch dies Laubenfenster, das ich nicht zuwachsen laſſ', kannſt du's prächtig sehn. So schöne Abendwolken, mit allen Farben, waren ja wohl noch nie auf der Welt!"

Arnold, der seine rot gewordenen Wangen vor ihr zu verstecken suchte, schaute hinaus und nickte still.

„Das sind meine Lieblinge," fuhr Hilde fort, „diese Sommerwolken; wenn sie so am Horizont wie Berge auf der Erde stehn. ‚Meine Gebirge', sag' ich; andre haben wir hier ja nicht. Meine Gebirge, bild' ich mir gern ein, sind eigentlich schöner als die wirklichen; die stehn ewig da, immer dieselben; muß doch zuletzt langweilig sein. Aber meine, die wechseln so schön!"

„Das ist auch ein Standpunkt," bemerkte der alte Pechel, seine hagere Gestalt ein wenig gegen Hilde neigend und behaglich schmunzelnd.

„Ach, und überhaupt," sagte sie, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, „wie schön dieser Juni ist!"

„Haben wir auch verdient," erwiderte der Alte. „Nach einem so abscheulichen Frühjahr; immer kalt und naß!"

„Das hatt' ich dir schon im Februar prophezeit, Vater," sagte Arnold jetzt; „kannſt dich noch erinnern? ‚Wir kriegen ein schanderhaftes Frühjahr', sagt' ich; ‚weil der Winter ausbleibt'. Es fror ja nicht, es fiel

kein Schnee; immer weiches Wetter! Mitte Februar ſahen die Winterſaaten aus wie im Mai; ſo gefährlich ſchöngrün, und —"

„Schöngrün!" fiel Hilde ein; „das iſt ein hübſches Wort. Haſt du das gemacht?" Sie blickte Arnold unwillkürlich aufmerkſamer an; ſein feines, beinahe edles Profil mit dem träumeriſchen Blick gefiel ihr.

Er zuckte nur mit halbem Lächeln die Achſeln; der Alte hob aber ſeinen rechten Arm: „Meine gute Hildegard," ſagte er, „der junge Mann macht ja alle Augenblicke ſo ein neues Wort. Hat überhaupt ſeinen eigenen Kopf, dieſer junge Menſch; iſt ein ſtilles, tiefes Waſſer; — hätt' ich nur nicht ſo viel Sorgen um ihn! Die edle Frau Muſika — was gibt es denn Schöneres; aber ſo ein armer Schulmeiſter wie ich möcht' ſie manchmal rein verwünſchen. Talent! Was wollt' er nicht! Er hat viel Talent! Wenn du den Jungen einmal ſpielen hörteſt, Geige oder Klavier . . . Er komponiert auch ſchon; und es iſt was drin. Nicht, weil dir der Vater das ſagt, nein, es iſt was drin. Das richtige muſikaliſche Ingenium . . . ‚Laß mich ausbilden, Vater!' — Je ja, je ja! Lieber Gott! Ich, mit meiner Einnahm'! — Seminar beſuchen, Volksſchullehrer werden, wie ich — das iſt ja das Höchſte, was ich für den Jungen thun kann. ‚Ausbilden, als Muſiker!' Dann muß ich bei Rothſchild ſtehlen, ſonſt geht's nicht!"

Hilde ſeufzte leiſe. Sie blickte von der Seite auf Arnold, der wehmütig lächelte; „biſt du auch ſo einer wie ich?" dachte ſie. „Willſt hinauf und kannſt nicht?" — Der junge Mann ſprach kein Wort; er erwiderte nur ihren Blick, mit einem hoffnungsloſen, ſtummen Fragen: „du

kannſt auch nicht helfen?“ Dann ſah er auf ſeine Kniee und ſtrich mit der mageren Hand darüber hin.

„Ach, es geht vielen ſo,“ ſeufzte Hilde endlich.

„Ich wollte ja auch nicht klagen, meine gute Hildegard,“ entgegnete der Alte und ſtand langſam auf. „Erſtens nützt es nichts,“ ſetzte er in ſeiner etwas ſingenden Art hinzu, „und dann — man gewöhnt ſich's ab. Wenn man erſt Leid und Not gewohnt und der Welt gram geworden iſt, dann hält man ſtill und — — Und nun müſſen wir fort, und nun ſollen wohl die Kinder auch zu Bette gehn. Ja, mein armer Komponiſt, mein Arnold ... Aber wie er an ſeiner Frau Muſika hängt, ſo hängt er auch an dir. So ſelten er dich auch ſieht — hat dich nie vergeſſen. Gute Nacht, ihr kleinen Dirns! Geht zu Bett, geht zu Bett, ſonſt kommt der Tiſchler mit dem Leimtopf und leimt euch die Augen zu!“

Röschen lachte; die kleinere Ida lachte mit. Vater und Sohn nahmen Abſchied; Arnold blieb noch ein paar Augenblicke vor Hilde ſtehn und ſah tief in ihre Augen hinein. Mit einem Ausdruck, der mitfühlender, reifer war als ſeine neunzehn Jahre, ſagte er leiſe: „Ja, ich weiß, es geht vielen ſo.“ Dann drückte er ihr wie verſtohlen die Hand und ging.

Die Männer waren fort, Hilde trieb die Kleinen ins Haus. „Jetzt geſchwind mit allen vier Beinen ins Bett!“

„Ich möcht' noch was eſſen,“ ſagte Röschen, als ſie im Schlafzimmer ſtand; „ich hab' wieder Hunger.“

Hilde ſchüttelte aber den Kopf und antwortete: „‚Proſt Mahlzeit,‘ ſagte der Jung', da war da nichts mehr.“

„Ach ja, Mutter, da iſt noch was! — Und ich hab' doch Hunger. — Was gibt's noch, Mutter?“

„Kalte Bohnen und warme Nachtmützen.“

Ida lachte herzlich; sie zog schon ihr Röckchen aus. Röschen hatte aber diesmal nicht ihren eingebildeten Hunger, mit dem sie so gut einschlief; sie deutete denn auch mit tiefem, wehmütigem Ernst auf ihren kleinen Leib. „Ich hab' schon Wehweh,“ sagte sie, „so hungert mich. Gib mir was, Mutter. Gib mir recht was Gutes!“

Hilde holte das angeschnittene Brot und ein Messer; „Kruſt', Krumen und trocken Brot,“ sagte sie, „das sind drei Teil'!“ Sie schnitt eine Scheibe ab; „da! du kleiner Nimmersatt. Der Hunger ist die Butter dazu. Noch ärmere Leut' haben nicht einmal trocken Brot!“

„Ach!“ dachte sie, während Röschen nach einem entsagenden Seufzer in die trockene Scheibe biß, „wenn ich's hätt', wie wollt' ich dich füttern! Ach, du mein kleiner süßer Spatz. — Und wir hätten's wohl noch, aber der Vater sitzt im Wirtshaus und trinkt!“

Die kleine Ida lag bald, sich behaglich ihr Nestchen machend; Röschen saß aber noch auf dem Holzstuhl und aß. „Ach, Mutter,“ bat sie, „erzähl' noch was! Oder sing' noch was! Schlafen kann ich ja doch noch nicht.“

„Aber dein Schwesting kann's! — Laß mal sehn, Röschen, was du heut' gestrickt hast; wo liegt der Strumpf? — Diesmal ordentlich auf dem Tisch! — Aber, wilde Hummel, was prünst du da zurecht; du strickst ja lauter Flöhfenster.“

„Lauter Flöhfenster strickt sie!“ sagte Ida im Bett, so recht wohlgemut lachend.

„Ach, du!“ fuhr Röschen herum. „Lern' du man erst stricken! — Mutting, erzähl' noch was. Man ein ganz, ganz, ganz kleines bißchen!“

„Alſo ein ganz, ganz kleines Rätſel," ſagte Hilde, „mußt's aber auch raten, du. Auf welcher Seit' hat die Kuh die meiſten Haar'?"

Röschen dachte nach; ſie ſah mit den klugen Augen auf dem Geſicht der Mutter herum, als ſäße da die Löſung. Sie fand ſie aber nicht und ſchüttelte den Kopf.

„Ich weiß es!" rief Ida.

„Na, ſo ſag' es, du kluge Dirn'."

„Ne, ich weiß es nicht!" krähte die Kleine und verſteckte ihr Geſicht unter dem Deckbett.

„Auf welcher Seit' hat die Kuh die meiſten Haar'?" wiederholte Hilde. „Na: wo ſie mit dem Schwanz hinſchlägt! — Nun will ich dir noch ein Rätſel ſagen, du kleiner Wippwupp; dann kriechſt du aber fix ins Bett. Die mit den Verſen haſt du ja ſo gern:

Steht ein alter Mann
Hinter der Tann',
Hat 'ne rote Jack' an.

Was iſt das für ein alter Mann?"

„Ein alter Schafskopf!" ſagte Ida, um etwas zu ſagen, und kicherte dann unter dem Bett.

Röschen dachte redlich nach; ſie ließ ſich die Verſe wiederholen; es half aber nicht. „Ach, ich werd's doch woll nicht raten!" ſagte ſie nach einem neuen Schweigen. „Ich bin doch woll noch zu dumm!"

„'ne rote Jack', hinter der Tann'. Wird da bald wieder ſtehn, und den kleinen Dirns gut ſchmecken. Na! Die Erdbeer' iſt's! — — So, und nun noch die Strümpf' herunter und mit dem großen Satz ins Bett!" — —

Hildegard küßte die Kleinen; bald lagen ſie beide in

feſtem Schlaf. Das Abendlicht, noch aus vielen Farben gemiſcht, vom hellen Himmel gekühlt, kam wie eine leiſe Flut durchs Fenſter und floß über das weiße Bett mit den beiden friedſeligen Köpfchen hin. Hilde betrachtete ſie lange, ohne ſich zu regen, wie um auch dieſen ſüßen Frieden zu empfangen, den ſie ſelbſt nicht fühlte. Draußen in der Laube und hier war ihr oft geweſen, als höre ſie eine andre mit Hildegards Stimme Hildegards Worte ſprechen; als ſei ſie ſelber weit, weit fort. Auch kam wohl ein plötzliches, unvernünftiges Bangen über ſie, wie wenn etwas hinter der Laube oder hinter der Thür ſtünde und würde plötzlich erſchreckend hervortreten. „Es iſt doch nicht ſchwül!“ dachte ſie. „'s iſt ſo klare, reine Luft. Woher kommt mir das?“ — Immer ſtand es ihr aber wieder vor der Bruſt. „Ach was, rappel' dich auf!“ ſagte ſie endlich ungeduldig vor ſich hin. Sie ſehnte ſich ins Freie. Nach einem letzten Blick auf die kleinen Schläferinnen ging ſie hinaus, und die Thüren offen laſſend, damit ſie die Kinder im Notfall hören könnte, trat ſie in den Garten.

Vor der Laube ſtand Chriſtian, den Hut in der Hand; auf ſeiner Stirn lag das Abendlicht. Sie erſchrak, als ſie ihn ſah; warum denn? — Er hatte ein wunderliches, erregtes Lächeln, das ihr auch auf die Nerven ging. „Guten Abend, Hilde!“ ſagte er, noch immer lächelnd. „Ich kam nicht ins Haus, weil ich — hier auf dich warten wollte. Kennſt du ſolche Einfälle? Es reizte mich, zu verſuchen, ob ich dich durch meinen Willen herausziehen könnte. Was für ein drollig erſtauntes, nicht begreifendes Geſicht du machſt! — Es ſoll ja vorkommen, daß man durch ganz feſten Willen, durch ein unwiderſtehlich ſtarkes Gefühl den

andern zwingt, unbewußt zu thun, was man will. Iſt dir das lächerlich? — Aber ich dachte: ſie ſoll jetzt kommen, und du biſt gekommen!“

„Bitte, mach' nicht ſolche Sachen,“ ſagte ſie, mit Schultern und Armen abwehrend. „Mich zog gar nichts her, kann ich dir nur ſagen. Ich dachte umgekehrt, du kämſt heut' nicht mehr.“

„Ja, es iſt viel ſpäter geworden als ſonſt! — Daran iſt Frau Friederike ſchuld. Ich war in Seedorf, den ganzen Nachmittag; ſollte bis zur Nacht bleiben, ſie wollte mich nicht fortlaſſen. Endlich hab' ich mich aber doch noch losgeriſſen und bin hergerannt!“

Hilde trat in die Laube, fuhr mit der Hand durch die Weinblätter. — „Sie ſetzt wohl gern ihren Willen durch, deine Friederike?“

„O ja — ſie möchte wohl. — Es geht ihr gegen die Ehre, ſagt ſie, daß ich jeden Abend nach Gollin pendele; ‚denn Sie ſind ja der reine Pendel: zwiſchen Seedorf und Gollin immer hin und her!‘ — Wenn es nach ihr ginge, dann — —“

Er warf ſich auf eine Bank in der Laube, ihr gegenüber. „Laſſen wir das! — Ich hab' unterwegs deinen Fritz geſehn; ſie ſaßen vor dem Wirtshaus, ſelbſt das Bauernvolk war durch dieſen wunderbaren Abend aus der Stube an die Luft gelockt. Er kneipte da mit fidelen Geſellen —“

Hilde unterbrach ihn. „Ja, das kommt davon! Jetzt haben ſie ihm die Erbſchaft ausgezahlt; ‚darauf,‘ ſagte er, ‚muß ich eins trinken!‘“

„Hilde!“ ſagte Chriſtian.

„Was denn?“

„Und ſonſt, meinſt du, trinkt er nicht?"

„Warum fragſt du? — Ich — —"

Sie drückte auf einmal die Augen zu. Sie hörte ſeiner Stimme an, daß er alles wußte.

„Aber Hilde!" murmelte er rückſichtsvoll, weich. „Biſt doch ſonſt ſo klug. Konnt'ſt du denn denken, ich wohne hier am See und hör' nicht und erfahr' nicht, daß Fritz Diſtel ins Wirtshaus geht? — Wenn ich abends kam und er fortging — ‚er muß noch zum Bauern So', ſagteſt du, oder ‚zum Büdner So, hat noch ein Geſchäft!' Und mich ſchickteſt du immer ſo früh nach Haus — warum? Doch wohl auch, damit ich Fritz Diſtel nicht heimtorkeln ſähe; — na ja! auf ganz ſicheren Beinen kommt er wohl nicht immer heim. Ich will dich ja nicht kränken; haſt ohnehin ſo ein empfindliches und wundes Herz. Aber wozu lügen? Es iſt ja unter den Spatzen auf dem Dach bekannt. Zu all deinem — Elend iſt auch das gekommen! — Arme, gute Hilde!"

Sie fuhr mit der Hand über den Tiſch. „Laß das!" ſagte ſie. „Ich will nicht bedauert ſein. Bedauere mich nicht!"

„Wie du willſt. Aber —"

„Elend. Ich bin nicht elend. Haſt du was zum Vorleſen mitgebracht? Dann lies vor!"

„Was ſoll ich denn noch mitbringen?" antwortete er mit ſchmerzhaftem Lächeln. „Damit ſind wir durch! Das angefangene Schauſpiel, das war das letzte. Auch die neueſten Gedichte, die ich hier ſo hingewütet habe, meiſt auf dem See, die kennſt du alle. Wenn du mich nur dazu haben willſt, dann — ſind wir nun fertig! Dann reiſ' ich am beſten morgen ab! — — Da zuckſt du nun.

Warum denn? Was ſoll ich hier, was bin ich dir, wenn ich nicht wiſſen ſoll, wie du lebſt, und nicht ſagen ſoll, was ich weiß?“

„Chriſti—!“

Sie ſtöhnte nur die erſten Silben ſeines Namens heraus, dann verging ihr das Reden ſchon. Ein inneres Schluchzen ſchien ſie zu ſchütteln; es kam aber kein Laut aus der Kehle.

Chriſtian war auch eine Weile ſtill. Hilde hörte ihn nun ebenſo ſchwer atmen, wie er ſie; das rührte ſie ſehr. „Hilde!“ fing er mit ſanftem Vorwurf wieder an; „bin ich denn dein Feind? Darf ich nicht wie dein alter Chriſtian Zöller zu dir reden? — So, wie du am erſten Tag anfingſt: nicht mehr zuſammengehören — lieber gar nicht mehr ſehn — Berliner und Bäuerin — das haſt du ja doch aufgegeben. Manchmal verſuchteſt du's noch, ſprachſt ſo büdneriſch, als wollteſt du doch wieder einen kleinen Abgrund zwiſchen uns aufthun; es war aber immer bald vorbei. Wenn ich dich jetzt reden hör' — ſo ſchlicht, aber doch ſo fein, ſo — — Hilde! Trotz der ſieben Jahr', in dieſer ‚Verbauerung'! Biſt doch immer mitgegangen; wie du's gemacht haſt, das weiß ich nicht. Du ſprichſt mit mir wie meinesgleichen, biſt auch meinesgleichen. Und doch ſagſt du mir jetzt, ſo mit der trennenden, abſchneidenden Hand: ‚nein, ich bin nicht elend, bedaure mich nicht, lies vor!' — Was hab' ich dir gethan, daß du mich ſo abſchüttelſt?“

„Um Gottes Willen!“ ſagte ſie, aber nicht auffahrend, kaum aufblickend, mit dumpfer Stimme. „Wie kannſt du ſagen: ‚abſchütteln'. Wie käm' mir das in den Sinn. Ich bin dir ſo dankbar; haſt mir in dieſen

Wochen ein neues Leben gegeben; — ja, ein neues Leben. Aber — — könnt'ſt du mich nur auch verſtehn! — Denk', es hat jemand eine Todeswunde; er will niemand dran rühren laſſen, er fürchtet, dann ſpringt ſie plötzlich auf und es iſt der Tod! — Oder — vielleicht iſt noch eine andre Todesangſt in mir; ich weiß es nicht. ‚Abſchütteln.' Ich dich! Was hätt' ich dann noch . . ."

Sie ſtand auf, eine Unruhe lief durch ihre Glieder. „Sprich du lieber," ſagte ſie; „laß mich nicht mehr reden. Ich hab' einen ſchlechten Tag. Ich ſag' leicht zu viel. Und dann — wie es jetzt dunkel wird! Laß uns hineingehn, und Licht machen. Oder — geh du lieber — —"

Sie hielt wieder inne; „nach Haus" zu ſagen hatte ſie doch nicht den Mut. Sie wußte nicht mehr, was ſie wollen ſollte; ihre Klarheit, ihr Wille verging. „Das hab' ich gefürchtet," dachte ſie, „daß es dahin käme . . ."

„O Gott!" flüſterte ſie faſt ſo laut, daß er's hören konnte.

„Aber Hilde," erwiderte er, „warum denn ins Haus hinein? Es iſt ja die ſchönſte, mildeſte Nacht; und die Sterne machen's hell genug, wenn das letzte Abendlicht vergeht. Setz' dich wieder hin. Ich — muß mit dir reden!"

„Mußt du?" fragte ſie und fing an zu zittern. „Iſt es was — Trauriges — oder Ernſtes? Dann ſag's lieber nicht. Ich vertrag' heut' nicht viel. Hab' heut' ſo dumme Nerven; ich, 'ne Bäuerin!"

„Arme Hilde . . . Aber bedauern ſoll ich dich ja nicht. — Schweigen kann ich auch nicht; denn — es iſt ſo eine Art Abſchiedsrede. Es handelt ſich um mein Bleiben oder Gehn . . ."

Er ſah ſie langſam hinter dem Tiſch auf ihre Bank zurückſinken und ward unwillkürlich ſtumm. Es entſtand eine tiefe Stille.

„Gehn?“ fragte ſie, als ſie ſich ſo weit gefaßt hatte, daß ſie vernehmlich reden konnte. „Von hier fortreiſen, meinſt du?“

„Ja. — Ich ſag' das ſo hin, als fühlt' ich nichts; es iſt aber nur, daß ich erſt ſachlich ausſprechen will, wie es iſt. Acht Tage wollt' ich nur bleiben, weißt du. Und wie ich vorhin ſchon bemerkte“ — er lächelte ein wenig — „mit meinen Werken ſind wir durch. Solang' ich alſo nicht neue geſchrieben habe —“

Sie fiel ihm ins Wort: „Zieht dich was nach Berlin zurück?“

Er ſchüttelte den Kopf.

„Und die Frau da drüben in Seedorf — feſſelt dich nicht mehr?“

„Wie meinſt du das? ‚Feſſelt‘ —“

„Hält ſie dich nicht mehr zurück?“

Er zögerte etwas, dann erwiderte er: „An Zurückhalten fehlt's wohl nicht. Riſtow und — — und ſie. Sie droht mir mit ihrem Zorn, wenn ich fortgehe. Dagegen, wenn ich bleibe — —“

„Ach was!“ rief er aus, „warum ſoll ich dir nicht endlich ſagen, wie es iſt!“ — Er beugte ſich weiter vor über den Tiſch; ſeine Stimme ward leiſe, dumpf, obwohl kein Haus, kein Garten ſo nahe war, daß man ihn hören konnte: „Sie hat mich ja viel zu gern. Ich weiß es. Ich bild' mir nichts ein; ſie verbirgt es nicht. Und ich — — mich vor dir beſſer machen als ich bin, das thu' ich nicht; dazu bin ich zu ſtolz. Ich bin *auch* kein

Heiliger; und ſie that mir's an; und trotz Riſtow und Freundſchaft — — ein kranker, verlorener Mann — — wenn ich nicht zu dir kam, riß es uns zuſammen! Aber als ich dich dann ſah — — deine heimliche, verſchloſſene, ſüße Seele ging mir ſo zu Herzen. Es kamen wieder die alten Zeiten. Und ich ſah dich immer wieder, und — immer tiefer ging mir's. Was wollte die andre dagegen machen. Du haſt mich gerettet!"

„Dann — war ich ja 'ne gute Medizin für dich," ſagte Hilde, der das Herz eine Weile gar nicht und nun wie wahnſinnig ſchlug. „Mußt mir ja noch danken!"

„Nein, das thu' ich nicht," antwortete Chriſtian. „Was hab' ich von dieſer Rettung? Nur ein andres Scheitern! — Ich bin dir wieder ſo gut wie je; — ja, warum 's nicht ſagen. Und du? — Meine Gedichte und Dramen anhören, mir lieblich die Wahrheit geigen, ſo weit biſt du mir gut; aber: rühr' mich nur nicht an! Kannſt daß du mir einmal ordentlich die Hand drückſt; gibſt nur ſo die vier Finger hin. Und: ‚jetzt mußt du nach Haus!' Und ich lauf' oder rudere in die Nacht hinein ... Dann wunderſt du dich aber und ſinkſt auf die Bank, wenn ich endlich vom Fortgehn ſpreche. Nun, ſo ſag' doch! Wozu bleib' ich hier? Will ich denn 'mein Unglück? Zwiſchen Friederike und Hilde, zwiſchen Scylla und Charybdis ... Denkſt du, das verzehrt mich nicht? Darum will ich fort. Es klingt mir ſelber wie Totengeläut', ich mag's nicht ſagen, nicht hören; aber ja! ich will fort!"

Ich hab' ja wohl Fieber, dachte Hilde und griff an ihre Schläfe. Es ſummte und ſauſte ihr in den Ohren, aber nicht quälend, beinahe ſüß; der Schauder eines woh-

ligen Fröſtelns lief ihr über die Haut. Zwiſchen Friederike und Hilde, ſummte es in ihr, mit ſeiner Stimme ... Sie ſah ſich wie vor ſieben Jahren an der Warnow ſtehn, jenſeits, bei der Fähre; „was ſind mir die Weiber," hörte ſie ihn ſagen, und „das alte Leben iſt aus", „ich hab' nun auch den Punkt gemacht!" Und ihr brach langſam das Herz ... Jetzt ſaßen ſie in der Golliner Laube, und der Chriſtian aus der großen Welt, mit dem jungen Lorbeerkranz, ſagte der Bündnerin: „Zwiſchen Friederike und Hilde" — „denkſt du, das verzehrt mich nicht?" „Ich bin dir ſo gut wie je!" — — „Und ich?" fragte ſie ſich. Das Herz in ihrer Bruſt fing zu beben an; — oder ſchien's ihr nur ſo. „Und ich?" fragte ſie ſich wieder. „Und ich?"

„Hilde!" ſprach jetzt ſeine klangvoll warme Stimme. „Sagſt du mir denn kein Wort?"

„Nein," dachte ſie. „Nein. — Aber dann wird's kommen. Dann wird er fragen: ‚Soll ich nicht gehn? Willſt du, daß ich bleib'? So thu' mir auch was zuliebe; ſonſt verzehrt es mich' ... Und ich, was werd' ich dann ſagen? Und ich?"

Es war wie ein unſinniges, fieberndes Immerwiederkommen, dieſe anklopfende Frage: „Und ich?"

„Ich will dir noch was ſagen, Hilde," begann Chriſtian wieder, da ſie fort und fort ſchwieg. „Weißt du deine Worte noch? ‚Du haſt mir ein neues Leben gegeben'; und ‚wenn ich dich abſchüttele, was hätt' ich dann noch?' — Willſt du mich behalten, Hilde? So ſag' mir ein gutes Wort; nur ein gutes Wort! das mir ein wenig Hoffnung gibt. Dann bleib' ich — wer weiß, wie lange ..."

„Ich wußt' es ja!" dachte sie. — „Und ich? Was werd' ich nun sagen?"

Er beugte sich vor und suchte ihre Hand; doch er fand sie nicht, sie hatte sie zurückgezogen und unter den Tisch gedrückt. „Hilde!" flüsterte er. „Liebe, süße Hilde! Sag' nicht: ‚ich hab' einen Mann'. Du hast keinen Mann. Du hast seinen Namen angenommen; und er? Er hat nichts von dir angenommen: nichts von deinem Geist, nichts von deiner Seele. Ihr seid wie ein Papagei und ein Königskind, die man an dieselbe Kette angeschmiedet hat. Nur ein wenig Hoffnung gib mir, Hilde! Weiter nichts! Sag' mir: ‚ich bin dir gut!' Sag' mir ein einziges Wort!"

Hildes Gedanken jagten sich, wie in einem Traum. „All meinem Elend ein Ende machen," dachte sie, „wie leicht könnt' ich das! Wenn ich ihm um den Hals fiele — denn das meint er doch — und was dann auch daraus wird. Dann könnt' ich nicht mehr leben, dann müßt' ich sterben und dann dürft' ich sterben. Und mit einem großen Stein um den Hals in den tiefen See!"

Die Sterne, nun des letzten Tageslichtes Herr geworden, leuchteten duftig hell vom Gewölb' herab. Lindenblütendüfte und verspäteter Jasminduft kamen vom Dorf gezogen. Hilde sah durch die große Oeffnung der Laube in die Welt hinaus; sie fühlte — und ein dunkles Grauen befiel sie — daß ihr Fühlen, ihr Denken, alles sich verwirrte. Sie stand auf, um davonzugehn. Sie kam auch zur Laube hinaus; Christian folgte ihr aber nach. „Hilde!" raunte er, umfaßte ihre beiden Schultern und zog sie an seine Brust.

Mit einem fürchterlichen Entsetzen riß sie sich los.

Die ſchlafenden Kinder fielen ihr ein; ſie rannte dem Hauſe zu, ſich durch ſie zu ſchützen. Hinter ſich hörte ſie aber ſeine raſchen Schritte; oder es ſchien ihr ſo. Durch den dunklen Gang im Haus kam ſie bis in die offene Thür des Schlafzimmers; hier traf ſie ein neuer Todesſchreck. Fritz, ſchon heimgekommen, ſtand in der Thür zur andern Stube; der ſchwache Schimmer des Nachtlichtchens, das er angezündet hatte, fiel auf ſein gerötetes, erhitztes Geſicht. Er ſtarrte ſie verwundert an, wie ſie ſo hereinſtürzte. Sie wollte etwas ſagen und wußte nichts; es durchfuhr ſie aber der rettende Gedanke: „mach' ſchnell die Thür hinter dir zu!“ — Sie ſtreckte den Arm aus. Es war zu ſpät. Chriſtian erſchien, ergriff ihren Arm. „Hilde!“ flüſterte er wieder und ſuchte ihre bebende Geſtalt zu umfaſſen.

Jetzt hörte er einen grimmigen Aufſchrei und ſah Fritz in der andern Thür. Wie in dem langſam dahinziehenden Leben zuweilen ein Schickſalsgewitter plötzlich niederkracht und in wenigen Sekunden das Werk der Jahre zerſtört, ſo war es auch hier wie Blitz und Schlag, kein Beſinnen möglich. „Was machſt du mit meiner Frau?“ rief Fritz; im nächſten Augenblick griff er hinter ſich, nach einem Beil, das auf einem Tiſch in der andern Stube lag. Er ging mit glühendem, verzerrtem Geſicht auf Chriſtian zu, das Beil hochgehoben; nicht die Schärfe, ſondern die ſtumpfe Seite nach unten, aber alle Wucht im angeſpannten Arm. Hilde ſchrie, daß die Kinder erwachten, und ſprang vor, Chriſtian zu ſchützen. Der unglückliche, halbberauſchte Fritz, als er ſah, daß ſein zerſchmetternder Schlag die Frau treffen würde, hielt er den zuckenden Arm noch an; er brach ihm den Schwung;

ganz zurückhalten konnte er das Beil nicht mehr. Es fiel ihm nicht aus der Hand, aber es fiel doch auf Hildes Stirn. Hilde verzog das Gesicht; ein Schmerzenslaut entfuhr ihr nicht. Sogleich begann aber Blut zu fließen; sie neigte den Kopf etwas vor und die Tropfen stürzten auf die Erde.

„Gott und Herr!“ stöhnte Fritz; das Beil fiel zu Boden. „Hilde! Was hab' ich dir gethan?“

„Ach, nichts!“ sagte sie rasch. „Du siehst ja: das bißchen Blut!“ — Sie fühlte, daß die Hände des erschrockenen Christian sie berührten; mit einer heftigen Bewegung schüttelte sie sie ab. Alle Verwirrung, alle Lähmung war von ihr genommen. Sie sah wie in den Tod, aber mit klarem Geist und mit festem Blick. Fast so geschwind wie der Blitz wandte sie sich zurück; „geh!“ sagte sie zu Christian. „Geh im Augenblick!“

Er schaute auf ihre blutige Stirn, auf den wie betäubten Fritz. Er wollte reden; sie fuhr aber mit ihrer Hand vor ihm durch die Luft. „Er hat mir nichts gethan,“ sagte sie; „und er thut mir nichts. Geh fort! Geh fort! — Komm nie wieder!“

Sie schob ihn über die Schwelle hinaus. Dann schloß sie die Thür.

Die aufgestörten Kinder weinten; Hilde erbebte nun bei diesen Tönen, die ihr schrecklich waren, und rang still die Hände. Sie überließ sich aber ihrer Verzweiflung nicht; an das Bettchen tretend, sagte sie: „Nicht so wimmern, Dirnings! Mutter hat sich aus Versehen weh gethan; es thut ihr aber schon nicht mehr weh!“ — Sie nahm dann das Nachtlicht; „ich will das Blut in der Küche stillen,“ sagte sie leise, „damit die Dirns wieder

einſchlafen.“ Auf lautloſen Füßen, doch ein wenig ſchwankend, als ſchwanke ſie aus ihrem alten, zerſtörten Leben in eine unbekannte Nacht, ging ſie hinaus.

Die Stirn tropfte noch; während ſie in der Küche ein Tuch ſuchte, kam Fritz ihr ſchon nach. Er hatte ſein Waſchgeſchirr und ſein Handtuch genommen; „da!“ ſagte er, viel verbiſſenes Elend im gedunſenen Geſicht; „ſtill dir's! — Oder ſoll ich?“ — Sie ſchüttelte den Kopf. Sie nahm ihm beides aus der Hand, mit einem dankenden Nicken, tauchte das Handtuch ins Waſſer ein und drückte es gegen die Stirn. In die Kniee kam ihr nun aber eine Schwäche, ein ohnmächtiges Gefühl machte ihr übel. Sie ſetzte ſich auf den kalten Herd. Als er ſie niederſitzen ſah, warf ſich Fritz auf den Küchenſtuhl; er ſtöhnte einmal auf, und beide Hände ſchlug er ſich vors Geſicht.

„Aber Fritz!“ ſagte ſie jetzt, die Stirn immer kühlend. „Warum warſt du ſo? — Mir war nichts geſchehn, und mir wär' nichts geſchehn. — Glaubſt du mir noch, wenn ich dir das ſag'?“

Er antwortete nicht; die Hände blieben vor ſeinen Augen.

„Ich hab' dir noch immer die Wahrheit geſagt, Fritz; und ich werd's auch immer. Wenn du was wiſſen willſt — frag' mich, was du willſt!“

Er war noch eine Weile ſtill. — „Das iſt aber doch wunderbar,“ ſagte er mit faſt heiſerem Baß, nach einem tiefen, leiſe ſtöhnenden Atemzug. „Ich ſitz' da vor'm Krug; und einer fängt an, mich zu foppen, daß ich da immer einen Studierten im Haus hab', und was der meiner Frau voll alles vormacht — und ich wüßt' nicht,

was. Da hab' ich ſo gethan, als hätt' ich ſchon zu viel im Kopf und möcht' nicht mehr; — na, ich hatt' auch ſchon viel. Und bin nach Haus gegangen. Und da kommſt du richtig gelaufen, in die Thür herein, als wärſt du nicht bei Troſt, und er läuft dir nach und — —"

„Was hat er gewollt?" fuhr er ſie an. „Was hat er dir gethan?"

„Du haſt ja ſchon gehört," antwortete ſie nach einem Zuſammenzucken. „Nichts hat er mir gethan!"

Sie tauchte das Tuch wieder ein; das Blut ſchien, durch ſeine Rauheit aufgeſchreckt, wieder etwas ſtärker zu fließen. „Hilde!" ſagte er, als er das ſah, und ſtand auf. „Wie konnt' ich das thun. Wie iſt das menſchenmöglich. Ich dir!"

„Ja, ja, Fritz!"

„Ich hab's nicht gern gethan, Hilde. Ich kriegt' ja einen Todesſchreck, als ich mit einemmal dein Geſicht ſah; und nahm mich ganz hölliſch zuſammen, daß das verfluchte Beil nicht herunter ſollte. Es war aber ſo im Schwung —"

„Warum ſchwangſt du's denn?" unterbrach ſie ihn. „Weil du kein Menſch mehr warſt, ſondern wieder — — Es iſt noch gut abgegangen, Fritz. Das da iſt bald wieder heil. Aber grauſt dir nicht, wenn du denkſt, ich wär' nicht dazwiſchen geſprungen? Was wär' nun? — Fritz!"

Die Worte ſchüttelten ihn. — Dann ſtierten aber ſeine Augen wieder, von trunkenen Nebeln getrübt; „aber Gotts ein Donner!" ſagte er, „das kam mir doch ſpan'ſch vor, als die mir geſagt hatten: ‚was der woll alles aufſtellt mit deiner Frau!' und ich komm' und du länfſt vor

ihm und er rennt dir nach! — Warum liefſt du denn vor ihm weg? Was hat er von dir gewollt?"

„Was ſich nicht gehörte: mich zärtlich anfaſſen. Darum lief ich aus dem Garten ins Haus. Aber nie —"

„Und er lief dir nach, und in der Thür, da packt' er dich wieder an!"

„Ich hätt' ihn wieder fortgeſtoßen, und ihm geſagt: rühr' mich nicht an; und dann war's vorbei!"

Sie nahm das Tuch von der Stirn. Das Blut floß nicht mehr.

„Leg's doch noch mal auf," murmelte er, „daß es nicht wiederkommt!" — Er ſtarrte in die Luft, ſeine zerfahrenen Gedanken ſammelnd; als er den fand, den er ſuchte, hob er ſeinen Zeigefinger. „Hilde!" ſagte er lauter. „‚Geh fort! komm nie wieder!' haſt du ihm geſagt. Warum haſt du ihm das geſagt, daß er nie wiederkommen ſoll? Was hatt' er dir gethan?"

Sie war bleich, doch ſie erblaßte noch mehr. „Warum ich ihm das geſagt hab'? — Traust du mir nicht mehr? — Warum ich ihm das geſagt hab'? Weil es mich ſo empörte, daß er auf einmal zärtlich werden wollte . . . Es war ihm vorher nie eingefallen; nie. Nichts hat er mir gethan. Das ſag' ich dir nun zum drittenmal, Fritz! So wahr ich lebe! — Glaubſt du mir nicht mehr?"

„O doch," antwortete er zögernd, „warum nicht. Aber das ſag' mir noch . . . Ich ſollt' dich ja auch alles fragen, was ich will. Und ſag' mir die Wahrheit! — Wenn einer vor einem fortläuft — — haſt du Furcht vor ihm gehabt? Sag' die Wahrheit, Hilde. Haſt du dich gefürchtet, er könnt' dir was thun, und

es könnt' nicht gut gehn — und du trauteſt dir ſelber nicht?"

„Lieber ſterben, als jetzt lügen," dachte ſie, obwohl ihr ums Herz war, als müßte es nun zerſpringen. — Sie neigte langſam den Kopf. „Ja, Fritz, ſo war mir wohl einen Augenblick."

Er verzog den Mund. Darauf hob er den Arm und deutete mit dem ſchwankenden Finger auf ſie, als hätte er ſie ertappt, und als wär's nun richtig. „Siehſt du!" murmelte er. — „Und jetzt?"

„Und jetzt iſt mir nicht mehr ſo. Nie mehr. Das iſt nun für immer vorbei!"

„Das mag dir der Teufel glauben!" ſtieß er hervor. „Siehſt du, Hilde, ich glaub' dir alles; aber das mag dir der Teufel glauben; ich bin nicht ſo dumm! — Wenn ſich einer vor einem fürchtet, iſt ihm der woll gefährlich; nicht? Und mit der Gefährlichkeit — — du biſt ja ſo klug; du weißt woll, da wird dann auch leicht 'ne Schwächlichkeit draus, und 'ne Schlechtigkeit. Je, und ich — was bin ich noch für dich? Du biſt ja mit deinem hohen Geiſt ſo hoch über mich weg; und nu hab' ich mir auch noch das Trinken angenommen. Ob man ſo einem immer die Wahrheit ſagt, was kommt darauf an? — Und ich ſoll dir doch alles glauben, wie früher. Ne, das kann ich nicht. Ich mag aber nicht mehr auf den Beinen ſtehn. Und mir iſt ſchlecht zu Mut. Das iſt keine ſchöne Nacht!"

Er ſtöhnte. Er taumelte ein wenig, aber mehr vor Gram und Verſtörtheit, ſchien es, als aus Trunkenheit. So ging er hinaus. Sie hörte ihn bald, in allen Kleidern, ſich aufs Bett werfen. Es krachte laut.

X.

Hilde ſaß auf dem Herd; ſie ſah auf das kleine Licht und in die dämmernde Nacht hinaus, in einer Jagd von ſchwarzen Gedanken. Was ſie in all ihrem Elend noch beſeſſen hatte, den dumpfen Frieden im Haus, das Vertrauen, ſah ſie nun auch zerſtört; und das neue, letzte, kurze Glück lag, wie von dem Beil zerſchmettert, in troſtloſen Trümmern da. Chriſtian fort! auf Niewiederſehn! Der Traum, daß doch ihre Seele noch lebte, vorbei! Sie wieder zurückgeriſſen, für immer, in das Land der Schatten! — „Wo iſt Chriſtian nun?“ dachte ſie. „Ob er wohl noch lange vor der Thür ſtand und horchte, was da drinnen wird? Ob er nun durch die Nacht dahinſtürzt, und ſich verklagt — ja, er muß es — und ſich herwendet: ‚verzeih' mir, Hilde!‘ und nun auch fühlt wie ich: ‚auf Niewiederſehn!‘ — Gott, mein Gott, was that ich dir, daß du mir ſo hart biſt. Haſt doch mit all deinen Geſchöpfen Erbarmen. Mit mir haſt du keins! Haſt mir nur die Sehnſucht gegeben und dann nichts mehr, ewig nichts; — nun häng' ich hier an meinem Kreuz, wie dein Sohn — aber wem hilft mein Leid, wen kann ich erlöſen. Was haſt du mit mir gewollt, Gott, mein Gott? Haſt du mich vergeſſen, haſt du mich verlaſſen?“

Ihre Thränen, die ſich lange weigerten, begannen endlich zu fließen; ſie ſtürzten heftiger aus den Augen, die das Licht des Lebens nicht mehr ſehen mochten; ſie drückte ſie zu. „Was haſt du mit mir gewollt, mein Gott,“ wiederholte ſie vor ſich hin, mit den Lippen, lautlos, dann auch ſo, daß ihr Ohr es hörte; „was haſt du

mit mir gewollt?“ — — In ihr begann sich etwas zu regen, als wär's eine Antwort; ein unklares, unfaßbares, unaussprechliches Gefühl, aber doch wie der Hauch eines Trostes, von einem leisen Klang umhüllt. „Und wenn er etwas mit dir gewollt hat,“ meinte sie zu fühlen, glaubte sie zu hören, „will er es denn nicht mehr? Weißt du, was er will? Muß er wollen, was dir gefällt?“ — Es war ihr, als klänge die Orgel in der Kirche, vom alten Pechel gespielt; es kam aber Gesang heraus, Worte kamen: „O, wie du weinst — o, wie du weinst“ — in ihr Schluchzen hinein. „Kann dich Gott vergessen, kann dich Gott verlassen?“ Sie weinte noch unaufhaltsam fort; es schien aber nur ein Teil von ihr zu weinen, ein andrer, bessrer, wie dieser Welt entrückt, schien über ihren geschlossenen Augen zu schweben, sich mit Klang zu füllen. Es war wie ein süßer, leiser Gesang, der von dem da über ihr kam:

„O wie du weinst, o wie du weinst,
Deinem verlornen Leben nach,
Weil du noch meinst, weil du noch meinst,
Daß dir dein Schöpfer Glück versprach.“

Sie horchte erstaunt, daß der zu ihr in Versen sprach; doch ihr war so träumerisch zu Mut: sie wunderte sich noch nicht sehr. „Versprach?“ dachte sie, leiser schluchzend. „Nein, er versprach mir kein Glück. Aber wer kann denken, daß er uns all die brennenden Wünsche gibt und nicht auch das Glück? Das, wonach die Seele lechzt; was ich — —“

Wie wenn aber wieder die andre Stimme, die bessere, die schönere spräche, ging wie eine Art von Gesang langsam durch sie hin:

„Was du so nennst, was du so nennst,
Das Glück, nach dem dein Herz geschrien,
Weil du nicht kennst, weil du nicht kennst,
Was Gottes Wille dir verliehn!“

Sie horchte wieder auf. Etwas wie ein Schreck hielt ihr den Herzschlag an; aber ein wonnig schauernder Schreck, der sich in raschem, leichtem Klopfen löste. „Weil du nicht kennst, weil du nicht kennst,“ wiederholte sie, „was Gottes Wille dir verliehn“ . . . „Das bin ja ich,“ dachte sie. „Das sind meine Verse. Ich mache Verse und weiß es nicht! — ‚O, wie du weinst — o, wie du weinst‘“ . . . Sie sprach sie vor sich hin, vernehmbar, von Anfang an; sie prüfte sie mit dem Ohr: sind sie richtig? und nicht dummes Zeug wie im Traum? — Nein, sie hatten Maß und Sinn und Vernunft. Sie sagten, was sie tief irgendwo in der Seele fühlte; in allem Elend ein hoher, rätselhafter, balsam-kühler Trost. Und es war, als drängten sich neue Verse zu; und neue, stärkende Gedanken. . . .

„Gott im hohen Himmel!“ brach ihr nun laut über die Lippen; ihre großen, noch nassen Augen starrten in die Nacht hinaus. Sie fühlte auf einmal, was sich in ihr begab: die Dichterin in ihrer Brust, die schon so lange, so oft emporgestöhnt, nach Erlösung ringend, wie eine Nixe unter dem Eis, die zu den Menschen will, — heut' in dieser tiefsten Pein und Not, wie die erste Frühlingsstrmmacht wohl das Eis zerbricht, drang sie herauf an das Licht. Und mit ihr kam Gottes Wille herauf; „nein, er hat mich nicht vergessen,“ fühlte sie, „hat mich nicht verlassen! Das, eben das hat er mit dir gewollt! Das hat er dir in die Brust ge-

ſchrieben — damals ſchon, in den Kinderzeiten, in die junge Bruſt —"

„Was er dir ſchrieb, was er dir ſchrieb
Tief in die frühlingsjunge Bruſt —"

„Ja," dachte ſie, „ſo weiterdichten! So, wie ich es angefangen hatte, ohne daß ich's wußte; wie ein halber Geſang; mit der Wiederholung. Ach, es klingt ſo ſüß!" — Sie lächelte vor trunkenem Glück: „ich will nun, ich will!"

Es war aber doch nicht viel Wollen dabei; es war mehr ein Sichwollenlaſſen. Mit immer neuem holdem Schauer, in all ihrem Weh, lauſchte ſie dieſem inneren Werdeklang, dieſem leiſen Singen; wie einſt den Weihnachtsglocken als Kind. Sie formte aber mit; „was er dir ſchrieb," dachte ſie, „alſo ‚Gottes Finger'! ‚Gottes Wille' iſt nicht ſo gut!" Sie ging zu den früheren Verſen zurück, um ſie zu verbeſſern und dann fortzudichten:

„Was du ſo nennſt, was du ſo nennſt,
Das Glück, nach dem dein Herz geſchrien,
Weil du nicht kennſt, weil du nicht kennſt,
Was Gottes Finger dir verliehn.

Was er dir ſchrieb, was er dir ſchrieb,
Tief in die frühlingsjunge Bruſt,
Was dir auch blieb, was dir auch blieb,
Wie viel auch ſonſt ins Grab gemußt.

Hör' du nur zu, hör' du nur zu,
Was hier ſo himmliſch ſüß erklingt,
Was dir in Ruh', was dir in Ruh'
Den ganzen Erdenjammer ſingt.

Horch' du nur ſtill, horch' du nur ſtill
In deiner Schmerzen Weihenacht,

Was er noch will, was er noch will,
Als heil'gen Chriſt dir zugedacht!" — —

„Ach," dachte ſie in einem neuen Bangen und Verzagen, „hat er mir noch Gutes zugedacht? Iſt dies nicht bloß ſo ein Wahn, ein eitler Wahn, mit dem ich mich tröſten will?" — Sie ſprang aber auf, wie um dieſe Schwäche, gegen die ſie ſich empörte, von ſich abzuſchütteln; und erfüllt von einem Dankgefühl, das ihr wieder Thränen in die Augen trieb, warf ſie ſich in der Küche auf die Kniee hin. „Ich dank' dir, mein ſüßer, teurer, allgütiger Gott," ſagte ſie flüſternd, doch tief aus dem Herzen: „haſt mich nicht verlaſſen! Haſt mir viel Leid gegeben, vielleicht mehr, mein Gott, als ich tragen kann; aber auch einen Zauberſtab haſt du mir gegeben — ja, ich glaub' daran — wie ich an dich glaube — und mit ihm verwandl' ich mir doch, ja, ja, ich glaub' es, verwandl' ich mir mein Erdenelend in ein Paradies! Ich will's immer verſuchen, mein Gott! Will immer denken, das haſt du mit mir gewollt; haſt auch mir gegeben, ‚zu ſagen, was ich leide'. Ach, gib mir's nur; dann nehm' ich auch mein Leid ſtill aus deiner Hand. Aber gib mir's, Vater! Verlaß mich nicht, verlaß mich nicht!"

Sie lag noch eine Weile ſo da, bis die Kniee ſchmerzten. Langſam, ſchwer ſtand ſie auf; es war noch immer Nacht. Das Lichtchen brannte trübe fort, in der weichen und warmen Luft. Sie mochte es nicht löſchen. Zu Fritz ins Schlafzimmer zu gehn bangte, graute ihr. Sie kauerte ſich in die Ecke am Herd, auf einem alten zerriſſenen Polſterſchemel, den ſie aus dem Elternhaus mitgebracht hatte, mit dem zuweilen die Kinder ſpielten. So erwartete ſie den Schlaf.

Er kam aber noch lange nicht. Ihre Gedanken irrten hin und her; sie wollten nicht zu Christian, sie flogen aber zu der fernen Schwester, zu des Vaters Grab, der ihr zuerst von Schiller gesagt, der ihr junges Herz die Dichter lieben gelehrt hatte. „Ida!“ sagte sie, wie zu ihr hinübersprechend, „ich hab' wieder ein neues Glück! — Es soll mich aufrechthalten, Vater, lieber Vater!“

Und zwischen Wachen und Schlafen, immer versinkend, immer wieder auftauchend und wie von einer schmerzlich weichen, liebkosenden Klagemusik umrauscht, dichtete sie noch ein langsam werdendes Lied:

„Ach, mein Herz, mein brennend heißes,
Meine zuckende Flamme du,
Ach, wie kommst du — Gott nur weiß es —
Ach, wie kommst du einst zur Ruh'?

Sollst du nach und nach erkalten
Wie der Dämm'rung Abendrot,
In der welk verschrumpften Alten
Warten auf den säum'gen Tod?

Sollst du jäh vor Jammer brechen
Durch des tiefen Kummers Macht,
Und in heißen, roten Bächen
Dich verströmen über Nacht?

Ach, mein Herz, ich wollt', es käme
So wie unter'm Lindenbaum
Gottes rascher Blitz und nähme
Dich hinweg, du ahnst es kaum.

Gottes Wolke dich umhüllend,
Dich umarmend letzte Luft,
Letzter Kummer dich erfüllend,
Und so stillstehn unbewußt!“

Viertes Buch.

I.

Müllner — nicht mehr Referendar, sondern Aſſeſſor, von der jüngſten Prägung — kam in offenem Wagen vor dem Zöllerſchen Bauernhaus in Wiedenfelde angefahren, einen ſteifen Cylinderhut auf dem Kopf; die weiße, feſtliche Halsbinde lugte unter dem Ueberzieher hervor. Er ſah den Hausherrn, Chriſtians Bruder Karl, ſeine kurze Pfeife rauchend, auf der Schwelle ſtehn; den Hut lüftend grüßte er und ſprang in ſeiner leichten, eleganten Manier herunter, faſt ehe noch der Wagen hielt. „Gutes Hochzeitswetter," ſagte er, auf den wenig bewölkten, ſommerblauen Himmel deutend. „Wo iſt er? Ihr Bruder?"

„Schläft noch," antwortete der junge Bauer, der keine Miene verzog.

„Unſinn!" ſagte Müllner. „Wie wird er denn jetzt noch ſchlafen. Und an ſo 'nem Morgen!"

„Wenn er's aber doch thut. Meinen Sie, nicht?"

Müllner ſchüttelte ungläubig den Kopf; er ſah aber auf Karl Zöllers braunrotem Geſicht den ihm wohlbekannten Zöllerſchen Ausdruck, der ſich ſo gern ſehen

ließ und dann ſagen wollte: warum ſollten wir das nicht können? wir Zöllerſchen, wir können das! — „Er iſt wohl geſtern ſpät gekommen?“ fragte er.

„Natürlich iſt er das,“ gab der Bauer zur Antwort. „Er kam ja doch mit dem letzten Zug von Berlin; und dann noch die lange Fahrt im Wagen hierher. Na, und ausſchlafen will er ja doch auch. Oder meinen Sie, nicht?“

„Na ja. Ich dachte nur —“

„Ja, Sie dachten was!“ ſagte Karl Zöller und lachte.

„Dummer Bauernkerl,“ dachte Müllner, der die roſigen Lippen verzog, und ſah nach dem geſchloſſenen Giebelfenſter hinauf, hinter dem der andre ſo in den Morgen hineinſchlief. „Es könnt' aber doch ſchon 'ne Depeſche da ſein,“ bemerkte er nach einer Weile; „ſo ſpät wie es iſt. Noch gar nichts gekommen?“

„Warum ſollt' noch nichts gekommen ſein?“ fragte Karl Zöller zurück. „Natürlich iſt 'ne Berliner Depeſche da; und ſchon ſeit 'ner Stunde. Der Bote kam ja beinah im Trab — für ſein großmächtiges Trinkgeld —“

„Und nun liegt das Telegramm noch da?“

Der Bauer lachte wieder, die Pfeife im Mund. „Warum ſollt's denn noch da liegen? — Ne, Herr Aſſeſſor, ſo ſind wir hier nicht. Da kennen Sie meinen Berliner Bruder nicht. ‚Sobald die Depeſche da iſt, zu mir ans Bett!‘ Ich alſo hinauf damit. Er ſchlief wunderſchön. Gleich im Augenblick war er aber wach; ‚aha!‘ ſagt' er bloß. Macht ſie auf und lieſt mir vor: ‚Glänzender Erfolg!‘ Ne, es ſtand auch noch ‚koloſſaler‘ dabei. ‚Unzählige Hervorrufe; ich erſchien wenigſtens zwanzigmal für dich‘ — das telegraphiert nämlich ſein

Freund, der Reſiſchör, oder wie das heißt. ‚Zuletzt kam der Direktor ſelbſt. Alles beglückwünſcht dich zu dieſem herrlichen Abend.‘ So war die Depeſche!“

„Hurra!“ rief Müllner aus. „Der Tag fängt gut an! — Ihr Bruder freute ſich; wie?“

„Bannig,“ erwiderte der junge Bauer. „Aber ſo auf ſeine Art. Angelacht hat er mich vor Vergnügen, hat laut aufgelacht; und hat die Depeſch’ noch einmal geleſen und ſie dann feſt zuſammengedrückt und mir ins Geſicht geworfen. ‚So!‘ hat er dann geſagt, ‚nu laß mich noch ’n biſchen ſchlafen;‘ und hat ſich auf die andre Seit’ gedreht und mich nicht mehr angekuckt. Und ich wieder hinaus! — — Ja, ſo iſt mein Bruder.“

„Er kann wohl ſo ſein, dieſer Glücksmenſch,“ ſagte Müllner, ſeinen ſpitzen Kinnbart drehend. „Ihm geht alles gut! — Was hatte er an Frau Friederike geſchrieben? ‚Wenn ich nicht dabei bin, ſo fällt meine Komödie durch!‘ Na — er muß dennoch abreiſen, er iſt nicht dabei — und was kommt ihm nachgereiſt? Dieſe Depeſche! — ‚Koloſſaler Erfolg‘. Wenn das noch Ihr Vater erlebt hätte!“

Karl Zöller zuckte die Achſeln. „Wie konnt’ er denn das noch erleben,“ ſchien ſein Geſicht zu ſagen; „er iſt ja ſchon ſo lange tot.“

Müllner wies jetzt zur Sonne hinauf: „Es hilft aber alles nichts,“ ſagte er; „wenn Ihr Bruder noch mit dabei ſein will, muß er nun doch aufſtehn. Sie wiſſen, er braucht lange. Und wie lange wird er heut erſt brauchen. Sie müſſen ihm wenigſtens einen kleinen Wink mit dem Zaunpfahl geben; es iſt Ihre Bruderpflicht!“

„Na ja,“ brummte der junge Bauer. Er klopfte

ſeine Pfeife aus, und nachdem er den Aſſeſſor erſucht hatte, in die Wohnſtube einzutreten, ſtieg er die ſchmale hölzerne Treppe zur Dachkammer hinauf. Mit einer gewiſſen Zartheit pochte er dort an die Thür; dann rief er durchs Schlüſſelloch: „Je, der Aſſeſſor Müllner iſt ſchon da und meint, es wird bald zu ſpät!“

„Gut! — Das heißt, hol' euch der Teufel!“ rief es aus der Kammer zurück.

Der Bruder blieb ſtehn und wartete, als genüge ihm dieſer Beſcheid noch nicht, als werde wohl noch was kommen. Nach einer Weile rief denn auch Chriſtian nochmals: „Das heißt alſo, ich ſtehe in Gottes Namen auf! Bis dahin hol' euch der Teufel!“

„Das iſt doch wenigſtens 'ne Antwort,“ brummte Karl Zöller und ſtieg in ſeiner ſtattlichen Langſamkeit die Treppe wieder hinunter. Chriſtian, ſich in ſeinem Bette dehnend, horchte auf die ſchweren Schritte, bis er nichts mehr hörte. Ihn wunderte die tiefe Stille, die ihn dann von allen Seiten umgab; ihn, der die ewig ſummende Unruhe der Weltſtadt noch in den Nerven hatte. Das Tageslicht fiel aber aufdringlich durch das unverhängte Fenſter herein; wenn ihn auch die Morgenſonne hier auf der Weſtſeite nicht treffen konnte. Er hob den Kopf und ſah ſogar, zwiſchen den Dächern und Baumkronen von Wiedenfelde hindurch, ein Stück blauen Sees, über das eben ein langſam ziehender Wolkenſchatten glitt. Der alte See! Da lag er wieder! Und ein paar hundert Schritte von ihm lag er ſelbſt, Chriſtian Zöller, der Ausgewanderte, der „Sohn der Erde“, der ſein Schickſal draußen geſucht; der ſo oft gemeint, irgendwo in der Ferne werde einmal die „große Entſcheidung“ in Ge-

ſtalt des „Weibes“ kommen, in Capri oder Hongkong oder Valparaiſo. Nun lag er in Wiedenfelde, und der Schickſalsmorgen war da ...

„Hätt' ich das gedacht,“ ging ihm durch den Sinn, „als ich vor zwei Jahren zum erſtenmal wieder herkam — noch nicht der ‚Gefeierte‘, der ‚Glücksmenſch‘ wie jetzt, aber noch ein freier Mann! — — Ich muß aber aus dem Bett ... Steh' auf!“ — — Er ſtand noch nicht auf. Von holder Wärme und ſüßer Trägheit umfangen träumte er ſich in jenen Sommer zurück, als er ſo ahnungslos, „auf acht Tage“, angewandert kam und ſo geſchwind zwiſchen Scylla und Charybdis geriet. Wie dieſes unſinnige, aufreibende Doppelleben ihn packte, mit der verlangenden Friederike, der fliehenden Hildegard; bis in Gollin der Blitz niederkrachte, der ihn aus dem ſchwülen Märchen vertrieb ... Wie er dann, um der armen Hilde zu helfen, am andern Tag, hier in dieſer Kammer, den Brief an ſie ſchrieb, ſich tüchtig anklagend, wie es ſich gebührte, ſie entſchuldigend, mit jedem Wort aber beteuernd: „es war ein leichtes, leichtſinniges Spiel, weiter nichts!“ — Einen Tag danach kommt der Brief zurück mit einem Zettel von Fritz Diſtels Hand: „Hilde finde beſſer, daß es beim Nichtwiederſehen bleibe; und das finde er, Fritz Diſtel, auch.“ Wenige, gut geſetzte Worte, offenbar von Hilde diktiert ... Wie es dann über ihn kam, das Schickſal, da er noch wähnte, daß er fliehen könnte; wie den Verſtörten, Verwilderten die „Seenixe“ Friederike durch ihre heiße Liebe tröſtete, er ſich in ihren Armen verlor. Wie alles wieder in ihm erglühte, was ſie in jenen erſten Tagen geweckt; und von der Kraft ihrer Liebe überwunden, von ſeinem guten, rechtſchaffenen

Herzen fortgeriſſen, er ihr in jener Nacht gelobte: ſie nie verlaſſen; wenn der kranke Riſtow ſtirbt, wird ſie ſeine Frau! — — Heute ward ſie's nun . . .

Sachte, wie man jemand im Spiel bei den kleinen Fingern nimmt und wehrlos durchs Zimmer führt, ſo hatte ihn das Schickſal aus der Welt an dieſen Heimatsſee zurückgezogen. Eh' die Sonne im Mittag ſtand, ſtand er mit der Witwe ſeines Freundes in der Seedorfer Pfarrkirche und gelobte ſich ihr vor dem Altar zum Gefährten durch Leben und Ewigkeit; vorher vor dem Standesamt, aber nur fürs Leben. Friederike Plittendorf! — Neun Jahre war es nun her, da ſaß er mit Ferdinand Riſtow oben auf dem Nordkap, ſah die Mitternachtsſonne über das gekräuſelte Meer blitzen und hörte zu, wie ihm Riſtow von dieſem „verwünſchten fidelen Bleiſtift" Friederike Plittendorf erzählte. „Chriſtian Zöller, du wirſt ein großer Mann, ich wiederhol' es dir hier am Ende von Europa, in der Geiſterſtunde bei hellem Tag; — was wird aber aus *mir*? Ich mach' ſchlechte Witze über dieſes Frauenzimmer, ſie hat mich aber doch. In meinem Innerſten hoff' ich doch: ſie wird noch mal meine Frau! Ich hab' ſie ſo wütend gern. Krieg' ich ſie, ſo ſterb' ich vor Glück!" — Nun hatte er ſie „gekriegt", und war geſtorben — wenn auch nicht vor Glück. Und Chriſtian Zöller war wirklich ſo was wie ein „großer Mann" geworden — die Zeitungen ſchrieben es ja, die Leute ſagten es ja — und das freche Glück machte ihn jetzt noch zu Ferdinand Riſtows Erben, gab ihm deſſen Frau. Hatte ſie ihm ſchon zu früh gegeben, legte ſie ihm nun feſt und ehrbar ans Herz . . .

Das *Glück*? — War's ſein Glück? — Wie er nun

ſo da lag, das alles rückwärts durchdenkend, in die Zukunft hineinfragend, war er denn nun glücklich?

Er raffte ſich auf, um ein Ende zu machen — „mit dieſer allerdümmſten Frage," dachte er, „wird man niemals fertig!" — und ſprang aus dem Bett. Nachdem er ſich von Kopf zu Fuß abgewaſchen und ſeine Feiertagskleider aus dem Koffer genommen hatte, begann er ſich anzukleiden; er öffnete das Fenſter, die Luft zu erfriſchen, und ſah nun den jungen Aſſeſſor, den die Langeweile aus der Bauernwohnſtube wieder hinausgetrieben hatte, vor dem Haus umhergehen. „Müllner!" rief er ihn an. „Kommen Sie doch herauf!"

„Sind Sie endlich herausgekrochen?" rief Müllner etwas mißvergnügt zurück. Chriſtian winkte ihm heiter zu und nickte. Der Aſſeſſor ging ins Haus und trat bald in die Giebelkammer ein, deren Kleinheit und Dürftigkeit ihn doch noch überraſchte.

„Rührend!" ſagte er, nachdem er Chriſtian durch einen allermodernſten Händedruck begrüßt hatte; „wirklich, das iſt rührend! daß ein ſo gefeierter Mann wie Sie in dieſem Neſt in den Morgen hineinſchläft, an dem er die eleganteſte Frau von Mecklenburg heiratet! Das müßte ein Journaliſt im Feuilleton erzählen; bei Ihren Berlinern machte das Senſation!"

„Ich beſchwöre Sie," ſeufzte Chriſtian, „verpeſten Sie nicht die Luft mit dieſem gottverbotenen Wort: Senſation! — Entſchuldigen Sie meine mangelhafte Bekleidung; ich dachte, es iſt doch noch unterhaltender für Sie, meinem ‚Lever' beizuwohnen als dem Frühſtück der Hühner auf dem Düngerhaufen. Uebrigens meinen herzlichen und doppelten Glückwunſch!"

„Wieſo doppelten?“ fragte Müllner.

„Nun, erſtens zum Aſſeſſor; dann, daß Sie die Ehre haben, meine Heirat mit Ihrer ſchönen Freundin als mein Trauzeuge einſegnen zu helfen. — Was machen Sie für ein Geſicht? Gönnen Sie mir ſie nicht?“

„Doch auch noch ein Bauer!“ dachte Müllner, dem es rot in die zarte Haut ſchoß. Er lächelte obenhin und erwiderte: „Sie können manchmal Fragen ſtellen ... Der richtige, verwöhnte Glücksmenſch! — — Ich will Ihnen nur ſagen, Zöller: Frau Friederike, der ich offenbar dieſe ‚Ehre‘ verdanke — denn ſie hat ja gewünſcht, daß Sie mich neben Ihrem Bruder zum ‚Beiſtand‘ nehmen, wie man in Oeſterreich ſagt — Frau Friederike war geſtern ziemlich ſchlecht auf Sie zu ſprechen. Ich war nämlich ſchon geſtern in Seedorf, mußte aber wieder nach der Stadt zurück. Sie fand es unerhört — ich zitiere wörtlich — daß Sie es überhaupt für möglich angeſehen hätten, die Hochzeit um einen oder zwei Tage zu verſchieben, damit Sie zur erſten Aufführung Ihres Schauſpiels in Berlin bleiben könnten. ‚Ein richtiger Litteratenein fall!‘ ſagte ſie. Ich zitiere wörtlich!“

„Litteraten,“ wiederholte Chriſtian, indem er ſich die weiße Halsbinde anlegte. „Sie weiß, ich haſſe das Wort, darum hat ſie ſich daran wohlgethan. Wie bin ich denn auf dieſen unerhörten Einfall gekommen? Weil alles Theaterpech über mich hereinbrach, das einen jungen Dichter verfolgen kann! Anfang Mai ſollte mein Stück heraus, allerſpäteſtens; da regnet es Erkrankungen, Entzweiungen, Kontraktbruch — es wird Anfang Juni draus; eine eigentlich unmögliche Zeit! ‚Um Gottes willen,‘ ſchreit mich mein Freund, der Regiſſeur, ſchreien

mich der Direktor und alle Mitspieler an, ‚wenn Sie jetzt am Tag der Aufführung fortreisen, so denkt jeder, Sie selber lassen Ihr Stück im Stich, geben es verloren — und es ist verloren!‘ — Mir stand schon der Kopf ich weiß nicht wo. Zum Teufel, denk' ich, auf einen Tag kommt es doch nicht an; der Schwiegervater selber hat gesagt: eine stille Hochzeit, ganz still, das sind wir Ferdinand Ristow schuldig; nur die allernotwendigsten Menschen; — warum also nicht vierundzwanzig oder achtundvierzig Stunden später? So telegraphiert' ich denn und fragte an. Die Antwort fiel freilich wunderbar aus —“

„Ihre Braut war wütend!“ warf Müllner hin, mit einer eleganten Handbewegung, die nicht ganz ohne Genuß war.

„Na, lassen wir das jetzt. Ich will sie schon wieder heiter machen. Zunächst bring' ich ihr einen ‚Bombenerfolg‘ als Morgengabe; — da liegt er!“

Christian deutete lächelnd auf das zusammengedrückte Papierknäuel, das am Boden lag. Der Assessor hob es auf, entfaltete die Glücksdepesche und las sie; mit strahlendem Vergnügen auf seinem doch eigentlich gutherzigen, rundlich weichen Gesicht.

„Ja, ja, Glück muß man haben!“ murmelte Christian, vor dem kleinen, elenden Spiegel stehend, vor dem er einst seine Stattlichkeit und Schönheit so nach und nach hatte knospen und aufblühen sehen. Er gefiel sich heut, obwohl er etwas großstädtisch verbraucht aus tiefer liegenden Augen blickte; die zarte Bläße stand ihm doch gut. Er gab seinem sanftgelockten Haar den letzten „Schick“, und stäubte einen wunderbar schwülen Wohlgeruch hinein, den er erst vor vier Wochen kennen gelernt

und sogleich liebgewonnen hatte. Dann versank er in eine sehr ernste Betrachtung: auf die linke Hand hatte er sich eine Gemme gelegt, einen blaßgrünlich schimmernden Käfer, der mit einer Vorsteckнadel versehen war. Das blaugrüne Licht wanderte auf ihm hin und her, wie Christian die Hand bewegte.

„Was haben Sie da?" fragte Müllner.

„Ein Amulett," antwortete Christian.

„Das ist ja ein Käfer."

„Ja, aber was für einer. Ein alter Aegypter, ein Scarabäus; ‚der heilige Käfer' genannt."

„Sind Sie abergläubisch?" fragte Müllner, die kleinen grauen Augen groß aufreißend. „Was wollen Sie mit dem Ding? — Das ist ja einfach ein Mistkäfer."

„Freilich. Warum denn nicht? — Darum kann er doch ein Glückstier sein. Sehn Sie die Rückseite! Da!"

Christian drehte die Gemme herum, auf der glatten Unterseite erschienen eingegrabene und goldig gefärbte Zeichen, eine ganze Schrift.

Müllner betrachtete sie; dann lächelte er Christian an. „Das sollen wohl Hieroglyphen sein? Wie?"

„Wahrscheinlich."

„Und verstehn Sie, was das heißt?"

„Nein."

„Aber erlauben Sie! Das ist ja der reine Fetischdienst!"

„Ach was," murmelte Christian. Seine Wangen färbten sich flüchtig, daß dieser Assessor sich unterstand, so mit ihm zu reden; dann gab er ihm aber sein Lächeln, nur überlegener und stolzer, zurück. „Erlauben Sie, Assessor, das verstehn Sie nicht; das gehört ins Mystische.

Ich hätte mir gern den Glückskäfer an diesem Schicksalstag in die Krawatte gesteckt; — bei der kleinen weißen Binde geht's nicht. — Mit sollst du aber doch!"

Er nahm die Nadel des Scarabäus zwischen seine starken Finger und steckte sie sich nahe an den Rand des Fracks.

Müllner lachte.

„Wozu brauchen Sie noch Glück?" sagte er dann und schüttelte ernsthaft den Kopf. „Sie haben ja schon mehr als zu viel! Ein schöner Kerl, berühmt, verhätschelt, bald reich, selbstgemachter Mann — und heut heiraten Sie diese Frau! — Ja, nun lächeln Sie. Aber noch lange nicht genug. Ihr Glück ist so lächerlich, daß Sie lachen müßten. Wenn ich heut' mit dieser Frau —!"

Er sprach nicht zu Ende. Er bemühte sich, möglichst harmlos zu lächeln.

„Ja, ja," sagte Christian, der sich nun sein Hochzeitssträußchen in das Knopfloch steckte. „Sie sind eigentlich ein merkwürdiger Trauzeuge, Müllner: so 'ne Art Fridolin. Ich glaube, Sie bilden sich ein, daß Sie die Frau beinahe ebenso zärtlich lieben wie ich. Und jedenfalls länger als ich!"

„Das letztere könnte sein," erwiderte der Assessor mit etwas aufgetragener Heiterkeit. „Das will ich Ihnen doch noch vor der Trauung sagen, Zöller: es hat eine Zeit gegeben, wo ich Sie ganz anständig gehaßt habe —"

„Zitieren Sie wieder wörtlich?"

„O ja. Sie wissen es auch selbst recht gut! — Wenn Sie sich unsrer ersten Begegnung da draußen auf dem See erinnern; da — da — da stand ich mit Frau

Friederike nicht ſchlecht. Wenn Sie damals nicht gekommen wären — —"

Müllner ſah Chriſtians Geſicht jetzt vom Spiegel weg auf ſich gerichtet, und mit ſo tiefem Ernſt, daß er kein Wort mehr hervorbrachte. Ihm war auf einmal, als habe er ſchon zu viel geſagt. Es ward im Zimmer totenſtill. Chriſtians Hände hatten ſich zuſammengezogen, geballt; reden mochte er nicht. Sein Stolz machte ihn ſteif und ſtumm. Endlich trat er ans Fenſter, als ſähe er da draußen etwas. „Aha!" ſagte er. „Es wird eingeſpannt!"

„So, ſo," ſtieß Müllner tonlos heraus. „Es wird eingeſpannt."

„Dieſer Menſch!" dachte Chriſtian, auf die beſtaubte gläſerne Scheibe ſtarrend. „Beinahe ſagt er mir ins Geſicht: ‚wärſt du damals nicht gekommen, ſo hätte ſie mich als Troſt genommen; ſo ward ich ihr — —!' — Und ich glaub's ſelbſt, er hat recht. Und die wird heut meine Frau! — — Und was denkt er vielleicht in dieſem Augenblick, hinter ſeinem glatten Lärvchen? ‚Nimm du dich nur zuſammen, Hochzeiter,' denkt der Burſch' vielleicht, ‚daß du ihr immer der Liebſte bleibſt; ſonſt bin ich noch da. Sonſt braucht ſie vielleicht wieder einen Troſt — und an mir ſollt's nicht fehlen!'"

Ein greuliches Gefühl lag ihm auf der Bruſt; ein widriger Geſchmack kam ihm auf die Zunge, voll von Bitterkeit. Er ſchüttelte ſich endlich kräftig und ſchüttelte beides fort. „Einbildungen!" dachte er. „Dir macht dein übertriebener Stolz was vor! Sie ſpielte damals mit ihm; und nicht bloß mit dem. So eine Frau braucht Spielzeuge; — und wenn dieſe Puppen ſich für lebendige

Menſchen halten, was thut's? Sie ſind doch nur Puppen; höchſtens als Trauzeugen zu brauchen . . ."

Es widerſtand ihm aber doch noch, dieſen Trauzeugen anzuſehn. „Ja, es wird eingeſpannt," wiederholte er; „und mein Bruder ſteht jetzt reiſefertig da, hat ſich ſchön gemacht. Möchten Sie nicht ſo gut ſein, Müllner, und einen Blick auf ihn werfen, ob auch alles in Ordnung iſt? damit er uns in Seedorf keine Schande macht? Sie haben ja das Auge dafür. Unterdeſſen ſchau' ich noch zwei, drei Minuten in eine Zeitſchrift, die ich —"

„Wozu ſo viele Worte," unterbrach ihn Müllner. „Sehr gern. Wenn Sie hier fertig ſind, kommen Sie nach!"

Hurtig, beinahe eilig ging er aus der Thür und hinunter. Chriſtian horchte gedankenlos; das Gefühl, das ihm wieder über die Bruſt und den Rücken ging, zwang ihn zu einem tiefen, langen Atemzug. Dann griff er nach der Zeitſchrift, die er zugleich mit ſeinen Kleidern aus dem Koffer hervorgezogen hatte. Es war ein Wochenheft, in dem der Abdruck einer längeren Erzählung von ihm begann; auch das ein voller Erfolg! hoffte er; und auch das verband ſich ihm mit dem heutigen Schickſalstag. Er wollte wenigſtens die Augen noch mit dieſem Anblick füllen, ſich an dem Anfang und an der Hoffnung weiden, eh' er zur Hochzeit führe; ſo hungrig war er heut nach abergläubiſch beſtärkenden Gefühlen. Er überflog die bedruckten Blätter. Ihm fehlte aber doch die Andacht, ſeine Gedanken irrten umher; auch ſtörte ihn das ſonderbare Schnauben und Wiehern eines der Pferde da unten, das der Knecht eben anſchirrte.

„Was iſt denn das?" ſummte er, da er bei dem ‚Fortſetzung folgt' angekommen war und über die Verſe

hinflog, die darunter folgten. Es war ein Gedicht, das er unbewußt zu leſen begann, wie es einem ſo oft ergeht; auf einmal aber ſah er ſich durch die Worte an das Seeufer bei Steinhagen verſetzt, neben die achtzehnjährige Hildegard. Es kam ihm vor, als hör' er ſie ſprechen; als könn' auch das alles kein andrer auf der Welt ſprechen, als ſie:

Ihr Silberfiſchlein! ja, ich ſeh' euch wieder,
In halbem Traum rückdenkend in der Nacht:
Im Sonnenrauſche ſprangt ihr auf und nieder,
Zu lieblich hat das goldne Licht gelacht.
Entſprangt den Fluten, ſchnelltet euch ſo wählig
Aufs breite, grüne Waſſerroſenblatt;
Dann wieder heimwärts, nun im Kühlen ſelig; —
Doch eins blieb oben, dürſtend, todesmatt.

Das konnt' den Heimweg in die Flut nicht finden; —
O ſput' dich, ſput' dich! lebſt nicht lang' im Licht!
Da ſpringſt noch wieder; doch die Kräfte ſchwinden;
Blatt liegt an Blatt, ſo rund, ſo breit, ſo dicht.
Du zierlich Fiſchlein, zarter als die andern,
Nun liegſt du ſtill! Haſt keinen Todesſchrei,
Doch mit der Welle wirſt du nicht mehr wandern;
Das grüne Blatt dein Sarg; es iſt vorbei! — —

O Gott! So wär's auch mir wohl einſt ergangen,
Hätt' damals ich den wilden Sprung gemacht! —
Nun bin ich freilich ſonnenfern gefangen,
Ein armer Fiſch, in meiner kühlen Nacht;
Die alte Sehnſucht zerrt mich im Gewimmel
Zum goldnen Licht hin! — Doch ich lebe noch.
Ich ſing' mein Elend, liebe Gott im Himmel,
Und was ich hab' von ihm, ich lieb' es doch! — —

„Das verſteh' ich nicht," dachte Chriſtian, auf die Verſe ſtarrend. „Wer kann denn die gemacht haben —

wer denn anders als *ſie*? Was damals ſie und ich erlebten ... Freilich, es gibt noch *mehr* Seeroſenblätter und turnende kleine Fiſche; und es kann ein dritter — — Aber ganz, ganz ſo! In jedem Zug ſo, wie ſie und ich! — Und dann dieſe Verſe:

O Gott! So wär's auch *mir* wohl einſt ergangen,
Hätt' damals ich den wilden Sprung gemacht!"

Ihm fiel die Feierabendſtunde in Hildegards Laube ein, wo ſie vor zwei Jahren, über *ſein* Seeroſengedicht mit ihm ſprechend, ihm faſt mit denſelben Worten geſagt hatte: „hätt' ich an jenem Abend, mit dir, den wilden Sprung in das ‚Seeroſenparadies' gemacht, dann ging's mir wohl auch wie dem kleinen Fiſch!" — „Freilich," hatte ſie hinzugeſetzt, „was hab' ich jetzt? was bin ich jetzt? Ein armer Fiſch, im kühlen Dunkel" ... So hier dieſe Verſe:

Nun bin ich freilich ſonnenfern gefangen,
Ein armer Fiſch, in meiner kühlen Nacht ...

„Herr Gott!" rief er jetzt aus. „So gewiß, wie ich das Schauſpiel verfaßt hab', das geſtern abend *nicht* durchgefallen iſt, ſo gewiß hat Hilde dies Gedicht gemacht! — ‚M. Hillmann' ſteht darunter ... Das beweiſt noch nichts. — *Doch*, das beweiſt für *mich*! ‚M. Hillmann' ... Wenn ſie als ‚Hilde Mahlmann' dichtet, aber ſich nicht ſo nennen will — und es umgedreht, ‚Male Hillmann' daraus gemacht hat. Nun ja! Wie viele haben das ſchon gethan. Möglich iſt es jedenfalls ..."

„Was *möglich*!" murmelte er, wieder in das Gedicht vertieft, die Haare über ſeiner Stirn durcheinander-

wirrend. „Gewiß! Ganz gewiß! Hilde Mahlmann heißt ſie; das ſind Hilde Mahlmanns Verſe; das iſt ihr Gedicht vom Seeroſenparadies. Als wär' es ihre Antwort auf meins. — Da leſ' ich das — an meinem Hochzeitstag — wie 'nen Gruß von ihr . . ."

Es überlief ihn ganz wunderlich. Die kleine Hilde — die „kleine Muſe" — nun wirklich zur Muſe geworden; Hildegard die Dichterin! — „Und ſo gute Verſe," dachte er; „ſo gute Verſe. Wie iſt ihr das gekommen? Seit wann kann ſie das? In dieſer Zeitſchrift gedruckt; — da! unter meinem ‚Fortſetzung folgt'!"

Er ſtarrte immer wieder auf die „guten Verſe", als ſollte er ſie auswendig lernen. Endlich pochte es an die Thür; „Chriſtian!" rief Bruder Karls poeſieloſe Stimme. „Der Aſſeſſor geht ſchon aus Rand und Band. Sie heiratet 'nen andern, ſagt er, wenn wir jetzt nicht kommen. Und es iſt auch die höchſte Zeit!"

II.

Auf der guten, nur ſtaubigen Fahrſtraße zwiſchen Wiedenfelde und Seedorf fuhren die drei jungen Männer im offenen Wagen raſch dahin; zu ſpät kamen ſie noch nicht, wenn auch ſpät genug. Plittendorf, in ſeinem neuen Frack aus Berlin, eine weiße Roſe im Knopfloch, noch immer jugendlich ſchlank, wenn auch jetzt auffallend ergraut, trat ihnen im Vorzimmer etwas haſtig, wie unruhig, entgegen; „na, ſeid ihr endlich da!" rief er aus. Er begrüßte ſie dann aber in ſeinem großen, herzlichen Hausherrnſtil, einen nach dem andern, die Hände drückend und

ſchüttelnd, mit den Augen ſtrahlend. Darauf hielt er Chriſtian auf Armeslänge von ſich weg, wie wenn er deſſen Anblick ſo recht voll und feierlich in ſich aufnehmen wollte; „nun, Dichter der Nation!“ ſagte er, „wie ſiehſt du denn heute aus? — Nicht übel. Ein nordiſcher, deutſcher Apollo. Der Frack ſitzt dir gut; ich erkenne den Meiſter: er hat auch meinen gebaut. Und dieſe Bruſt, dieſe Schultern! Du lebſt hundert Jahre! Das iſt was andres als unſer armer Ferdinand . . .“

Plittendorf hielt inne, nur noch ein ganz leiſes „Hm!“ ſummend; er ſchien im Zweifel, ob es jetzt gut wäre, wenn ſeine Augen feucht würden; ſie blieben aber trocken. Mit einer majeſtätiſchen Armbewegung ſchob er die traurige Vergangenheit fort, als verbanne er ſie aus ſeinem feſtlichen Hauſe; hängte ſich in Chriſtians Arm und führte ihn in den Salon hinein und dort auf und ab. „Mach ſie glücklich, Schwiegerſohn!“ ſagte er, die ſo gern geräuſchvolle Stimme dämpfend. „Mach ſie glücklich! Sie hängt wunderbar an dir —“

„Ich hab' ja keinen andern Gedanken,“ entgegnete Chriſtian ſchlicht.

„Mach ſie glücklich!“ wiederholte Plittendorf noch einmal, als höre er dieſe Worte beſonders gern von ſeinem wohltönenden Baß. „Haſt keinen andern Gedanken; das iſt gut geſagt; das iſt deiner würdig. Chriſtian Zöller! Berühmter Mann! Nordiſcher Apollo! — Zwiſchen Männern wie wir, nicht wahr, iſt alles andre als Offenheit Unſinn; jeder durchſchaut den andern, nicht wahr; und nur in der vollkommenen Aufrichtigkeit iſt Größe. Ich war dir nicht immer ſo gut wie jetzt! Friederike, die ahnungsvolle Weiblichkeit, hatte dich immer gern; ich,

mein teurer Junge, hatte allerlei gegen dich. Das war dir wohl nicht entgangen; wie?"

Chriſtian ſchüttelte lächelnd den Kopf.

„Vorurteile, weißt du, kenne ich nicht! Vorurteilen trotz' ich! Wenn er ‚ſich herauspaukt', dachte ich ſchon damals, wenn er einen ganzen Mann aus ſich macht — einen ‚Stern', wie Friederike ſagt — ſo werd' ich der erſte ſein, der ihm achtungsvoll die Hand ſchüttelt! So — jetzt thu' ich das. Deine große, ſtarke, charaktervolle Hand; die Hand eines Schriftſtellers, der ſich mit Gottes Gnade und aus eigener Kraft emporgerungen hat. — Mach ſie glücklich, Schwiegerſohn! Sie kann ohne dich nicht leben, ſagt ſie. Sie hat ſchwere Jahre gehabt; ſo ein junges, lachendes, lebensfrohes Geſchöpf — mit einem ewig Sterbenden ... Du mußt ſie jetzt entſchädigen, ihr, ſozuſagen, den Himmel auf Erden ſchaffen. Willſt du?"

„Den Himmel, das iſt viel verlangt," ſagte Chriſtian lächelnd. „Aber was ich kann!"

Plittendorf drückte ihm wie verſtohlen die Hand, obwohl ſie allein waren: „Nicht wieder ſolche Telegramme, weißt du, wie das von vorgeſtern früh aus Berlin! Ob man nicht die Hochzeit zwei Tage verſchieben könnte ... Das war — wie ſoll ich ſagen — das war etwas ruſtikal gedacht! Friederike ging ja förmlich an die Decke. ‚Er liebt mich nicht! Er liebt mich nicht!' Und was aufgeregte junge Damen ſo loslaſſen, wenn man ſie verletzt. Nun ja, freilich, eine ganz ſtille Hochzeit; dein armer Ferdinand ... Aber Hochzeit iſt es doch. Und Friederike iſt 'ne Plittendorf; der Plittendorfſche Stolz. Auf den immer Rückſicht nehmen! Wie? — Sind wir einig, Schwiegerſohn?"

Chriſtian kämpfte noch immer vergebens gegen ſein Erröten. „Gewiß,“ murmelte er. „Indeſſen —“

„Alſo wir ſind einig! Natürlich. Ihr liebt euch, ihr kennt euren Wert, und ihr werdet euch auch verſtehn! — Heute nachmittag fliegt ihr mir davon, ihr wollt's ja; Hochzeitsreiſe durch halb Europa, na ja, meinetwegen; aber ich hoffe, ihr kommt immer wieder und ſagt dann: Seedorf iſt doch das Zentrum der Erde, Seedorf iſt das Paradies! — Jetzt zu unſern Damen. Nur Frau Steffens und die Brautjungfern, oder wie ihr das nennt; beide aus Hamburg verſchrieben, weißt du, Freundin und Couſine. Auf der Veranda, glaub' ich — — Ja, ich hör' ſie lachen!“

Er führte ſeinen Schwiegerſohn durch das Speiſezimmer und auf die Veranda hinaus, wo die Damen in ihren hellen Kleidern leuchteten. Wie gut kannte Chriſtian dieſe Veranda; hier war er an dunklen Abenden aus dem Park heraufgeſtiegen, um die in eine Ecke geſchmiegte Friederike an die Bruſt zu drücken ... Das fiel ihm jetzt ein, während er die Damen begrüßte; ſeine eigene Stimme klang ihm fremd und falſch ... Auch Bruder Karl und Müllner erſchienen; nur die Braut fehlte noch. Auf einem runden Tiſchchen lag eine telegraphiſche Depeſche, noch nicht geöffnet, wie es ſchien. Chriſtian glaubte darauf ſeinen Namen zu erkennen. „Was iſt das?“ fragte er. „Für mich?“

Plittendorf wollte etwas erwidern; jetzt rauſchte es im Speiſezimmer und Friederikens hohe Geſtalt trat heran, der die Jungfer folgte. Chriſtian eilte ihr entgegen, ſie in die Arme zu ſchließen; „halt!“ rief ſie aber, ſchon auf der Schwelle, und ſtreckte die Hände abwehrend aus.

Ihre Augen, ihre Lippen und Wangen, alles lächelte: „Erſt anſchauen!“ ſagte ſie. „Ob ich dir ſo recht bin? Ob ich dir gefalle?“

Er ſtand eine Weile regungslos ſtill und blickte an der weißen, ſchimmernden Geſtalt auf und ab, faſt ohne zu ſehn, wie ſie gekleidet war; nur die Schönheit der Verhältniſſe, die berückende frauenhafte Fülle, die doch immer noch ſchlanke Ueppigkeit lag ihm auf den Augen. Unter ihrem Orangenblütenkranz und dem aſchblonden Gelock leuchtete und lachte das eher kleine, runde, aber in ſeiner geiſtreichen Regelloſigkeit ſonderbar reizende Geſicht. Die Wangen glühten ſehr, doch nur wie von der inneren Lebensluſt, die durch die zarte Haut hindurchſchien. Mit ihren ſiebenundzwanzig Jahren ſchien dieſe „hartgeprüfte Witwe“, wie Plittendorf ſie wohl nannte, eine eben aufgeblühte Prachtcentifolie; ſo taumorgenfriſch, wie von den Berliner Schönheiten, die der junge Dichter kannte, wohl nicht eine einzige war. Mehr Geiſt, mehr Anmut mochte manche haben; ſo viel Geſundheit und Lebenskraft nicht. Es war, als ſtrahle und dufte etwas von ihr aus, das den, in deſſen Arme ſie ſich gab, erfriſchen und verjüngen mußte.

„Nun?“ flüſterte ſie.

Er nickte ihr bewundernd und glücklich zu. Er wollte etwas ſagen, mehrmals; er bewegte die Lippen; dann wiederholte er doch nur das Nicken. So oft er das that, rührte ſich ein Lächeln um ihren leiſe zitternden Mund. Ihre Augen ſchimmerten ihn geheimnisvoll an; es war ihr eine eigene, ſüße Luſt, ihm vor dieſen Menſchen ohne Worte allerlei zu ſagen, das Verborgenſte, Verbotenſte, aber doch ſo deutlich, daß er es verſtand. Sie hauchte

ihm durch ihre Blicke zu: „Nicht wahr, du haſt es gut mit mir; du weißt ſchon, was du an mir haſt. Ich hab' dir gezeigt, daß ich lieben kann, und daß ich dir opfern kann. Und ich hab' dir auch gezeigt, nicht wahr, daß ich glücklich machen kann. Ach, nun vergilt mir's auch! Laß uns nun vor aller Welt ſchön und glücklich leben!"

Er umarmte ſie und flüſterte ihr einige Worte zu, die ihr ſagen ſollten, wie gut er ſie verſtanden hatte und wie gut er's meinte. Alle umringten ſie dann, um ſie nach Gebühr zu bewundern; Chriſtian kam dem Tiſchchen mit der Depeſche näher und ſah nun, ſie galt ihm. „Ja richtig!" rief Plittendorf; „die haben wir über der ſchönen jungen Dame vergeſſen! Sie kam kurz vor dir an; ein Eilbote hat ſie gebracht."

„Dann kommt ſie aus Berlin, vom Theater!" ſagte Chriſtian und griff danach. Sowie Friederike das Wort „Theater" hörte, ſtürzte ſie herbei; ihre langen Finger faßten die Depeſche und riſſen ſie ihm aus der Hand. „Nein!" rief ſie aus, „jetzt nicht! Jetzt denk nicht an deine Theaterſtücke, an deine Schauſpielerinnen, an dein klatſchendes Publikum; jetzt biſt du mein! ganz mein!"

„Gewiß bin ich dein," ſagte Chriſtian, dem ihre Eigenmächtigkeit das Blut ins Geſicht trieb. „Das hindert aber doch nicht —"

„Ja, es hindert!" fiel ſie ihm ins Wort, mit etwas erregtem Lächeln. „Zur Strafe, Chriſtian, verſtehſt du: daß du wegen dieſes greulichen Theaters an Verſchiebung der Hochzeit denken konnteſt. Zur Strafe dafür ſollſt du dieſes Telegramm erſt leſen, wenn wir Mann und Frau ſind und bei Tiſche ſitzen. Bis dahin denk nicht an deine Stücke, ſondern nur an mich!"

Müllner und die jungen Damen nickten; Chriſtian, dadurch gereizt, lächelte verwundert. „Meine teure Friederike," ſagte er, „ich verſteh' dich nicht: dir liegt doch wohl auch am Herzen, zu hören, was die Berliner Zeitungen über unſer Stück geſagt haben und ob es ein ganzer, voller Erfolg iſt. Ich bring' dir ja dieſen Erfolg gleichſam in die Wirtſchaft —"

„Ja, ja, ja," unterbrach ſie ihn. „Ich hab' ſchon gehört — Müllner hat's der Jungfer geſagt — großer Sieg! Freut mich heftig; ja, ja. Liegt mir ſehr am Herzen . . . Aber erſt nach der Hochzeit. Jetzt muß Strafe ſein! Jetzt brav ſein!"

Sie ging von ihm fort, die Depeſche in der erhobenen Hand, ſie ihm zeigend und fortnehmend.

„Aber nein!" rief jetzt Plittendorf. „Ich höre das erſte Wort: großer Sieg! Und hier iſt eine neue Depeſche . . . Das muß man ja hören. Wir ſind ja eine Familie. Plittendorf-Zöller; Ruhm- und Ehre-Genoſſenſchaft auf Aktien. Her mit der Depeſche!"

„Du hörſt!" ſagte Chriſtian, der Müllners behaglich ſpöttiſches Lächeln nicht mehr ſehen konnte, trat geſchwind hinzu und zog ihr das Telegramm aus den Fingern. Friederike ſtieß einen Schrei der Empörung aus. „Sei nicht kindiſch!" murmelte er. Mit einem Ruck riß er die Depeſche auf und entfaltete ſie. Dann überflog er ſie mit den Augen.

„Könnte nicht beſſer ſein!" rief er aus. „Wieder vom Regiſſeur, wie ich dachte, meinem guten Alten! — ‚Morgenblätter wunderbar günſtig; zwei verreißen, die meiſten loben mit ſtärkſten Worten. Zum Beiſpiel: wahrhaft originell; größter Erfolg ſeit zehn Jahren; geſtaltende

Kraft ersten Ranges; bedeutende Zukunft. Fünfzig bis hundert Aufführungen. Schönstes Hochzeitsgeschenk; gratuliere!'"

„Bravo, bravo!" rief Plittendorf; doch mit etwas unsicherer Stimme, mit einem verstohlenen Blick auf seine Tochter, die zu Boden starrte, ohne sich zu regen.

Christian starrte auch, aber auf das Blatt. Die schönen und verheißenden Worte, mit bläulichem Stift groß und beinahe schwungvoll hingeschrieben, sahen ihn fast wie lebendige Wesen an, und als wünschten sie ihm einzeln Glück. So viele Jahre, oft in halbverzweifeltem Elend ringend, hatte er sich an der Vorstellung so einer Glücksdepesche berauscht, sich damit getröstet. In wahren Sehnsuchtsträumen — vielleicht hungermatt — hatte er auf dem Bett gelegen und Telegramme wie diese gedichtet . . . Nun hielt er ein wirkliches, körperliches in der Hand. Es rief ihm zu: hast dich nicht belogen! Es trompetete von noch schönerer Zukunft. Es wies wie mit ausgestreckten Fingern in die ahnungsvolle Ferne. „Dichter der Nation" . . . Ein stolzes Wort, von Plittendorf so hingeworfen im Plittendorfschen Stil — warum konnt' es sich nun nicht erfüllen? Die Depesche da schien zu sagen: warum nicht? — Es rauschte ihm wieder im Kopf, brannte ihm im Herzen wie an jenem Abschiedstag, als er mit Hilde im Fährgarten der Stadt Rostock gegenüber saß und von Dichterruhm, vom tosenden Beifall der Menschen träumte. Da waren sie ja nun, der Ruhm und der Beifall . . . Und mehr, immer mehr wird kommen; „Christian Zöller" wird ein Weltwort werden, wird wie auf ein Banner geschrieben durch die Lüfte rauschen. Und die schönen, die klugen Frauen, sie werden

alle ſo kommen, wie er damals träumte; ihre Augen werden ihm lachen, ihre Lippen ihm glühn . . .

Er drückte endlich das verheißungsvolle Blatt zuſammen und blickte aus ſeinen Gedanken auf. Die Damen und Herren waren an die Brüſtung der Veranda getreten, Plittendorf wies auf etwas hinten im Park, ſprach mit halber Stimme. Nur Friederike war ſtehen geblieben; ſie hielt die ſchillernden Augen feſt auf Chriſtian gerichtet, etwas Feuchtes trübte ſie. Von ihren Wangen waren die glühenden Roſen fort.

„Siehſt du wohl!" murmelte ſie, als er ſie nun anſtarrte.

„Was?" fragte er, noch halb im Traum.

„Das!" ſagte ſie, auf ſein noch ſo abweſend fragendes Geſicht deutend. „Wie biſt du jetzt weit, weit fort!"

„Ich?"

„Ja, du!"

Sie trat ganz heran, legte eine Hand auf die ſeine; mit ihren unruhigen Fingern zog ſie, wie zufällig, die zuſammengedrückte Depeſche aus ſeiner Hand heraus und ließ ſie auf die Erde fallen. „Chriſtian!" flüſterte ſie dann. „O, ich kenn' dich ſo gut, ſo gut! Ich glaub', ich hab' eben all deine Gedanken gewußt; — bei mir waren ſie nicht! — — Soll ich dir aber was ſagen, Chriſtian?"

„Erſt laß mich dir was ſagen," murmelte er, faſt noch leiſer als ſie. „Ich dachte, du wollteſt den Dichter Chriſtian Zöller heiraten —"

„Ja, das will ich auch," fiel ſie ihm ins Wort. „Will mit dir ſtolz und glücklich ſein, alles . . . Aber ich heirat'

eigentlich zwei Menſchen, das weiß ich: einen ſchönen, talentvollen, klugen Egoiſten —"

„Ah!"

„Und auch einen edlen, guten Mann. Aber —"

„Alſo den doch auch! — In welchen von beiden haſt du dich denn verliebt?"

„Ach, in den ſchönen Egoiſten, glaub' ich; — aber damals war ich ein dummes Ding. Aber jetzt — — Es iſt ziemlich verrückt, nicht wahr, zehn Minuten vor der Hochzeit ſo miteinander zu reden; doch die hören nichts, die gehn ins Zimmer — und ich hab' keine Ruh', eh ich dir's geſagt hab'. Hör, Chriſtian —"

Sie legte ihre warme, weiche, lebensvolle Hand auf die ſeine: „Ich kann furchtbar treu ſein," fuhr ſie flüſternd fort. „Du denkſt wohl: davon weiß ich nichts; ach ja, mit dir war ich ſchlecht und untreu; aber er war ſchon wie tot und — — ich kann's nicht bereuen! — Dir werd' ich aber ſo treu, ſo treu ſein — wenn du mir es biſt. Wenn du keine andern Götter haſt neben mir . . . Ich beſchwör' dich, ich fleh' dich an! Warum war ich denn ſo wild, und ſo unglücklich, als du die Hochzeit verſchieben wollteſt; um die zwei Tage doch nicht? Und auf dein Schauſpiel kann ich doch nicht eiferſüchtig ſein? Aber ich fühlt' es in jedem Wort: der mir dieſe Depeſche ſchickt, das iſt der ſchöne, talentvolle, kluge Egoiſt, der für ſeinen Ruhm, ſeinen Sieg lebt — und mich gelegentlich küßt, wenn ich ihm gefalle. Und dem alle gefallen, die ihm huldigen . . . Chriſtian! Ich kann furchtbar treu ſein, ſag' ich dir noch einmal; aber — wie ſagen die Juden — Aug' um Aug', Zahn um Zahn! So ein bißchen Zeitvertreib zu ſein für den großen Mann, ſo 'ne Neben=

frau neben der Muſe und den Verehrerinnen, das ertrag' ich nicht. Und wenn du mich mit andern betrügſt, dann betrüg' ich dich. Weiß Gott! Und wenn's auch mein Tod iſt. Chriſtian! Thu's nicht! Thu's nicht! Laß mich deine gute, gute Frau ſein, laß uns glücklich leben!"

Sie lächelte ihn flehend an, ihre Augen glänzten zwiſchen den naſſen Wimpern. Feſt an ihn geſchmiegt, duftete ihm ihre blühende, reife Jugend entgegen, mit dem leuchtenden Blondinenſchimmer der wieder ſanft durchglühten Haut. Chriſtian legte den Kopf gegen ihr üppiges Haar; „wie gefährlich ſchön du in dieſem Augenblick biſt!" raunte er ihr zu. „Alſo ein Egoiſt bin ich; und du willſt mich betrügen, wenn — — Wie offenherzig. Aber eine reizende, berückende Frau; — und in einer Stunde meine Frau. Der ſoll nichts geſchehn. Die ſoll glücklich werden. Der ‚edle, gute Mann' in mir, den du ja doch auch ausgefunden haſt, der verſpricht es dir! — O du ſüßes, thörichtes Kind —!"

Um nicht mehr zu reden, und als hätte er nun alles geſagt, ſchloß er die Lippen und preßte ſie gegen ihre Wange, dann tief in das duftige Haar hinein. Er ſuchte in ihren Reiz, in das trunkene Gefühl ihrer Jugend und Schönheit zu verſinken, um nichts andres mehr zu wiſſen und zu denken. „Friederike!" ſtammelte er nur einmal. „Ja, ja! Glücklich leben!" — Doch eben in dieſem Augenblick fühlte er nichts von Glück. Er biß die Zähne zuſammen; ſie berührten ihre Wange, wie liebkoſend, doch ein wenig ſchmerzhaft; die Wange zuckte zurück. „Verzeih!" hauchte er ſinnlos lächelnd, und indem er ſie

heftig umfaßte und an ſich drückte, riß er gleichſam den Rauſch des Lebens, Vergeſſenheit und Luſt an ſein Herz.

Er verlor ſich wenigſtens wie in einem Traum; — wenn er in ſpäterer Zeit, ſchon nach Jahresfriſt, an dieſen Tag zurückdachte, ſo ſtaunte er, wie ſich deſſen Bilder durcheinander wirrten, wie weniges noch klar vor ihm ſtand. Schaurig lebendig blieb ihm, wie er bei der kirchlichen Trauung, neben Friederike, die etwas theatraliſche Rede des Paſtors hörend, das Gefühl nicht los ward, daß links hinter ihm nicht der Aſſeſſor Müllner, ſondern Ferdinand Riſtow ſtehe; und daß der zuweilen ganz leiſe ſeufze oder lache, worauf dieſes Lachen als eiskalter Grabeshauch herankam und über Chriſtians Rücken lief. Es ſtieg dann ein unſinniges Gelüſt in ihm auf, dem Prediger ins Wort zu fallen und hier am Altar, vor der „verſammelten Gemeinde" zu erklären, daß er ſehr bereue, den toten Mann betrogen zu haben, der da als ſein Trauzeuge ſtehe ... Um dieſer verrückten Pein zu entrinnen, dachte er — wie kam ihm das? — an Hildes Gedicht zurück, von den Silberfiſchlein. Hilde Mahlmann, die Dichterin! — Vers auf Vers fiel ſeinem guten Gedächtnis wieder ein, nur ein paar halbe oder ganze fehlten. Er ſprach ſie ſtumm vor ſich hin, zuerſt nur wie auf der Flucht vor Ferdinand Riſtow, dann mit weicher Rührung, zuletzt mit Sehnſucht ... Da ſaß ſie nun in Gollin, die „kleine Muſe", ſo meilennah und ſo weltenfern; und während er hier vor dem goldumglänzten Altarbild neben der weiß ſchimmernden jungen Frau ſtand und eine halbgeſungene Traurede hörte, die ſein träumender Kopf nicht faſſen konnte, ſaß ſie vielleicht in ihrer Laube, heim-

lich dichtend, und im Dichten glücklich. Ihre Verſe verfolgten ihn:

„Nun bin ich freilich ſonnenfern gefangen,
Ein armer Fiſch, in meiner kühlen Nacht;
Die alte Sehnſucht zerrt mich im Gewimmel
Zum goldnen Licht hin! — Doch ich lebe noch.
Ich ſing' mein Elend, liebe Gott im Himmel,
Und was ich hab' von ihm, ich lieb' es doch!" — —

„Ich ſollte hin!" dachte er. „Ja, ich ſollte hin! — Meine alte Hilde ... Wir haben uns nicht wiedergeſehen, es ‚blieb dabei'; was thut das? Muß das ewig ſein? Wenn ich käm' und ſagte: da ſind deine Verſe, Hilde, ich hab' dich erraten; ich muß mich mit dir freuen, und ich muß dich fragen: wie iſt dir das geſchehn, wie haſt du das gemacht? — — Aber da ſteht dieſe weiße Frau. Die ſtürbe ja, wenn ſie hörte, daß ich heut, an dieſem Tag, zu Hildegard Mahlmann will. Der gehör' ich heut; mit der roll' ich, eh es dunkel wird, in die Welt hinein. Gute, kleine Hilde! Alſo du ‚ſingſt dein Elend'. Und was du von Gott haſt, das ‚liebſt du doch' ... Mich liebſt du nicht mehr? — Verachteſt du mich, weil ich hier mit der andern ſtehe? Hilde! Verachteſt du mich?"

In dieſem Augenblick erſchrak er, ſo daß er faſt zuſammenfuhr: denn das rundlich rötliche, bartloſe Geſicht des Paſtors, ganz zu ihm gewendet, richtete jetzt die Frage an ihn, um deren willen er hier ſtand. „Gott und Herr!" dachte er, völlig verwirrt, wie ein zerſtreuter Schüler, den eine plötzliche Frage des Lehrers aufſchreckt. „Ob ich ſie zum ehelichen Weib — —"

„Ja!" ſagte er mit feſter Stimme, aber überlaut. Ihn ſelber durchfuhr der ſtarke Ton. Friederike wandte

ein wenig den Kopf. Hinter ihm regte ſich's, links; es war ihm, als käme wieder von dort ein leiſes, nur zu fühlendes, grabeskaltes Lachen.

III.

Ungefähr drei Monate nach dieſem Hochzeitstag, im September desſelben Jahres 1884, ging der junge Arnold Pechel durch Gollin und dem Häuschen Fritz Diſtels zu. Die Abendſonne ſilberte auf den unzähligen Fäden des „Altweiberſommers", die die abgeernteten Felder überſponnen hatten, und ſchien in den Tannenwald links von den letzten Häuſern hinein, gleichſam mit dem ſtärker färbenden Pinſel an den rötlichen Stämmen hinaufkletternd. Abſeits vom Wald ſtand nur eine einſame Eiche, nicht weit von Diſtels Haus entfernt, zwiſchen einer Wieſe und einem Ackerſtück; kräftig und noch grün belaubt, nur einige ihrer Aeſte reckten ſich kahl und verſtümmelt in den blaßblauen Himmel, als hätte ſie einmal ein Sturm oder ein Blitzſchlag ums Leben gebracht. Arnold Pechel, dem dieſe toten Aeſte ins Auge fielen, ward durch den einſamen, verwetterten Eichbaum an jene einſame Linde bei Steinhagen erinnert, unter der er als Knabe die beiden vom Blitz Getroffenen ſah; — wie wunderbar verſchieden, dachte er, hat das Leben dann die beiden geführt! Chriſtian Zöller nun der gefeierte Mann in der Weltſtadt, ſein glänzendes Haus führt eine glänzende, ſchöne Frau; Hildegard Mahlmann — da wohnt ſie, als armſelige Büdnersfrau, in der Hütte da! Er blieb wehmütig, gerührt, dann aber doch verwundert ſtehn: das elende, zuſammengeflickte Häuschen war von den Reben, die Hilde

als junge Frau gepflanzt hatte, jetzt so reich und so schön umgrünt, daß einem der Gedanke an Armut verging. Man mußte eher an ein Märchenhaus denken, in dem nicht eine böse alte Hexe, sondern ein Dornröschen oder Sneewittchen wohnt und niedliche kleine Zwerge aus den Fenstern gucken. Es schaute jetzt eben niemand heraus, das Häuschen war mäuschenstill; die Fensterchen lugten aber so dunkel und heimlich aus dem grünen Blättergewimmel, das sonst die ganze Hauswand bedeckte, daß ein romantisch-musikalischer Träumer wie Arnold nicht hinschauen konnte, ohne diese Fensternacht mit phantastischen Gesichtchen zu füllen. Er freute sich in seinem weichen Herzen, daß Hilde Mahlmann, die erste „Flamme" seiner Knabenbrust, wenigstens so ein freundliches, grünes Nest bewohnte; eine Weile stand er noch wie andächtig still, hie und da im Laub die edlen Trauben entdeckend. Endlich machte er sich doch mit einem leichten Seufzer Mut, ging zur Thür und trat ein.

Auch drinnen war alles stumm, die Wohnstube leer; Hildegard kam aber aus der Küche, im dunklen Rock und der braunen Jacke, ein kleines Tuch um den Hals geschlungen, weil sie erkältet war, ein Blatt Papier in der Hand. Sowie sie Arnold erblickte, fuhr sie mit dem Blatt, wie unwillkürlich, unter ihre Schürze; dann schüttelte sie aber den Kopf, als lächele sie über sich selbst, zog die Hand wieder hervor und steckte das halbbeschriebene Papier in die Tasche. „Sieht man dich einmal!" sagte sie herzlich und reichte ihm die kleine, gebräunte Hand. „Wie mich das freut; das ist gut. Hast du Zeit, kannst du lange bleiben? Dann siehst du auch Fritz noch und die Kinder, die bei der Tante sind, die wird sie bringen; ich bin jetzt allein zu Haus."

„Hab' wohl 'ne Weile Zeit," ſagte Arnold, ſeinen ſchwarzen Hut auf den Tiſch legend und an den Knöpfen ſeines ſchwarzen Rocks etwas befangen neſtelnd. „Sonſt iſt mir's aber eigentlich lieb, weißt du, daß ich dich allein treff'!"

Er lächelte ſie zutraulich und doch auch wieder beklommen geheimnisvoll an; Hildes verträumte Augen blickten jetzt aufmerkſamer in das junge, blaſſe, feingeſchnittene Geſicht. „Haſt mir was Beſonderes zu ſagen?" fragte ſie. „Hoffentlich was Gutes. Ich hab' dich ſo lang' nicht geſehn, aber durch deinen Vater weiß ich doch allerlei von dir. Daß du dein Examen ſo glänzend gemacht, und daß du in Hinrichshagen die Lehrerſtell' gekriegt haſt. So jung! ſo 'ne gute Stell'! Erſt einundzwanzig Jahr', nicht wahr; — nächſtens zweiundzwanzig? Noch jung genug. Ich gratulier' dir, Arnold. ‚Volkslehrer' — das allerſchönſte Wort. Ich wollt', ich könnt' ſo heißen!"

„Es iſt wohl ein ſchönes Wort," erwiderte Arnold, vor ſich hin nickend, ſo ſtill bedächtig, daß es faſt ſchwermütig klang. „Ich möcht' dich aber doch was fragen . . ."

Er hatte ſich auf ihren freundlichen Wink geſetzt, nun ſtand er aber wieder auf. „Mußt mir nur verzeihen," ſagte er, indem die Erregung ihm plötzlich die bleichen Wangen färbte: „wie komm' ich dazu! Du kennſt mich kaum. Die Knabenzeit — wie lang' iſt das her. Aber ich hab', ſo lang' ich dich kenn', immer ſo zu dir hinaufgeſchaut; biſt mir immer ſo was Beſonderes geweſen . . . Und jetzt? Jetzt biſt du mir's wohl mehr als je. Darum fall' ich dir auch ſo mit der Thür ins Haus; Umſchweife

machen — mir greulich; und vor dir könnt' ich's gar nicht!"

Er blickte ihr mit den grauen, Pechelschen Augen tief in die großen Sterne hinein. „Hilde," fragte er, „weißt du noch? Als dir damals mein Vater über meine musikalischen Wünsche und Nöte klagte — ach, es ist Jahre her — da sagtest du so halb vor dich hin: ‚es geht vielen so!' Mir ging das durch die Brust — ich kann dir's nicht sagen. Ich wußte, was du meintest — und was alles in dir ist, und was nicht heraus kann. Und dazu deine Augen, dein — — Und ich schämte mich beinah, daß ich mit meinem Schicksal hadre, daß ich an meinen Gitterstäben rüttle und tobe ... Je, aber nun tob' ich erst recht! Ich bin ein sehr unglücklicher Mensch, Hilde ... Volksschullehrer, in Hinrichshagen — eine gute Stelle, sagst du — — ich lieg' da aber wie im Grab. Dieses gottverwünschte musikalische ‚Ingenium', wie's mein Vater nennt — das läßt mir keine Ruhe. Ein Musiker werden! Ein Komponist! Ich hab' Talent, ich hab' Talent! Aber ich soll in Hinrichshagen auf meiner guten Stell' vermodern und verfaulen ... Das halt' ich nicht aus! Weißt du!"

Die schlanke, ein wenig hagere Gestalt fing an zu zittern. Er sprach jetzt mit den unruhigen Händen, die Worte schienen ihm zu vergehn.

„Armer, guter Arnold!" brachte Hilde mit Mühe hervor, nachdem ihr eine Weile das stumme Mitleid den Kopf hin und her bewegt hatte. „Ich weiß ja. Dein armer Vater —"

Er unterbrach sie: „Ja, aber mein Vater sagt auch — — darum komm' ich ja heut zu dir! — Mein Vater sagt, wenn ich mein Herz vor ihm ausschütte, wenn es

mir die Lippen ſprengt, wenn ich meine Not zum Himmel hinaufklage — ‚Junge!‘ ſagt er mir, ‚der Menſch muß ſich faſſen; ſieh Hildegard Diſtel an! Die hat ſich gefaßt! Als Jung' haſt du ſie angeſchwärmt, jetzt nimm dir ein Beiſpiel an ihr! Die hat auch Ingenium, was? und einen hohen Sinn, und wollte auch hoch hinaus; und hat viel gelitten. Das weiß ich. Aber komm' ich jetzt zu ihr, muß ich immer ſtaunen. Die hat ihren Gott gefunden, oder was das iſt; die hat Frieden, Arnold. Und ihr Haus hat Frieden. Da geh hin, die ſieh dir an. Da nimm dir ein Beiſpiel!‘ — — ‚Da geh hin.‘ Ich bin hergegangen. Hilde, verzeih mir — und ſag mir was. Sag mir, wie du das machſt: deinen Gott, deinen Frieden finden. Ob du eine Hilfe, einen Rat, einen Troſt für mich haſt! Ich kann mir nicht helfen!“

Hilde ſtand auf, ſie ſagte nichts. Sie warf nur noch über die Schulter einen Blick auf ihn, der ihm durchs Herz ging; dann trat ſie an die alte, braun gebeizte Kommode zwiſchen den Fenſtern, auf der eine kleine Photographie ihres Vaters ſtand, und ſchloß die oberſte Schublade auf. In der Ecke lag ein gebrauchter Umſchlag eines alten Poſtpakets; aus dem zog ſie einen Haufen loſer Blätter hervor, kleine und größere, mit Bleiſtift, wie es ſchien, beſchrieben. Sie ſuchte, bis ſie einen langen Zettel fand; „da hab' ich's!“ ſprach ſie vor ſich hin und legte die andern in den Umſchlag zurück. Sie kam wieder zu Arnold, den Zettel in der Hand. „Ich möcht' dir was vorleſen,“ ſagte ſie mit einem ſonderbar verſchämten, mädchenhaften Lächeln. „Willſt du?“

„Aber natürlich,“ antwortete er; „alles, was du willſt. — Wenn ich nur —“

„Hör' zu!"

Sie wollte ſich wieder ſetzen, blieb dann aber ſtehn; die noch immer zierliche Geſtalt, der das ungewohnte, dünne Halstuch beinahe etwas Kindliches gab, trat ein wenig näher zum Licht. Mit ihrer herzlichen Stimme, die aber mit leichter Heiſerkeit kämpfte, fing ſie an zu leſen:

„Geſtern blieb ſie ſtehn, die große Dörte,
Die ſo gern ſich läßt die reiche nennen;
Auch die ſchöne hieß' ſie ach wie gerne!
Kam in ihrem Sonntagsſtaat gegangen,
Blinzelte nach meinem armen Häuschen.
Doch da ſtaunte ſie und ſtand und öffnet'
Ihren Mund auch, daß die Zähne blitzten,
Und die Augen blickten groß und größer:
‚Sieh mal! ſieh mal!' ſchien mir, daß ſie ſagten,
‚Dies vermorſchte Ding, 'ne Hundehütte,
Mit dem hundertmal geflickten Strohdach,
Wie's begrünt iſt! Dachhinauf! Wie Augen
Schaun die Fenſter nur heraus und lachen.
Alles Weinlaub! Echter Wein! Da ſieh doch!
's iſt im ganzen Dorf kein Haus ſo luſtig
Wie das kleinſte, von den ärmſten Leuten!'

Drinnen ſtand ich, ſah ſie ungeſehen,
Denn durch eins der ‚lachenden Fenſter' lugt' ich.
Ja, du große, reiche Dörte, dacht' ich,
Dieſe Spinne hier, die arme Hilde,
Solch ein grünes Netz hat ſie geſponnen!
Doch ſie ſpinnt noch *mehr*; o ſähſt du *das* erſt —
Doch dir fehlt das Aug' — wie würd'ſt du ſtaunen.
So wie dies vermorſchte Haus umſpinn' ich
Mein zerſchlagenes, zertretnes Leben,
Meine kranke, dornenwunde Seele
Mit den goldnen Paradieſesranken,
Die des guten Gärtners Gnad' mir ſchenkte.
Keinen ließ er ſie in meiner Seele,

Ich begoß ſie dann mit meinen Thränen;
Und nun wachſen ſie ſo reich, ſo üppig,
Meine Lieder, meine lieben Lieder,
Daß ich neulich dachte: ſie umkleiden
Und vergolden ſchon die ganze Hütte,
's iſt genug ſchon, hör nur auf zu weinen!"

Hilde faltete das Blatt zuſammen und ſchaute Arnold mit ihrem innigen, ſtillen Lächeln an. — „Um Gottes willen!" ſagte er ganz verwirrt. „Das iſt ja — — Das haſt du gedichtet!"

Sie nickte. — „Aber ſag's nicht weiter, hörſt du. Es war nur für dich. Ich dachte, das paßt auf deine Frage —"

„Hilde!" rief er aus; es trieb ihn wieder vom Stuhl empor, er fingerte an ſeinem ſchwarzen Rock, auf der Bruſt. „Und all die Blätter da in der Kommode . . . ‚Deine Lieder — deine lieben Lieder'. — Und ich weiß von nichts!"

Sie lächelte ihn wieder an: „Nun erfährſt du's ja. Damit du ſiehſt, wie ich's mache: ‚meinen Frieden finden' —"

Er hörte nicht, er ſchüttelte vor Verwirrung den Kopf. „Du! Du!" ſtieß er heraus. „Na ja, du — warum wundr' ich mich eigentlich. So wie du da ſtehſt, mit den Augen — und wie du immer ausſahſt — ſo hätt' ich's wohl denken ſollen; ich war nur zu dumm. Aber wenn auf einmal ſo ein kleiner, bekannter Mund ſich aufthut und mit ſo wunderbarer Stimme und Kunſt und Schönheit ſolche Verſe — ſolche Verſe — — Hilde! Wo und wann und wie iſt das über dich gekommen?"

„Das wär' eine lange Geſchichte," gab ſie ihm zur

Antwort; „was dir davon nützen kann, das will ich dir gern — — Dann ſetz dich aber wieder hin! — Als Kind, weiß ich noch, wunderte ich mich über den alten Spruch: ‚wenn die Not am höchſten iſt, iſt Gottes Hilfe am nächſten‘. Das begriff ich nicht; warum wartet er ſo lange? dacht' ich; er kann ja doch, wann er will? — Mir iſt's nun aber ſo gegangen, Arnold, wirklich ſo gegangen; und mir iſt nun auch, als hätt' ich begriffen, warum! Und ich will dir auch noch ſagen, aber ſag's nicht wieder: an demſelben Abend, an dem wir draußen in der Laube ſaßen und dein Vater mir deinen Kummer klagte, an demſelben Abend machte ich mein erſtes Gedicht! Vielleicht zeig' ich dir das auch einmal . . . Noch hat's kein Menſchenauge geſehn, außer meiner Idaſchweſter; — o Arnold, was war das für ein Tag, als die dann von Poſen wiederkam. Als ich ſie an dieſe Kommode führte und mein Geheimnis, meine Gedichte nahm — wohl ſchon ein paar Dutzend damals — und ſie ihr vorlas, wir beide ſo ganz ſtill allein . . . Wie haben wir uns dann in den Armen gelegen, wir glücklich-unglücklichen Menſchen, wie hat ſie an meinem Hals vor Wunder und Freude und Liebe geweint und gelacht! — Und dann iſt es gar ſchlimm geworden, — das Dichten, mein' ich; es verging ja wohl gar kein Tag mehr ohne ein Gedicht. Monatelang immer ſo fort; im Garten, am Herd, wo ich ging und ſtand, auf einmal fing im Kopf das Summen, das Klingen an, und wie wenn irgend jemand in mir Verſe machte — — So war's auch vorhin, als du kamſt! Ich hatt' mir grad' ein Blatt Papier geholt und ſchrieb in der Küche auf, was mir einfiel, um's nicht zu vergeſſen —“

„Das Blatt unter der Schürze!“ fiel Arnold ihr ins Wort. „Ich bitt' dich! laß mich's ſehn!“

„Nein, nein, das noch nicht; muß erſt fertig werden. Arnold — und wie dann das Gedrucktwerden kam! Wie mir Ida keine Ruhe ließ: an die Zeitſchriften einſchicken, wenigſtens ein paar zum Verſuch; und ich immer ſo überlegen den Kopf geſchüttelt — und eigentlich hatt' ich noch mehr Luſt als ſie! ordentlich wilde Luſt! Es ſchien mir aber ſündhaft, unbeſcheiden, unklug, frevelhaft, ich weiß nicht, was alles; — eines Morgens kam es mir plötzlich ganz vernünftig vor. Ida und ich, wir ſetzten uns beide hin, ſchrieben ab; — ſie ſchreibt eine hübſchere Hand als ich; meine Buchſtaben ſind aber größer, majeſtätiſcher, 's iſt mehr Schwung darin; mehr Verrücktheit, ſagt ſie. Alſo je drei Gedichte an vier Wochenſchriften — nur zu! vielleicht wird eins von den zwölfen gedruckt! — O je. Welche Täuſchung, welche Ueberraſchung. Erſt kam nur eins, allerdings, — und noch dazu das ſchlechteſte, wie wir meinten; aber dann flog bald hier, bald da eins auf, wie die Rebhühner. Nach und nach von den zwölfen acht! Immer ‚M. Hillmann‘ darunter; — mußt uns nicht auslachen, Arnold: wir waren beide dumm wie die kleinen Kinder, uns fiel nichts Beſſeres ein, wir haben aus Hilde Mahlmann ‚Male Hillmann‘ gemacht. Aber weil wir uns wegen ‚Male‘ ſchämten, ward ein geheimnisvolles ‚M.‘ daraus! — Und ſo wird's nun bleiben; denn ich laſſ' weiterdrucken, das weiß ich; ich hab' immer geleſen: wer einmal damit angefangen hat, hört nicht wieder auf. ‚M. Hillmann‘ . . . Ach, wie gern würd' ich meinen lieben Vatersnamen nehmen, — nur um ſeinetwillen; ihm

hätt's ſo viel Freude gemacht. Ich hab' auch gehört, es gibt ſchon einen Dichter Mahlmann; kenn' nur nichts von ihm. Nun, vielleicht wär's dem nicht recht! Und die Zeitſchriften ſchreiben ja ſchon, M. Hillmann ſoll weiter ſchicken. Alſo wird M. Hillmann das thun. Ja, ſo dicht' ich und druck' ich, Arnold! Gollin weiß es nicht; nur Ida und Gott — und jetzt du!"

„O, die ganze Welt muß es noch erfahren," ſagte Arnold, den ſchwärmeriſchen Glanz der gelblichen Augen auf ſie gerichtet. „Sie müſſen alle noch ſtaunen wie ich, daß eine arme, zerquälte Dorfdirn' ſolche Verſe dichten, ſolche ‚Paradieſesranken' um ihr Haus ziehen kann!"

„Ach, laß die Welt," erwiderte ſie. „Nur weil dein Vater dir ſagte: ‚ſie hat ihren Gott gefunden,' ‚ſie hat Frieden,' darum hab' ich dir das alles erzählt. Ja, es iſt auch ſo, der alte Mann hat recht! — Was hat ſich denn an meinem Leben geändert, Arnold? Eigentlich doch nichts. Wie leb' ich! Glaubſt du, daß ich glücklich bin? Ach, mein Gott! — Aber ich hab' in meinen Dichterſtunden gefühlt und eingeſehn: es geht auch ſo. Denk' an die alten Sagen, daß ſelbſt der Gott Apollo Knechtesdienſte thun mußte und die Herden weiden; und Herkules, der Halbgott, wie hat der gedient. Nicht wahr, dieſe alten Geſchichten ſollen uns ſagen: du Menſchenkind halt nur auch ſtill! Mußt du dienen, ſo diene! Flüg' dich in dein hartes Los — wenn du nur den Gott in dir retteſt! — Hab' ich nicht recht, Arnold? — Ach, glaub mir, ich will mich nicht ſchön und groß machen vor dir; aber weil du eine Hilfe, einen Troſt von mir wollteſt: dies mein Doppelleben jetzt! das iſt's! Als Hilde Diſtel und als Hilde Mahlmann — oder wie du die nennen willſt. Die

Dreſcherin und die Dichterin. Darum kann ich nun nie ganz unglücklich werden; ganz nicht! Und kann vernünftig ſein, ‚weiſe‘, gut, weil ich mit mir Frieden habe; und bin beſſer mit Fritz als je, bin wie eine Schweſter mit ihm oder eine Mutter — ja, lach' nicht, ſo iſt's. Hab' ihn auch wieder ins Haus gewöhnt, aus dem Wirtshaus weg; abends ſpiel' ich Damm oder Mühle mit ihm, bis er müde wird; jetzt kann's auch die kleine kluge Dirn' ſchon, mein Röschen. Das macht ihm ‚hölliſchen Spaß‘, wie er ſagt. So trinkt er nun ſelten mehr; und dann reut's ihn immer. Und ich ſitz' ſo da — und halt' ſtill — und ſag' mir eins von meinen Gedichten her und — — kurz, wie Vater Pechel ſagt: ich hab' Gott gefunden!“

Arnold war eine Zeitlang ſtill. Er ging langſam im Zimmer umher; ſah aus dem Fenſter, an dem dichten Weinlaub vorbei, auf die Abendwolken, ſah in die arme kleine Stube hinein. „Ich — — ich dank' dir,“ ſagte er endlich, an den Thürpfoſten gelehnt, mit einer Schulter an die Wand gedrückt. „Ich weiß wohl, was du mir ſagen willſt. ‚Mach's wie ich, füg' dich, mach als kleiner Schulmeiſter einen ganzen Menſchen aus dir, ſing' als Zimmerlerche, komponier' zu Gottes Ehre ſo gut wie's geht, und ſo ſchaff' dir Frieden!‘ — Ich weiß nur nicht, ob ich das kann; verſtehſt du. Ich bin wohl noch zu jung dazu . . . Entſagen! Sich fügen! In mir bäumt ſich noch alles gegen ſo ein Wort. Aber — ich dank' dir, Hilde. Es iſt mir ſo wunderbar zu Mut — hier in dieſem Zimmer, vor dir. So andächtig, ſo heilig . . .“

Es kam ihm ein naſſer Schimmer in die Augen; wohl aus jugendlichem Stolz wandte er ſich ab, wollte ihn nicht zeigen. Er fuhr ſich verſtohlen mit der um-

gekehrten Hand über das Geſicht; dann trat er zur Kommode hin. Ohne Hilde anzuſehn, fragte er plötzlich, an den Schlüſſel der Schublade greifend: „Willſt du mir noch was zuliebe thun?“

„Wenn ich kann,“ ſagte ſie, „wie gern!“

„Dann laß mich jetzt fortgehn — auf die andern mag ich nicht warten, danach iſt mir nicht zu Mut — aber gib mir was von deinen Gedichten mit. Hilde, thu's! Ich bitt' dich! Das von den ‚Paradieſesranken‘ — und noch viele andre. Ich hüte ſie wie meinen Augapfel! Von allerlei Art, wenn du willſt — haſt ja ſo viele gedichtet, ſagſt du —“

„Hunderte!“ ſagte ſie lächelnd. „Ueber alles, über meinen Garten, die wilden Tauben, meine Kinder, Herzensnot und Geſchichten und Stimmungsliedchen — und was du nur willſt. Da, nimm dieſen Packen!“

Sie griff in die Kommode hinein und zog einen tüchtigen Haufen der loſen Blätter aus dem alten Umſchlag hervor. „Haſt da ja 'ne große Taſche im Rock; nur hinein damit. Wie deinen Augapfel brauchſt ſie nicht zu hüten: ich glaub', ich wüßt' noch alle auswendig. Es ſind ja meine Lerchen, meine Tröſter, Arnold . . .“

Sie brach ab; über ſie ſelber kam nun eine Bewegung, gegen die ſie kämpfte. „Gott im Himmel!“ rief ſie auf einmal erſchrocken aus. Arnold hatte ihre Hand ergriffen, um ſie zum Abſchied und zum Dank zu drücken; von einem plötzlichen Gefühl fortgeriſſen zog er ſie an ſeinen Mund.

„Nein!“ ſtieß ſie heraus. „Was machſt du!“ — Sie lächelte ganz verſtört: „Das geſchieht mir ja zum erſtenmal!“

„Der Dichterin!“ ſagte er, indem er auch zu lächeln ſuchte. Er fühlte aber, wie ihn wieder eine tief ernſte Rührung übermannen wollte, und ſeinen Hut ertaſtend und noch mit ihm winkend floh er aus der Thür.

IV.

Eine Woche nach der andern verging; Hilde war lange geduldig, endlich wunderte ſie ſich doch. Von dem jungen Lehrer in Hinrichshagen kam kein Gedicht zurück, kam auch ſonſt kein Lebenszeichen; „kann er ſo gut vergeſſen?“ dachte ſie. „Von ſeinen Augen hätt' ich das nicht gedacht! — Und es ſind doch nur zwei gute Stunden von Hinrichshagen bis nach Gollin!“ — Ueber ſie ſelber war eine Oede gekommen, wie ſchon manches Mal: wo die Verſe nicht floſſen, die Gedanken ſtockten, „der Andre“ in ihr nicht dichten wollte; eine dumpfe Schwermut legte ſich dann wie ein grauer, dicker, bruſtbeklemmender Nebel auf ſie und drückte ſie ganz in das Elend ihres Lebens zurück. Eines Sonntags öffnete ſich aber ihre Stubenthür, als ſie mit den Kindern allein ſaß, und es war ihr doch, als träte die Sonne herein: ſo jugendlich heiter ſtrahlte Arnold Pechels Geſicht, vom raſchen Wandern in der friſchen Novemberluft gerötet und von irgend einem Glück verklärt. „Schilt nicht!“ ſagte er, nachdem er ſie und die Kleinen begrüßt hatte; „ich bin nicht ſchlecht, aber — es wollte lange nicht. Ich kam doch wieder ganz auf den Grund. Dann bin ich langſam geſtiegen, wie ein junger Laubfroſch; und wer mir dabei geholfen hat, das biſt doch eigentlich du. Sieh her! Sieh das an!“

Er zog die Gedichte, die ſie ihm damals mitgegeben

hatte, aus der Tasche, aber noch einen Haufen von Blättern dazu. Auf denen sah sie Linien gezogen und Musiknoten hineingeschrieben; Worte standen dazwischen, in Reihen. Alles war sauber mit Tinte gemacht. „Was bedeutet das?“ fragte sie. „Da les' ich ja Verse von mir.“

„Wirst da überhaupt keine andern lesen,“ warf er mit strahlendem Lächeln hin. „Deine Gedichte — — zuerst staunt' ich über sie, bewunderte sie; dann machten sie mich tief melancholisch: nun ja, die kann was, das ist wohl ein Glück, das gibt Frieden; aber was kann ich? Endlich griff ich einmal nach meiner Geige und — — na, und da fing es an. Ich nahm eins von deinen kleinen, kurzen Gedichten, so mehr ein Hauch, ein Seufzer; nichts Besonderes eigentlich; aber mir ging es so eigen aufs Gemüt, mir kam eine Melodie dabei. Die spielt' ich mir auf der Geige vor ... Wart'! dacht ich, das thu' ich noch mehr! Und all die kurzen, sangbaren Sachen, die ich unter deinen Gedichten fand, die packte ich so nach und nach, eins nach dem andern — und lebte mich so ganz hinein und — — es war eine verrückte Seligkeit, ich könnt' dir's nicht beschreiben. Hab' dir ganze Dutzende — — Sieh her!“

Er legte Blatt für Blatt einzeln vor sie hin. Ein leises Lachen kam ihm dabei zuweilen aus der Kehle. Von jedem Blatt gingen seine Augen wieder zu ihrem Gesicht.

„Nein! nein!“ rief sie nach langem Schweigen aus. „Nein, das ist nicht möglich!“

„Es ist doch wohl möglich. — Besonders die Liebeslieder — —“

Er erſchrak jetzt ſelbſt über dieſes Wort und blickte zu den Kindern hinüber; die ſaßen aber am Tiſch und laſen, zuſammen in dasſelbe Buch vertieft: Röschen half der noch ungeübten kleinen Ida mit mütterlichem Flüſtern nach. „Merkwürdig viele Liebeslieder!“ flüſterte Arnold nun auch, etwas künſtlich lächelnd. „Traurige — und feurige —“

„Vor hundert Jahren erlebt!“ ſagte Hilde leiſe. „Was ich einmal gefühlt hab', das wollte nun alles noch zu Verſen kommen. Hab' mich durch die ganze graue Vergangenheit noch mal durchgelebt —“

„O, ich war oft ſo eiferſüchtig! — — Verzeih mir dieſen kindiſchen Unſinn. Muſikanten, ſagt man ja, ſind gern ein bißchen verrückt . . .“

„Arnold!“ rief ſie, den Kopf ſchüttelnd, als habe ſie dieſes Geſtändnis gar nicht gehört; „ich leb' ja wohl bald ganz im Traum! Ich werd' komponiert!“

„O, ich will noch mehr in Muſik ſetzen, viel mehr. Ich will dein Komponiſt werden; das iſt jetzt meine Aufrichtung', mein Troſtgedanke. Kann ich was? Iſt was dran? Kann noch was draus werden? Ich weiß es ja nicht; aber hoffen thu' ich's. Laß mich alles leſen, Hilde; alles . . . Und ſonſt frag' mich nicht, ob ich mich fügen, entſagen kann, ob ich Frieden finde. Laß mich ſo weitergehn; hab' mit mir Geduld!“

Sie winkte ihm zu, mit einem liebreich verſtehenden Blick. „Nun ſing' mir aber auch vor!“ ſagte ſie dann; „ich dummes Kind verſteh' ja deine Zeichen nicht, ich hör' keinen Ton!“

Arnold holte erſchrocken Atem; dann ſammelte er aber geſchwind ſeinen ganzen Mut. Zum Stammen der

aufhorchenden Kinder begann er das erste beste Lied halblaut, allmählich lauter zu singen, mit seiner schüchternen, schwachen, aber beseelten Stimme, einem tiefen Tenor. Es war ein weiches, rührendes Lied; Hilden klang's gar süß ... Sie konnte diesen neuen Zustand noch immer nicht fassen, sie lehnte sich auf ihren Stuhl zurück und drückte die Augen zu. Um ihre Worte, ihre Verse, ihre Schmerzenslaute schlang sich, wie eine weißblühende Waldrebe, die holde Ranke des Gesangs ...

Mit diesem Tag begann Hildens wunderbarster Winter; wann hätte sie geahnt, es könnte ihr noch so Gutes kommen! Sie dichtete wie neu beflügelt; Arnold komponierte; so oft er kam — und an den meisten Sonntagen gelang's ihm — brachte er neue Melodien zu Hilde Mahlmannschen Versen mit. Oft kam auch Ida mit ihm, oder wartete schon auf ihn; denn diese ihre „Vertraute" und „Verbündete", die sich nun ganz auf die „alte Jungfer" eingerichtet hatte, wollte mitglücklich sein. Sie hatte so viel Musik wie Hilde; eine leidliche Singstimme hatte sie auch; von ihr kam das erste Wort: „bring doch auch deine Geige mit!" Seitdem erschien er nie mehr ohne diese „treue Freundin", — ein verlebtes und jämmerliches Instrument, das ihm Vater Pechel einmal von pfennigweise Erspartem gekauft hatte, aber Arnold zwang es doch, seine Melodien so verständlich zu wimmern, daß die jungen Stimmen von ihm lernen und es hernach übertönen konnten. Sie sangen dann zu Dritt, ganze Sonntagabende lang, mit glühenden Wangen und lachenden Augen. Zuweilen hörten die Kinder andächtig zu; bald auch Fritz, nun endlich zum Mitwisser von Hildes großem Geheimnis geworden, da es nicht mehr zu ver-

bergen war, und immer wieder den tiefverwunderten, zu schwer beladenen Kopf schüttelnd. Wenn sie sangen, saß er oft mit seinem Kirchenernst da, die Hände auf den Knieen; „aber das ist ja ein Konzert, 'n richtiges Konzert!“ sagte er von Zeit zu Zeit vor sich hin. „Nein, was alles jung wird! Konzerte in meinem Haus!“

So vergingen der Winter, der Frühling. Es war Hilden, als lebe sie wirklich auf, als sei sie ins Blühen gekommen; die Vergangenheit ward so fern, so still, Hilde schwamm in der Gegenwart, von Sonntag zu Sonntag hin ... Eines Abends aber — schon Sommer; ein Feiertag — ward ihr eine große Ueberraschung. Die drei sangen wieder in der Wohnstube, neben den spielenden Kindern, die Geige kratzte dazu; auf einmal sah Hilde, daß die Thür sich geöffnet hatte und Arm in Arm mit ihrem Mann Christian Zöller auf der Schwelle stand. Es war ein Anblick, der sie wohl aus der Fassung bringen konnte: die gedrungene und die hohe Gestalt, beide so ineinander gehängt, das rötliche, runde Gesicht neben dem schlanken mit der weißen Stirn, nach der an jenem Abend die Axt des andern gezielt hatte. Hilde, der das Herz stehen blieb, war regungslos verstummt; nun wurden auch Arnold und Ida still.

„Hier sind zwei gute Freunde!“ sagte Christian, der jetzt dem schmunzelnden Fritz eine Hand auf die Schulter legte. „Guten Abend, Hilde; wirst ja nicht unholder gegen mich sein als Fritz Distel; — mit dem ging mir's gut! Ich streif' durch Gollin und denk' eben: ach was, ich wag' mein Leben und klopf' einmal bei den beiden Leuten an — da seh' ich Fritz vor dem Wirtshaus stehn. Er ist eben herausgekommen und will offenbar nach Haus;

vom Fenſter winken ihm aber zwei und rufen ihn zurück. Und nun zieht es ihn hin und her, und — wie ich's noch nie bei einem Menſchen geſehen hatt', nur einmal bei einem Windhund; nimm's nicht übel, Fritz — er denkt mit dem ganzen Leib, er thut einen Schritt nach dem Krug zu, dann wieder einen nach Haus; dann wieder den Kopf zurück — und dann wieder vorwärts. Ich geb' keinen Laut von mir, aber ich denk', ich lach' mich inwendig tot! Endlich reißt mich's plötzlich, ich geh' auf ihn zu — er in ſeinem Seelenkampf hatt' mich nicht geſehn — und ſag' ohne weiteres: Soll ich dir helfen, Fritz? Ich will grad' Fritz Diſtel beſuchen; kommſt mit? — Da ſieht er mich ſo halb nachdenklich an; ‚wenn du mich beſuchen willſt,' ſagt er, ‚dann geh' ich natürlich mit!' — Nun waren wir ſchon einmal wie Brüder, ich hatt' ihn entſchloſſen; ich alſo ſeinen Arm genommen — und ihm unterwegs ſeinen und deinen und meinen Fall auseinandergeſetzt. Daß es doch eigentlich ein Unſinn iſt, uns aus dem Weg zu gehn; daß wir uns damals nur mißverſtanden haben, und daß mittlerweile hohes Kirchhofgras darüber gewachſen iſt. Es gibt keinen Menſchen, der einen ſo gut verſteht wie Fritz! Und wenn der Wiener ‚nicht untergeht', den Mecklenburger verläßt der Humor nicht. Kurz, da ſind wir Brüder. Hilde Diſtel! gibſt du mir nun die Hand?"

„O ja, gern," ſagte Hilde und hielt ſie ihm hin. Sie hatte ſich gefaßt; „ſo ein Freund," ſetzte ſie lächelnd hinzu, „kann mir wohl gefallen, der einem den Mann nicht ins Wirtshaus, ſondern nach Hauſe lockt! — Du fragſt aber ſchon lang' mit den Augen: wer iſt der da? Der iſt mit dran ſchuld, daß du jetzt im Theater einen

Triumph nach dem andern feierst — wir lesen hier auch davon! — und daß du dich deines Lebens freust. Denn er hat dir mal das Leben gerettet; Arnold Pechel heißt er. Mit dem machen wir Musik!"

„Ich hab's mit meinen Ohren gehört," erwiderte Christian; „und Fritz Distel hatte mir schon davon erzählt!"

Er gab seinem „Lebensretter", dann Ida und den Kindern die Hand; mit der Fröhlichkeit eines guten jungen Prinzen, dem die allgemeine Menschenliebe aus den Augen lacht, der seine Hoheit nicht zeigen will. Hilde fühlte es wohl; angezogen und abgestoßen, ihrer Kleinsten die Hand aufs Köpfchen legend, fragte sie: „Und so kommst du auch mal wieder aus der großen Welt in die kleine Ecke?"

„Wir besuchen den Schwiegervater," antwortete Christian. „Zuerst sind wir gereist, meine Frau und ich; dann haben wir uns unser Nest in Berlin gebaut — und da ziemlich toll gelebt. Ich bin großstadtmüde; Friederike auch; wir wollen noch ein paar Monate im ‚alleinseligmachenden' Seedorf bleiben, wie's der alte Plittendorf nennt. Da dacht' ich jetzt, Hilde Distel mag gegen mich sagen, was sie will, jedenfalls bin ich ihr meine Werke schuldig, denn versprochen hab' ich sie ihr. Da sind sie: meine Gedichte, als Band erschienen, und meine drei großen, wilden Theatererfolge aus den letzten Jahren; denn du hast recht, die Triumphe verfolgen mich, ich schwimme im Glück!"

Er hatte aus der überfüllten Tasche seines hellen Sommerrocks die schön gebundenen Gedichte und drei Schauspiele in gelben Heften hervorgezogen und legte sie auf den Tisch.

„Aber Chriſtian!“ ſagte die überraſchte Hilde. „Schleppſt ſie ſelber her; aber das iſt rührend. Wie ſoll ich dir danken!“

„Sie leſen,“ erwiderte er. „Hättet ihr mich nicht angenommen, ſo hätt' ich dir die Bücher vor die Thür gelegt. Denn der deutſche Mann hält ſein Wort!“

„Ja, du biſt doch gut,“ ſagte ſie weich, die Bücher in die Hände nehmend.

Er lächelte: „Warum ſollt' ich nicht gut ſein? Glück macht nicht ſchlechter, Hilde. Nun muß ich aber endlich vor allem die Kollegin begrüßen ... Gott ſei Dank, die laufen fort. Wohin laufen ſie?“

Die Kinder hatten den Vater und den ſogenannten „Onkel Arnold“, jetzt ihren beſten Freund, ſchon zweimal am Rock gezupft, nun zogen ſie ſie an der Hand hinaus, in die Abendluft. Ida ging ihnen nach, wohl um die beiden allein zu laſſen. Ueber Hilde kam aber ein plötzliches Erröten.

„Wohin die laufen?“ ſagte ſie. „In den Garten, glaub' ich; die Spielratzen. Wir ſollten auch — —“

Sie wandte ſich zur Thür, legte die Bücher wieder auf den Tiſch.

„Warum ſollten wir?“ fragte Chriſtian. „Ein paar Worte könnten wir doch wohl miteinander reden! — Ich muß dir ſagen, daß ich dich ſchon lange als Dichterin erkannt hab'; ja, ja. Damals hätt' ich dir gerne gleich meine Herzensfreude ſo ins Geſicht, wie jetzt — — es fügte ſich aber nicht. Seitdem entdeck' ich dich hie und da, in den Zeitſchriften — ‚M. Hillmann‘ — und ich ſtaune immer. Nicht daß es lauter ſchöne Gedichte wären, oder gar ſo was Neues; aber daß du, die kleine Hilde

Mahlmann, die Gollinerin, ſolche Sprache, ſolche Töne haſt — und dieſe Innigkeit — die Anmut ... Es iſt wie ein Wunder! — — Ich bitt' dich, ſieh nicht nach der Thür; drei Worte allein mit dir ſind doch wohl vergönnt. Kurz — ich freu' mich mit dir! Und wenn du irgendwie meine Hilfe brauchſt — — Da ſchüttelt ſie ſchon den Kopf. Wenn ich dir noch mehr Thüren aufmachen, dieſer und jener Zeitſchrift Gedichte von dir ſchicken ſoll —"

„Ich danke dir," ſagte ſie raſch. „Du biſt gut; — ich brauch's nicht. Da iſt dieſer Arnold Pechel — der iſt rührend für mich, wie ein Bruder; der beſorgt mir alles. Er bringt mich nach und nach in all dieſe Blätter; ein ſo junger Menſch, und hat 'ne ſo geſchickte Hand —"

„Das iſt ja allerdings ein Wunderknabe!" fiel Chriſtian mit hochgezogenen Brauen und einem unfrohen Lächeln ein. „Wenn ein ſo namenloſer — — der Volksſchullehrer von Hinrichshagen — — Und Fritz erzählt mir, er kann noch mehr! Er —"

„Ja, er komponiert mich; das iſt rein ſeine Narrheit. Ich hab' ihn davon abſteuern wollen, es nützt nichts. Nun nehm' ich's ſo hin; Gott wird mich dafür wohl nicht ſtrafen, denk' ich!"

„Und du ſingſt mit ihm —"

„Er ſtudiert uns die Lieder ein, die er komponiert hat. Wir ſind ſeine ‚Kapelle', ſagt er. — Was haben wir auch ſonſt? Das iſt unſer Sonntag!"

„Alles, alles er!" murmelte Chriſtian. „Alles Arnold Pechel! — — Wirſt mir dann wohl wenigſtens geſtatten, Male Hillmann, daß ich zuweilen ‚das Hand-

werk begrüße'; daß ich mit dir über deine und meine Werke —"

„Allein?" fiel ſie ihm ins Wort.

„Nun ja; wie denn ſonſt? Kollege und Kollegin —"

Sie ſchüttelte den Kopf, ſo daß er verſtummte. „Ich bitte dich!" ſagte ſie mit geſenkter Stimme. „Allein, ſo wie früher — nicht mehr! In dieſen Jahren hab' ich mir wieder erkämpft, was verloren war; den Hausfrieden mein' ich. Den will ich nicht noch einmal verlieren!"

„Aber wie bin ich denn jetzt gekommen, Hilde? Arm in Arm mit ihm —"

„Daraus wird ebenſo ſchnell wieder ‚Arm aus Arm'. Nein, ich will den Frieden behalten. Komm mit andern, gerne; aber allein — nicht mehr!"

„Mit wem ſoll ich denn kommen?" fragte er; ſeine Stimme ward gereizt und ſchrill. „Immer mit Fritz?"

Sie gab keine Antwort.

„Mit — Friederike, meinſt du? Die — — Ich kann ſie nicht zwingen. Die ſitzt ſtill in Seedorf; — und was nicht iſt, das iſt nicht; wozu reden wir von Dingen, die nun einmal nicht ſind. Wenn das Schickſal —"

„Was denkſt du," unterbrach ſie ihn mit ihrer ſanfteſten Stimme; ihr feſter Wille klang aber noch durch. „Will ich was von deiner Frau? von irgend einem Menſchen? Ich hab' mein Leben, wie ich's habe — und ich bin ganz ſtill. Aber — laß mir dieſe Stille! Komm mit wem du willſt, mit Ida, mit Arnold; ich weiß nicht ... Ach, wie gern möcht' ich ja zuweilen in dieſe alten Augen ſehn ... Nur ſo wie damals nicht. Und

jetzt laß uns zu den andern in den Garten gehn; willst du, Christian?"

Er sagte eine Weile nichts; seine starken Zähne bissen auf die Unterlippe, seine „Prinzenaugen" flammten, gegen die Erde gekehrt. Er murmelte dann etwas, das sie nicht verstand.

„Gut! Ja, gut! Ich komme!" sagte er zuletzt vernehmlich, richtete sich auf und dehnte seine breite Brust. „Wollen mit den Dirnings spielen. Geh du nur; ich komme. Ich schreib' dir nur noch ein Wort in das Buch, eine kleine Widmung. Dann komm' ich dir nach!"

Er schickte sie mit einer Handbewegung fort; sie ging. Sie trat in den Garten. Das Leben lag ihr wieder einmal hart und schwer auf der Brust; eine Bitterkeit, eine Wehmut wie in den schlimmsten Zeiten zog ihr durch die Seele.

Die andern waren bei der Laube; sie blieb aber eine Weile entschlußlos stehn, ging endlich langsam zwischen ihren Obstbäumen weiter, die Zweige mit den Händen streifend. Als Christian nicht kam — es ahnte ihr wohl — kehrte sie langsam ins Haus zurück. Die Stube war leer. Christians Gedichte lagen aufgeschlagen auf dem Tisch, vorn stand hineingeschrieben: „Der verehrten Kollegin"; sonst nichts. Sie erkannte kaum seine Schrift: so hatte er ihrer Zierlichkeit jetzt Schwung und Größe gegeben und einen kunstvollen Schnörkel angehängt. Auf ein loses Blatt, wohl aus seinem Taschenbuch herausgerissen, war ein Abschiedsgruß hingeworfen: „Lieber ein andermal! Auf Wiedersehn!"

Sie schüttelte mit herbem Lächeln den Kopf. „Nein! Du kommst nicht wieder!"

V.

Hilde hatte recht: er kam nicht wieder. Zwar trieb ſich Chriſtian unruhig weit im Land herum, zu Fuß und zu Pferd, nicht ſelten mit Friederike und Plittendorf ausreitend, öfter noch allein und dann entfernten Seen, Bergen, Herrenſchlöſſern zu; Gollin vermied er aber, ſo gut er konnte, und bei dem Weinlaubhäuschen am Tannenwald kam er nie vorbei. Friederike, die am liebſten auf ihrer Veranda träumte und las, oder in ihrem Park ein Boot regierte, empfing ihn zuweilen mit einem ihrer neugierig forſchenden Blicke und fragte, wie es der „Dichterin“ gehe; es folgte aber immer dieſelbe Antwort: er wiſſe es nicht, er habe ſie nicht geſehn. Endlich fragte ſie nicht mehr; ſie wunderte ſich ſtill. Das konnte ſie freilich nicht lange; Schweigen und Nichtwiſſen thaten ihr nicht gut. Etwa einen Monat nach jenem Golliner Wiederſehn — ſie dachten doch ſchon wieder ans Abreiſen — hatte Friederike ihren Gatten mit ins Boot gelockt; es war Nachmittag; ſie raſteten eben in der letzten Parkſeebucht, in die der „Bleiſtift“ vor ſo vielen Jahren mit „Mamſell“ Hilde vor Riſtow geflohen war. Chriſtian lag in der Gondel ausgeſtreckt, die Hände unter dem Kopf, die Augen in den reinblauen Himmel vertieft, der auch wie ein ſtiller, unergründlicher See über oder unter ihm ſchwamm: denn es gab für ſein träumendes Gefühl kein Oben und kein Unten mehr. Friederike, mädchenhaft weiß gekleidet, was ihre Laune jetzt liebte, ließ die Ruder ins Waſſer hängen und ſah ihren Faulenzer mit ſüß träge blinzelnden, liſtigen Augen an. „Wünſch' dir doch mal

was, mein Schatz!" begann ſie dann, ohne daß er ahnte, wohinaus ſie wollte.

„Warum ſoll ich mir was wünſchen?" fragte er mit halbſchlafender Stimme.

„Weil du gar ſo brav biſt. — Seit wir Mann und Frau ſind, warſt du noch nicht ſo brav!"

„Das wundert mich," ſummte er. „Ich dachte, ich wär' immer ein muſterhafter Mann geweſen."

„So weit wollen wir doch nicht gehn, Schatz! In Berlin — — Gott, du nahmſt dich ja rührend zuſammen, aus Tugend und — und aus Furcht vor meiner Drohung; aber zwei-, dreimal kamſt du doch mit dieſen unverſchämten Verehrerinnen und Huldinnen bedenklich ins Wackeln; nicht? Ich hatt' beinah Mitleid mit deinem Märtyrergeſicht, du ſchwergeprüfter Joſeph . . . Aber hier? Hochbrav! Entzückend!"

Sie warf ihm eine Kußhand zu.

„Wieſo bin ich hier entzückend?" fragte er und hob den Kopf ein wenig.

„Du denkſt dich ſo in mich hinein! ſo lieb, ſo gut! Weil ich damals, vor drei Jahren, auf die kleine Hilde Diſtel eiferſüchtig war, dich nicht mehr hin laſſen wollte, ſo hältſt du dich diesmal ganz zurück. Machſt nur einen Verſöhnungsbeſuch — und dann aus. Wie geſagt, es rührt mich ſehr. Biſt ein guter Junge!"

Chriſtian hob einen ſeiner trägen Ellbogen und ſtützte den Kopf in die Hand. Sie ſah ihn flüchtig forſchend an; er lächelte unklar. „Du meinſt, darum, Rike —?"

„Ja; warum denn ſonſt?"

Er ſchwieg.

„Du ſollſt wohl noch reden!" dachte ſie. „Biſt ein

guter Junge," ſagte ſie noch einmal; „ich kann aber diesmal auf deine Großmut verzichten. Geh ruhig hin, ſo viel du willſt. Hilde gönn' ich dir. Auf deine ‚Kollegin' bin ich nicht mehr eiferſüchtig."

„Gar nicht mehr?"

„Nein."

„Obgleich ſie eine Dichterin iſt?"

„Ja, obgleich ſie zu eurer leichtfertigen Bande gehört. Dennoch gar nicht mehr. Alſo aus irgend einer edlen Regung halt' dich ja nicht zurück!"

Er ſuchte nun auch auf ihrem Geſicht zu leſen; das war aber ſo ſtill wie See und Himmel. — „Wie biſt du zu dieſer Seelenruhe gekommen?" fragte er. „Die iſt ſonſt doch nicht dein Fach!"

„Nein; und wird's auch nicht, ſo lang' ich dich zum Mann habe. Ich will dir aber ganz offen ſagen: Hilde Diſtel kommt mir jetzt ſo — ungefährlich vor. Und das findeſt du wohl auch!"

„Ich? Wieſo und warum?"

„Nun — weil ſie den andern hat. — Na, na! Was machſt du für ein Geſicht? — Aber, Chriſtian! Dein ‚Apollokopf', wie Vater ihn nennt, wird ja förmlich grün vor Bläſſe; — ſo, und nun wird er rot. Guter Gott, wie biſt du doch noch jung! — Alſo eiferſüchtig; du. Nicht aus zarter Rückſicht auf mich, ſondern weil ſie den andern hat, gehſt du nicht nach Gollin!"

„Ach, du biſt nicht klug," ſprach er in ſeinen Bart hinein. „‚Den andern' ... Aus jeder Blutwelle — wenn einer 'ne lebhafte Haut hat — macht ihr klugen Frauen eine Seelengeſchichte. ‚Weil ſie den andern hat' ... Sprich

doch nicht so häßlich. Du meinst ihren Fridolin, diesen Volksschullehrer!"

„Nun ja; wen denn sonst? — Gott, gewiß in allen Ehren, ich hab' nichts dagegen; aber die ganze Gegend spricht ja davon; warum ich nicht auch? Und ich hab' 'ne Jungfer, also hör' ich was. Daß er jeden Sonntag bei ihr ist —"

„Mag sein!" unterbrach er sie ungeduldig, gereizt; „aber nie allein! Meist ist der Mann dabei, und immer Ida —"

„Woher weißt du das?" fragte sie lächelnd. „Und warum regst du dich bei der Sache auf? — Sie sehn sich ja nicht bloß in Fritz Distels Haus, hör' ich —"

„Sondern wo?"

„Bei ihrer Schwester Ida, unsrer ehemaligen schneidigen Mamsell. Da kommen sie manchmal zusammen, sagt mein Jüngferlein —"

„Was die alles weiß! — Nun, und wenn — dann singen sie! Das ist jetzt ihre Leidenschaft!"

Friederike lachte. „Guter Christian! Du schreibst deine Theaterstücke nicht selbst, bild' mir das nicht ein. Sonst dächtest du nicht so rührend unschuldig über junge Leute. Die singen nicht immer, du; sprechen auch nicht immer; zuweilen halten sie ganz den Mund — aber gegen einander. Und gute Schwestern gehen dann hinaus; oder sind schon fort. — Aber wenn du nichts über deine Hilde denkst — mich geht's nichts an. Ich heiß' nicht Fritz Distel!"

„Ich auch nicht!" sagte Christian, sah Friederike an und lachte laut. Er richtete sich auf, strich sich das krause Gelock aus der Stirn, als streiche er damit diese ganze

Golliner Geſchichte weg, und griff nach dem andern Ruderpaar. Mit ſtarken Rucken legte er ſie aus und begann zu rudern, in den See hinein, dem Herrenhaus zu.

„Wo willſt du hin?“ fragte ſie.

„Nicht mehr faulenzen; das wird ſchon Fäulnis. Ich muß mal wieder ordentlich ausſchreiten; — der Tag iſt noch ziemlich lang, und heiß iſt's heut nicht. Alſo zunächſt nach Haus, wenn dir's recht iſt!“

Sie nickte.

„Ich denke alſo zu unſchuldig über junge Leute. — Nun, man wird ja ſehn! — — Ich kann mich auch noch beſſern! Wie?“

Sie lächelte und blieb ſtill. Beide ruderten; Chriſtian pfiff dazu, als ſei er wieder in behaglichem Gleichmut, und ſummte Studentenlieder. Friederike ſagte nichts, fragte ihn nichts mehr; für heut wußte ſie genug. Jedes zu ſeiner Zeit!

Als ſie den Raſenplatz hinter dem Herrenhaus erreicht hatten, ſprang Chriſtian ans Ufer und ließ die junge Frau im Boot; er lächelte und winkte ihr zu und ging mit ſeinen großen Herrenſchritten davon. Eine jugendlich tolle Ungeduld war in ihn gefahren; es trieb ihn zur Landſtraße und am See nach Südweſten fort, als verſäume er etwas, wenn er nicht eile. Ihn beklemmte, empörte zugleich ein grauſam widriges Gefühl: was trieb ihn denn ſo dahin? ihn, den ſtolzen, gefeierten, vom Glück getragenen Mann, den jungen „Dichter der Nation“? Eiferſucht? auf wen? Unruhe? um was? War er nicht ein Knabe, ein Kind, ſo in den Tag hineinzurennen, als warte da draußen eine Enthüllung auf ihn? als hätt' man ihn gerufen?

Er ſagte ſich das und ſchritt doch weiter, durch den ſich kräuſelnden Staub. Er lachte über ſich, blieb zuweilen kopfſchüttelnd ſtehn; dann ging er wieder deſto raſcher fort, wie wenn er zehn von ſeinen dreißig Jahren hinter ſich geworfen hätte. Als er endlich Gollin erreichte, ſah er Fritz Diſtel mit ſeinen Töchtern in ihren beſten Kleidern — da heut Sonntag war — ſeitwärts zum Herrenhaus, offenbar zur Tante Ida, gehn. Er nickte mit dem Kopf, als ſei nun ſeine Ahnung beſtätigt: Hilde mit dem andern allein zu Haus! — Durch einen Baum gedeckt blieb er ſtehn, bis die drei verſchwunden waren; ſie hatten ihn nicht bemerkt. Darauf ging er das Dorf entlang.

Er kam zum Diſtelſchen Haus, hier war tiefe Stille. Seine Schritte dämpfend trat er zur Thür, griff leiſe an die Klinke; — nun durchfuhr ihn doch, wie ein Schlag, ein greulicher Gedanke. So mochte damals, an jenem Unglücksabend, Fritz Diſtel heimgekommen ſein und die Thür gefaßt haben, den eingeflößten ſchwarzen Argwohn in ſeinem halbberauſchten Hirn. Wer ſtand *heute* da? Der, dem damals der Argwohn galt; argwöhniſch auf einen Dritten ... Auch wie trunken im Kopf; auch aufgehetzt ... „Pfui Teufel!“ fuhr aus ihm hervor; er ſpuckte aus, wie er als Bauernjunge gethan. „Das iſt ja doch zum Umkehren!“

Er wandte auch ſchon den Kopf. Eine Uebermacht zog ihn aber weiter; „was umkehren!“ dachte er. „Meinen Stolz hab' ich nun doch gekreuzigt ... Hinein in die Thür!“

Er öffnete leiſe und trat ins Haus. Er horchte; alles war ſtill. Ohne anzuklopfen — als hätte er hier

ein beſonderes Recht — machte er die Wohnſtubenthür auf; „richtig!“ murmelte er, obwohl doch noch enttäuſcht. Die Stube war leer. Nur die Fliegen ſummten. Sonſt kam von nirgendsher ein Laut. Die Brauen zuſammenziehend ging er langſam weiter; durch die kleinen, ſo wohlbekannten Räume; kein Menſch! — Ihm ward wohl und weh ums Herz, er wußte nicht, wie. „Das Gärtchen!“ dachte er endlich, doch kaum mehr mit Erwartung, und öffnete die Hinterthür, trat in den kleinen Garten hinaus.

Er machte einige Schritte auf dem ſchmalen Steig; nun erſchrak er doch ſehr, als er Hildes helle, liebliche Stimme hörte — und ſogleich auch die des andern, des Lehrers. Sie ſaßen offenbar in der Laube, der dicht überwachſenen; ſehen konnte er ſie nicht. In derſelben Laube, wo damals er ihr ſein Herz enthüllt hatte ... Es kam wie ein wilder Humor über ihn; die Bruſt ward ihm aber doch eng und der Atem fehlte. Er legte eine Hand gegen den Kirſchenbaum, an dem er beim erſten Wiederſehn mit Hilde geſtanden hatte, und horchte, die Zähne zuſammendrückend, denn er wollte hören. In der Laube raſchelte, rauſchte etwas ... „Nun?“ dachte er. „Was iſt's?“

„Ja, und nun muß ich fort!“ ſagte Arnold Pechels ſanfter, klagender Tenor; er ſchien aufzuſtehn. „Heut, wo wir einmal allein wären ... So iſt das Leben. Dumm iſt's!“

„Guter Arnold,“ ſagte Hildegard weich; ihre Stimme war deutlicher. „Wenn dich dein Vater heut noch erwartet ... Wie thut mir's aber leid, daß du gehſt!“

„Hilde! Thut dir's leid!“ rief nun Arnold aus.

„Das ist das erste Mal, daß du mir so ein Wort sagst. Damit geht sich's leichter! — — Ach, aber immer gehn! immer gehn! Immer zurück in die Einsamkeit. Wenn ich dann meine vier Wände anstarr', die öden, kahlen, wie der Löwe seinen Käfig ... Du lachst aber wohl über den ‚Löwen' Arnold Pechel. Den kleinen Volksschullöwen. — Hilde! Dir nur einmal sagen, wie mir ums Herz ist!"

„Sag's lieber nicht und geh!"

„Also gut. — Dein altes Rezept: entsagen, entsagen! — — Ach, ich könnt's auch, Hilde; ich hab' schon so viel gelernt von dir; du bist ja wie ein zweiter Mensch in mir. Manchmal, wenn ich an dich denke, leg' ich die Hände zusammen wie vor einem frommen, heiligen Bild und — — Wie viel dank' ich dir! Was für ein neues Leben hast du mir gegeben! Alles, was —"

„Und du mir nicht?" fiel ihm Hildes herzliche Stimme ins Wort; Christian hörte die vier kurzen Worte und fuhr zusammen. „Ich bin ja wieder jung geworden, denk' ich manchmal; und wodurch? Nur durch dich. Liebster, bester Mensch! — Nun geh! Vater Pechel wartet!"

„Ja, ja. — Das muß ich mir nur noch wiederholen, Hilde, daß ich's in Ewigkeit nicht vergesse: ‚liebster, bester Mensch!' — Ach, könnt'st du mir das im Ernst und ganz wirklich sagen ... Ich soll mit meinem Los zufrieden sein, hast du mir gepredigt; o, ich könnt's auch, Hilde. Ich wollt' wie mein Vater ganz still Volksschullehrer bleiben bis an meinen Tod — in Hinrichshagen, warum nicht — wenn ich nur auch die Frau Lehrerin hätte, die mir zuweilen morgens oder abends sagte: ‚liebster,

beſter Menſch!' — Dich mein' ich. Dich. Warum ſoll ich's nicht einmal ſagen; ach, verzeih' mir's, und gönn' es mir; vielleicht wird mir dann ein bißchen leichter ums Herz! Wär' ich zehn Jahre früher auf die Welt gekommen ... Dann wärſt du nicht Frau Diſtel geworden ... Ich ſchwör' dir, das wärſt du nicht; ich hätt' ihn lieber mit dieſen Händen — — nein, ich hätt' dich mit meinem ganzen Herzen, meiner ganzen Seele — —"

Er wollte noch reden, aber plötzliches Schluchzen erſtickte ihm die Worte. Darauf ſchien er ſich vor ihr hinzuwerfen und das Geſicht gegen ihre Kniee oder in ihren Schoß zu drücken: denn was er nun noch hervorſtieß, kam verworren und wie zerdrückt an des erſchütterten Horchers Ohr. „Hilde! Hilde!" ſchien er zu ſtöhnen. „Verzeih mir! — Zehn Jahre früher! — — Laß mich noch, dann geh' ich! Dann geh' ich!"

„Aber du gehſt noch immer nicht," ſagte Hildes mitleidige, doch feſte Stimme. „O, was treibſt du, Arnold ... Treib' uns nicht auseinander; hörſt du? — Ja, nun ſchüttelſt du den Kopf, aber du ſtehſt nicht auf! — Ich will's. Hörſt du! Steh auf! — — Gott im Himmel, was für ein Geſicht. So darf ich dich nie wieder ſehn ... Nun lächelt er. — Es geht noch ſchlecht; aber er bemüht ſich doch. Arnold! Großes Kind! — Ja, zehn Jahre früher — — Aber nun bin ich zehn Jahre älter und 'ne alte Frau. Nein, nein, nicht den Kopf ſchütteln; es iſt ſo. Mit dem Geſicht, da geht's wohl noch; aber ich hab' mich tot gelebt. Ich hab' zu tief im Elend gelebt. Ich hab' ganz genug! — Was ich noch an Jugend hab', das hab' ich von dir; drum dank' ich dir ja auch ſo von Herzen, Arnold — und kann dir jetzt nicht zornig ſein —

und auch nicht so thun. Aber damit wir uns nicht verlieren, lieber, guter Arnold, nimm deine zweiundzwanzig Jahre zusammen; ich hab's viel früher gemußt. Alles geht; man kann's. Gott wird dich seinen Weg noch führen, du wirst dich noch wundern . . . Und wenn wir uns wiedersehn, so hatten wir nur geträumt, nicht wahr. Nun gib mir die Hand und geh!"

VI.

Arnold Pechel trat langsam aus der Laube hervor; Hildegard folgte ihm. „Guten Abend!" sagte Christian, mit einer Bewegung, als komme er eben vom Hause her, und zog seinen Hut vom Kopf. „Ich hätte eine notwendige geschäftliche Besprechung mit dir . . . Wollen Sie schon gehn?"

„Ja," sagte Arnold, dessen bleiches Gesicht nun ruhig war, und machte eine Art von Verneigung. Er grüßte dann beide mit dem Hut und ging. Christian sah ihm nach, er konnte es nicht lassen. Die schlanke, etwas zarte Gestalt ging mit ungleichen Schritten, aber mit fester, ein wenig steifer Haltung ins Haus. Hildegard blieb bei der Laube stehn. Sie blickte Christian fragend an; befremdet, doch mit ihrer Seele offenbar noch mehr bei dem andern als bei ihm. Es waren wieder die Murillo-Augen, mit denen sie ihn ansah. Ihm war gar erbärmlich und elend zu Mut.

„Eine geschäftliche Besprechung?" fragte sie endlich, da er so lange schwieg.

Er zögerte noch einen Augenblick, seinen Stolz hinabdrückend; „nein!" sagte er dann. „Ich sprach davon,

weil er, dein Freund — — der iſt ja nun aber fort. Vor dir lügen, jetzt? So tief will ich doch nicht ſinken. Ich bin ſchon tief genug hinunter ... Verachte mich alſo, ſo viel du willſt: ich bin hergekommen, weil — — Ja, wie ſagt man ſo was. Es iſt — hölliſch ſchwer. Hergekommen, weil ich plötzlich wiſſen wollte, wie es zwiſchen dir und dem andern ſteht; weil Sonntag war und ich dachte — — nun, ſehr deutlich und klar hab' ich nicht gedacht. Mir ſchwebte aber vor, ich würd' euch irgendwie — miteinander finden ..."

Hilde zuckte; ihre Lippen öffneten ſich. Sie ſtarrte ihn aber nur an, mit großen, erblaßten Augen, und ſchwieg.

„Und ich hab' hier geſtanden und gehorcht," fuhr er nach einer Weile fort, ſich nun ganz vernichtend. „Denn ich fand euch ja wirklich — als hätt' mich einer hergeführt, der es wußte — als hätt' mich ein Teufel geäfft! — Aber ein dummer Teufel. Wie hab' ich euch gefunden — was hab' ich erlebt. Wie iſt mir zu Mut. Ich möcht' vor dir, wie der, auf die Kniee fallen ... Du würd'ſt mich aber mit dem Fuß wegſtoßen; wie?"

Plötzlich ſtöhnte er laut auf; er riß ſich den Hut vom Kopf und warf ihn auf die Erde, dann fuhr er ſich mit beiden Händen ins Haar. Er zerrte wütend an den dichten Locken; ſie gaben aber nicht nach, nur ſein Geſicht verzog ſich vor Schmerz.

„Hör auf!" bat ſie jetzt; ſie konnte nicht leiden ſehn. — „Chriſtian!" rief ſie dann. „Das biſt du! Das haſt du gethan! Chriſtian Zöller!"

„Ja, dein Chriſtian; der dir einſt ſo hoch ſtand, nicht wahr — und dem du ſo gut warſt. Und warum hab' ich's gethan? Wär's noch Leidenſchaft für dich,

richtige Leidenſchaft, die mich ſo eiferſüchtig gemacht hätt' ... Die hab' ich ja nicht; das iſt überwunden. Nein, ich weiß ſehr gut, was es iſt, und ich will dir's ſagen, um mich ganz, ganz klein zu machen: die verfluchte Eitelkeit iſt's! Die Eitelkeit des verwöhnten Herrn, dem ſie nachlaufen, dem ſie huldigen, den ſie mit ihrem Weihrauch benebeln — und der ſoll ſich nun ſagen: meine Hilde, die einſt mir gehörte, der ich ebenſoviel war wie die ganze Welt, die lebt jetzt für ſo einen grünen Jungen, der nichts iſt, nichts hat, nichts kann ... Aber ja, muſizieren kann er, deine Gedichte komponieren kann er — und ſie mit dir ſingen! — — Verzeih; ich will mich nicht über euch luſtig machen; wie käm' ich dazu. Ich haſſ' und veracht' mich ja ſelbſt. Aber es hat mich ſo toll gemacht; dieſer grüne Junge ... Und nun hier zu ſtehn und mit meinen Ohren zu hören, wie ihm Hilde Mahlmann ſagt: ‚was ich noch an Jugend hab', das hab' ich von dir,' und ‚haſt du mir nicht auch ein neues Leben gegeben?' ... O Hilde, das iſt Strafe genug. Ich hab' viel verdient. Aber du kannſt ruhig ſein: das iſt ganz genug!"

„Meinſt du?" antwortete ſie. Ein bitteres Lächeln ſtand auf ihrem traurig blaſſen Geſicht und wollte nicht vergehn. „So ſpricht doch wohl noch der ‚verwöhnte Herr', wie du dich genannt haſt. Du denkſt an die paar Troſtesworte, die ich ihm geſagt, und nicht an ſeinen hoffnungsloſen Kummer und wie unglücklich er iſt. Wie er da eben fortging; du ſahſt ihm ja nach ... Das ‚einzige Schaf des Armen', wie es in der Bibel heißt, das mißgönnſt du ihm. Du, Chriſtian Zöller! Du, der du jetzt alles haſt, was die Menſchen wünſchen! — —

Du ſchämſt dich, daß du gehorcht haſt. Schäm' dich lieber, daß du Arnold Pechel beneideſt!"

„Ja, ja!" ſeufzte er. „Alles, was du willſt! — Ich hab' mich ſchon manchesmal geſchämt; noch nie ſo wie heut! — Aber weil du ſchon gar ſo gerecht biſt — nimm mich nicht einfach für den ‚Reichen', Hilde. Ich hab' alles, was die Menſchen wünſchen, ſagſt du; dann verſtehn ſie ſich aufs Wünſchen nicht! Lauter goldene Becher, ja; und in jedem auch ein goldener Trank; aber immer iſt auch ein Gift dabei. Wenn ich dir all die Gifte nennen wollte ... Zu Hauſe oder draußen — immer nur kurze Räuſche des Glücks. Auf den Nerven klimpert das tolle Leben, ſpannt ſie ab, verbraucht ſie; Seelenfrieden gibt's mir nicht. Und in mir ſelber die Feinde, die ſich bekämpfenden Erbſchaften, Hart und Weich, Groß und Klein, Gut und — — Nein, ich hab' nicht alles, was die Menſchen wünſchen. Nicht daß ich dein Mitleid will. Aber gar ſo beneidenswert bin ich doch auch nicht!"

„Wer iſt das, Chriſtian?" ſagte ſie nun weicher; ihr Mitleid war doch wieder erwacht. „Jeder hat ſeine Laſt, das weiß ich, und jeder kämpft ſeinen Kampf! — Aber dir iſt doch viel gegeben, nicht wahr; darum wird auch viel von dir gefordert. Biſt wie einer aus dem Volk, den Gott geadelt hat; mußt drum auch edel und —"

Sie hielt inne.

„Ja, ja," rief er aus, „drück' mir's nur recht auf, brenn' mir's vor die Stirn, daß ich mich nicht ‚ſtandesgemäß' benommen hab', ſondern niedrig! niedrig!"

Hilde ſchüttelte den Kopf. „So hatt' ich's nicht gemeint. Von deinem Horchen wollt' ich gar nicht reden;

— ach, was über den Menſchen kommen kann, wenn's in ihm dunkel wird, davon weiß ich auch was; und je länger ich leb', je mehr iſt mir nach Verzeihn zu Mut! — Aber weil du dem andern, dem Arnold, mißgönnteſt, was ich ihm geſagt hab' . . . Ich bin ihm dankbar und bin ihm gut; — ſo gut, wie ich dir einſt war, kann ich keinem mehr werden; — muß wohl auch Gott dafür preiſen, daß ich's nicht mehr kann. Denk' aber, daß wir beide Gefangene ſind und daß wir einander getröſtet und aufgerichtet haben, und daß mir das Herz darüber aufgegangen iſt, und daß ich ihm geſagt hab': ‚mehr als danken kann und darf ich dir nicht; danken aber thu' ich dir!' Gönnſt du ihm das nicht? und mir?"

„O Hilde! Wenn du ſo fragſt. — Ich dir etwas nicht gönnen! Alles, alles, alles!"

Sie lächelte glücklich, bewegt; ihre Hand hob ſich zu ihrem Herzen, ohne daß ſie's wußte. „Ja," ſagte ſie, „nun biſt du wieder der Chriſtian Zöller, den Gott geadelt hat. Ich ſah's auch deinen Augen ſchon an . . . Chriſtian, klein darfſt du nicht denken! Keiner, den Gott begnadigt hat — ich auch nicht — ich zähl' mich mit, denn auch mir hat er 'ne Stimme in die Bruſt gegeben — wenn auch nur ein Stimmchen. Die Rohrſänger, weißt du! Dein Gedicht darüber! Die ‚Rohrplebejer', die mit den Vornehmen, den Waldſängern, wetteifern, Gott hat ſie berufen. Sie haben aber auch Pflichten, nicht wahr; und ſie müſſen deſto edler ſingen, deſto edler leben, damit ſie beweiſen: Gott hat ſie berufen. So denk' ich wenigſtens. Ach, ſo denkſt du auch. Es ſteht dir eben auf dem ganzen Geſicht. Da ſteht's!"

Sie deutete mit dem Finger hin. Ein gutes, ein-

ſchmeichelndes Lächeln zog um ihren leiſe zitternden Mund. Es ſteckte Chriſtian an, er lächelte auch.

„Ja, nun mag's da wohl ſtehn," ſagte er. „Was redeſt du kleine Hilde einem nicht alles in die Seele hinein, und dann auch ins Geſicht!"

„Ich red' nichts in dich hinein," entgegnete ſie, „was da nicht ſchon iſt. Das haben wir auch ſchon als halbe Kinder gewußt und uns geſagt und miteinander geträumt und gepredigt: edler denken und edler handeln als die ‚ſtumpfe Menge', und für die andern leben und in ihnen wirken! Das ſchien uns ſo natürlich, nicht wahr; und das iſt's ja auch. Es kommen nur ſo böſe Stunden, da kann man's vergeſſen . . . Ich muß nun aber zu Ida gehn; da ſind die Kinder und Fritz. Ich hab's verſprochen. Verzeih!"

Sie hielt ihm wie zum Abſchied die Hand hin. Sie hielt ſie aber ſo eigen und gab ihr einen ſo großen, ſeelenguten Blick mit, daß es zugleich zu ſagen ſchien: ich hab' dir vergeben!

Er fühlte das und faßte die Hand; er drückte ſie ſo heftig, daß Hildegard leiſe zuckte. „Um Gottes willen," ſagte er dann, „was haſt du wieder mit mir gemacht! Wie kam ich, und wie — — Aber ja, ich geh' ſchon. Du mußt fort. Und ich ſollte ja nicht allein mit dir — —"

„Nein!" rief er nun aus, mit einem Schmerz, der ihr das mitfühlende Geſicht verzog. „Hab', bitte, noch eine Minute für mich; ſo laß mich nicht gehn! ‚Für die andern leben' und ‚edler handeln', ſagſt du; ſo ſei jetzt edel und gut für mich, Hilde, verzeih mir ganz, thu mir was zuliebe! Laß mich das gut machen, was ich dir

gethan hab'; und gönn' auch mir, dir eine Freude zu ſchaffen, nicht dem Arnold Pechel alles; — da iſt er wieder, der Egoiſt! — Nein, dein Freund, dein alter Chriſtian. Ich hab' wieder neue Gedichte von dir geleſen, in den Wochenſchriften; das verſtreuſt du ſo hie und da; es iſt aber ein ganzes Leben drin — und ein ganzes Wunder. Und doch weiß eigentlich kein Menſch von dir ... Gib mir deine Gedichte, Hilde; laß mich herauswählen, alles beſte, alles, was du ſelbſt biſt; und das laß mich als Buch in die Welt ſchicken; — an mich glauben ja die Leute jetzt. Ich bin, was ſo ſchrecklich klingt: ‚in der Mode' bin ich. In Gottes Namen, gern, wenn ich dir damit helfen kann! Voran eine Einleitung; es ſoll das Beſte ſein, was ich geſchrieben habe oder ſchreiben werde. Ich will der Welt in die Ohren ſchreien — nein, ihr ins Herz hinein ſagen: ſeht, was Gott euch da gegeben hat ... Nein, werd' nicht ſo blaß, Hilde. Und ſag nicht Nein. Ich bin vor dir ſo klein, ſo demütig geworden, gönn' mir dieſe Aufrichtung. Gönn' mir dieſes eine Glück!"

„Was ſagſt du?" fragte er nach einer Weile, da ſie einige Worte ſeufzte, die er nicht verſtand. „Du ſollſt nun gehn, du haſt's verſprochen; nick' nur mit dem Kopf, dann iſt's gut! — Dir werden die Augen feucht. Das iſt wie genickt. Gute, beſte, allerbeſte Hilde! — Gib mir alles, jedes Blatt, unterſchlag mir nichts; ſchick mir's nach Seedorf. Bin ich nicht mehr dort, der Schwiegervater ſchickt mir's nach. Ich ſichte; ich ſchreib' an dich. Und wie du dann willſt. Und ich meld' dir alles! — Die Hand, die gabſt du mir ſchon zum Abſchied; einmal iſt genug. Die will ich erſt wieder, wenn ich mit meiner

Gutmachung komme, mit dem fertigen Buch. Jetz nick' mir nur: ‚ja, ich will!'"

Er sah nun seinen Hut an der Erde liegen, unter dem Kirschenbaum, wohin er ihn geworfen; mit einem halberstickten Seufzer hob er ihn auf. Als er Hilde dann wieder anblickte, rannen ihr zwei Thränen langsam über die Wangen herab; sie lächelte und nickte ihm zu. Im nächsten Augenblick schien sie zu erschrecken, daß sie das gethan hatte; er ließ ihr aber keine Zeit zum Widerrufen. Er nickte ihr dankbar zurück, dann ging er. „Ich hab' dein Wort!" rief er noch über die Schulter, im Gehn. Gleich darauf verschwand er ins Haus. — —

Hilde stand noch minutenlang auf demselben Fleck. Sie sah zum Himmel und auf die Erde; sie schüttelte wie über einen wunderlichen Traum langsam den Kopf. Endlich ging sie in die Laube zurück; „nein, ich kann jetzt nicht zu den andern," sprach sie vor sich hin. „Laßt mich jetzt allein! — — Meine Gedichte. Durch Christian. Nach diesem Gespräch ... Wie in meinem Leben alles kommt! So wie der Blitz aus der Wolke; so plötzlich. O, was für ein Traum ist das Leben ..."

Sie saß in der Laube am Tisch, den Kopf auf die Hand gestützt; sie glaubte Gottes Geist über sich zu fühlen, der in ewiger Unbegreiflichkeit alles Lebendige führt und lenkt. Es war ihr auf einmal wieder süß, an Christian zu denken; Vergangenheit und Gegenwart wieder zusammenzudenken, gleichsam auf einer Brücke mit ihm in die Jugendzeiten zu gehn, wo sie wie zwei fremde Märchenkönigskinder unter den Menschen gelebt. Alles, was sie an ihm lieb gehabt, alles, was sie geschmerzt hatte, was ihr nun in seinen Gedichten, seinen Schauspielen fremd,

unhold, modiſch, kalt auf die Seele gefallen war, was ſie ergriffen, geſchüttelt, gerührt hatte, — es floß ihr durcheinander, zuſammen, in ſtill wunderndem und bewunderndem Verzeihen meinte ſie es, wie nie, zu verſtehn. Sie ſaß mit ihm in Gedanken unter der Linde, nicht Kinder, nicht Erwachſene, unbeſtimmt wie im Traum; Hand in Hand und beide dichtend ... Allmählich wurden Verſe aus ihren Gedanken; als ſpräche ſie zu Chriſtian:

„Ja, ſo laß uns ſchaffen, laß uns ſingen,
Du, mit dem ich einſt als Kind geſpielt!
Aufwärts, immer aufwärts laß uns ringen,
Unſres Geiſtes Kraft nach oben ſchwingen,
Wie wir einſt mit Pfeil und Ball gezielt.

Neue Zeiten! Aus des Volkes Tiefen,
Wie aus Klüften heißer Quellen Dampf,
Steigen Triebe neu, die lange ſchliefen,
Neue Stimmen, wie wenn Hähne riefen,
Neue Geiſter für den Lebenskampf.

Sind ſie all' doch auch von Gott gegeben;
Sind ſie nicht? Sie ſollen himmelan,
Sollen wachſen, wirken, ſollen leben;
Zu den längſt Beglückten ſoll ſich heben,
Wem Gott Flügel ſchenkte, Weib und Mann.

So wir beide! Recht im Staub geboren,
Chriſtian, nicht? Doch Gott hat uns gewählt.
Ja, auch ich, auch ich bin nicht verloren,
Fühl' in allem Jammer mich erkoren,
Singend zu verklären, was mich quält.

Wo des Geiſtes ſtolze Blumen ſprießen,
Laß uns wachſen, mutig! Doch ſo rein
Und ſo grade laß uns aufwärts ſchießen,
Daß auch Roſ' und Lilie fragen müſſen:
Welch ein neu Gewächſe mag das ſein?

Drängt ſich zwiſchen uns hier in die Lüfte,
Haben ſeinesgleichen nie geſehn.
Iſt es Unkraut? Gift'ger Hauch der Grüfte?
Nein, kein Unkraut hat ſo edle Düfte.
Nein, es haucht ſo ſüß, es blüht ſo ſchön!"

VII.

Der Herbſt war gekommen und gegangen, der Winter war eingerückt; vor dem Weihnachtsfeſt des Jahres 1885 hatte ſich die Erde mit Schnee bedeckt, und der Heiligabend war weiß, was er unter dem milden Mecklenburger Himmel ſo oft nicht iſt. Am Morgen hatte noch ein wenig Wind geweht, am Nachmittag war die Luft ganz ſtill; die Sterne glänzten aber ſo herrlich aus der dunkelblauen Höhe herab, daß es Hildegard förmlich zog, zu ihnen hinauszugehn. Sie ließ Ida mit den Kindern in der warmen Stube — Fritz war in der Küche, wo er den kleinen Chriſtbaum noch ſchmückte — nahm ein Tuch um den Kopf und eins um die Schultern und trat auf die Dorfſtraße hinaus. Der Schnee lag weit und breit wie eine friſchgewaſchene Decke, aber kaum zwei Zoll hoch; unter ihren feſten Schuhen ſank er ſo weich, ſo willig. Mit dem letzten Tagesſchein, der im Weſten verging, miſchte er ſein eigenes, beſcheidenes Licht; dazu kam der Glanz der Sterne; ſo war es eine lieblich hell dämmernde Nacht. Hilde trat noch einmal an ihr kleines Fenſter, die lieben Dirnings zu ſehen; ſie hatten ſich an die ſitzende Ida gedrängt, die ihre Sehnſucht nach der nahen Chriſtbeſcherung durch Märchenerzählen hinzuhalten ſuchte; auf ihren runden Bäckchen brannte aber das Fieber der Ungeduld. „Ach, mein Gott!" dachte Hilde; „ihr armen

Würmer! Ihr zittert beinah vor Freude und Erwartung; und ich möcht' hier ſtehn und weinen, daß ich euch ſo blutwenig ſchenken kann. Ewig geizen, ſparen; ewig jeden Pfennig umdrehn, ob man ihn auch hingeben darf! Und abends, wenn die müden Knochen daliegen, ſeinem Gott noch danken, daß man wenigſtens ohne Schulden darbt. — Ihr habt euch eure Eltern ſchlecht gewählt, ach, ihr lieben Kinder!"

Sie ſuchte aber dieſe Gedanken von ſich zu werfen; war ſie doch hinausgetreten, um über den Sternen den Frieden zu finden, die Erhebung, die ſie heute brauchte. Sie riß ſich vom Fenſter los und ging die Straße entlang; nicht ins Dorf hinein, ſondern ganz ins Freie, auf die alleinſtehende Eiche zu. Es war alles ſo ſternenſtill; kaum daß in der Ferne, aus einem jetzt unſichtbaren Wald eine Eule ſchrie; was nicht unheimlich, eher märchenhaft traulich klang. Der Tannenwald zu ihrer Linken ſtand wie zur Heiligabendfeier prächtig hergerichtet da: alles war bereift, aufs ſchönſte, es war eine kunſtvoll feine Arbeit, die die Chriſtnachtsengel da gemacht hatten. Herrlich hatten ſie auch die Eiche geſchmückt. Ueber deren ſchneeweiße Krone zog hoch oben, zwiſchen den glitzernden Sternbildern, die ſanftleuchtende Milchſtraße hin; Hilde beugte ſich zurück, und immer weiter, um dieſen wunderbaren Himmelsgürtel bis zu Ende zu ſehn. Es gelang ihr aber nicht; ſie richtete ſich wieder auf, in einer Art von Andacht ſchaute ſie auf den blaſſeſten, ſcheinbar fernſten Teil des Gürtels hin. „Du rätſelhaftes Stück Welt!" dachte ſie. „Ach ja, ich hab' wohl einmal geleſen, wie es mit dir ſteht, wie du zu erklären biſt; aber, nimm mir's nicht übel, ich hab's wieder vergeſſen ... Es iſt ja auch gegen-

ſeitig: du weißt nichts von mir! — Aber der, der uns beide gemacht hat — mir iſt, als wüßt' ich von dem etwas. Als fühlt' ich ihn eben in dir und in mir . . ."

Sie trat unter die Eiche, als ſie ſie erreicht hatte; es war wieder eine ſchöne Stille in ihr, der „Frieden Gottes" war über ſie gekommen. Sie dachte, wie an etwas hundertjährig Fernes, an jene ſchreckliche Nacht, in der ihr erſtes Gedicht entſtand; „ihrer Schmerzen Weihenacht", wie dieſes Gedicht ſie nannte; mit dem hoffenden Troſt am Schluß:

„Horch du nur ſtill,
Was er noch will,
Als heil'gen Chriſt dir zugedacht!"

Nun ſtand ſie unter dem bereiften Baum wie ein Kind, dem eben der Vater beſchert; „ja, ja," dachte ſie, „den heil'gen Chriſt, auf den ich damals hoffte, hab' ich ja bekommen! Nicht ſo kleinen Tand für mich, den ſoll ich nicht haben, den muß ich entbehren; aber die ganze Welt hat er mir ins Herz gelegt, da lebt ſie, da hab' ich ſie, und wie eine von Gottes Prieſterinnen darf ich ſie verkünden!" — Sie ſah über die weiße Erde hin, als könnt' ſie bis ans Ende ſehn, als ſtünde eben die ganze unſichtbare Gemeinde unter dem Sternenhimmel, ſie alle ihre Brüder und Schweſtern — und alles Schickſal, alle Erlöſung, die noch über ſie kommen ſoll, auch ihr zugedacht. Sie fühlte ſich als ihres Vaters liebevoll beſchenktes Kind; und langſam durch den zarten Schnee zurückgehend, wie unter den Lichtern eines Rieſenchriſtbaums, fing ſie an zu ſummen, was ſich in ihr formen wollte, und es träumeriſch mit dem raſchen Takt des Hufſchlags zu verknüpfen, der jetzt durch die ſtille Nacht herandröhnte.

Sie horchte endlich verwundert auf: wer reitet da so geſchwind durchs Dorf? Als ſie ihrem Häuschen näher kam, flog ihr eine dunkle Geſtalt auf einem dunklen Pferd entgegen; ſie trat beiſeite, um auszuweichen; nun ſah ſie, daß der Reiter vor ihrem Hauſe hielt. Im nächſten Augenblick erkannte ihn ihr ſcharfes Auge, obwohl ſie dachte: „das kann doch nicht ſein.“ Er machte aber eine Bewegung mit dem Kopf, eine ſo eigene . . . „Chriſtian!“ rief ſie aus.

„Da biſt du!“ rief er zurück und ritt auf ſie zu. Es war wirklich Chriſtian; einen leichten, dunklen Lodenmantel auf den Schultern, einen ſchwarzen Hut in die Stirn gedrückt, den er nun abnahm und ſchwenkte. Er ſah dann nach ſeiner Uhr, und über ſein wangenblühendes Geſicht ging ein ſiegesfrohes Lächeln; „noch eine Minute früher hier,“ ſagte er, „als ich mir geſetzt hatte! Nun kann ich ſtatt einer Minute zwei mit dir ſprechen; länger nicht, denn ich muß zur rechten Zeit unter dem Chriſtbaum ſein!“

„Ich glaub's noch nicht,“ ſagte ſie. „Du biſt doch nicht der Reitersmann in Bürgers ‚Leonore‘? — Warum kommſt du ſo angeſauſt?“

„Das will ich dir geſchwind erzählen . . . Nein, ich bin noch ganz lebendig und geſtern mit Friederike aus Berlin in Seedorf angekommen; aber das Buch kam noch nicht mit! Denn ſeit ‚das Volk aufſteht‘ und die Streiks Mode werden —“

„Chriſtian!“ fragte ſie, plötzlich vor Freude zitternd. „Was für ein Buch?“

„Deins! Deine Gedichte! Was ſonſt? — Ja, ich hab' dir monatelang kein Wort darüber geſchrieben; der

alte Faulpelz und Egoiſt, nicht wahr; aber es waren auch alle Teufel los, beſonders der des gemeinen Pechs! Der Verleger fällt plötzlich um; ich nehme einen andern. Die Buchdrucker ſtreiken; warten! ſagt der neue Verleger, ſie machen's nicht lange! Aber ſie machen's länger und länger, und das Buch, das noch auf den Weihnachtsmarkt ſoll, das wird nicht mehr fertig! — Endlich, in der letzten Stunde — da läßt mich noch der Buchbinder im Stich. So wütend war ich nie ... Tod und Verderben über dich, war mein letztes Wort, wenn nicht wenigſtens ein Exemplar noch zum Heiligabend kommt! Das heißt, eigentlich verſprach ich dem Elenden eine Prämie. Er hat ſie ſich verdient. Da iſt es!"

So geſchwind, wie er geſprochen hatte, zog er ein gebundenes Buch aus der Manteltaſche und hielt es Hilden vom Pferd herab hin. Sie nahm es mit unſicher zögernder Hand. Es war ihr danach zu Mut, einen dankbaren Freudenſchrei auszuſtoßen; er kam aber nicht, ſie ſtand regungslos und lautlos da. Chriſtian ſah ſie an und lächelte.

„Kannſt dich ruhig freuen," ſagte er; „'s iſt ein gutes Buch! Chriſtian Zöllers Einleitung iſt nicht das Beſte daran! — Vor einer kleinen Stunde kam es nach Seedorf, durch einen Expreſſen; da hab' ich die Cora ſatteln laſſen und bin hergeraſt. Ich hatte mir geſchworen, ſie ſoll es zu Weihnachten haben ... Nein, den Dank ein andermal, dazu haben wir jetzt keine Zeit! Ich muß dir in dieſer zweiten Minute noch ſagen: ich war vor einer Woche in Roſtock, meiner alten Univerſitas; da hab' ich mich mit den beiden beſten Frauen geeinigt: im Januar oder Februar Konzert im Apolloſaal; Beethoven und Hildegard Mahlmann!"

„Ach, du biſt unklug," ſtammelte ſie.

„Das zu ergründen haben wir jetzt keine Zeit! — Beethovens Paſtoralſinfonie; dann erſcheint Hildegard Mahlmann auf dem Podium, von Chriſtian Zöller geführt, und ſpricht ihr beſtes Gedicht ... Was haſt du?"

Die kleine Geſtalt ſchüttelte ſich förmlich vor Schreck. „Nie!" ſtieß ſie heraus. „Ich vor den Menſchen ſprechen? Lieber gleich tot!"

„Nun, dann erſcheinſt du nur — das mußt du — und Chriſtian Zöller trägt's vor! — Hierauf ſetzt ſich mein Freund Arnold Pechel ans Klavier — das weißt du wohl, daß wir uns im Herbſt noch angebrüdert haben —"

Sie nickte ihm zu, in neuer Rührung.

„Setzt ſich ans Klavier, und Frau Friederike Zöller ſingt! Denn das iſt das Neueſte: ſie hat ihre Stimme kneten laſſen — was man künſtleriſch ausbilden nennt — und will nun durchaus in die Oeffentlichkeit, wie die Chriſtroſen ans Licht. Lieber aber in dem ſanften Roſtock als in dem wilden Berlin. Und ich, nach deinem Rezept: ‚in den andern wirken', ich hab' ſie für den Gedanken begeiſtert, zu deinem Beſten aufzutreten und deine Lieder zu ſingen, von Arnold Pechel komponiert. Sie iſt jetzt ganz Flamme dafür. Sie ſtrahlt wie ihr Vater ... Der Ertrag des Abends iſt für Hildegard Mahlmann —"

„Nein, nein!" rief ſie und ſchüttelte das Buch in der Luft.

„Kind, nimm nicht den falſchen Stolz, ſondern den richtigen: 's iſt dein Ehrenabend; und zugleich ein kleiner Goldglanz ins Haus. Dieſe beſten Roſtocker Frauen lieben dich und deine Gedichte, darum thun ſie das. Es ſoll dir auf Erden noch gut gehn, Hilde ... Nun muß

ich aber in ſcharfem Trab davon; ſonſt werden die in Seedorf mir nie mehr gut. Lies unterm Chriſtbaum deine Gedichte; — erſt gib mir aber noch die Hand. Die hab' ich mir nun verdient. Gute Nacht, Hilde Mahlmann!"

Er rief Cora an und grüßte nur noch mit der Linken, während die ſchwarzbraune Stute ſich in Bewegung ſetzte. In wenigen Augenblicken war er wie ein Traum entſchwunden.

VIII.

Es kam wirklich der „große Tag", wie ihn Schweſter Ida nannte; der Tag, vor dem ſich die weltſcheue, weltfremde Hilde wochenlang gefürchtet, auf den ſie ſich in wachſender, doch auch ſüß beklemmender Bangigkeit vorbereitet hatte. An einem Nachmittag des Februar fuhr eine ganze Menſchenſchar aus dem Seewinkel nach Roſtock, um das „erſte Auftreten" der kleinen Gollinerin und der großen Seedorferin zu erleben; Hilde und Ida als Chriſtians Gäſte, Plittendorf, Frau Steffens, Aſſeſſor Müllner, der alte Pechel, andre nahe und ferne Bekannte; Arnold war mit Chriſtian und Friederike ſchon vorausgereiſt. Hildegard floh aber mit der Schweſter auf dem Bahnhof in ein Frauencoupé (Abteil ſagte man damals noch nicht); hier wenigſtens allein mit ihr, am Fenſter ſitzend, ſah ſie bleich, und als ginge es in den Tod, in die vorbeifliegende Welt hinaus. Dieſe aufregendſte Eiſenbahnfahrt war auch ihre erſte; als ſie damals von Roſtock mit Fritz Diſtel heimkehrte, waren ſie zu Fuß gewandert. Nun ging es ſo unaufhaltſam, wie im Sturm dahin . . .

Ida, die Vielgereiſte, blickte in heiterem Mitleid auf das blaſſe, große Kind: heut war es wieder das „Kleining", das ſie ſonſt ſo hoch über ſich ſah und ſo heimlich ſelig verehrte.

„Haſt ſchon Heimweh?" fragte ſie.

„Ach, das verſtehſt du nicht," ſeufzte Hilde, ganz ohne Humor. „So lang' war ich noch nie von den Kindern weg —"

„Wenn aber Mutter bei ihnen iſt! Die wird tüchtig regieren, — auch deinen Fritz; ſchadet ihm gar nichts: du verwöhnſt ihn viel zu ſehr. Wenn du dann nach Haus kommſt, als gefeierte Dichterin, da ſollſt du mal ſehn, wie klein er iſt. Heimlich hat er ja ſchon grauſamen Reſpekt vor dir. Wie ſah er dir heut nach, als wir fortgingen; der alte Jung' war ganz blaß vor Wunder. — Kleining! Es wird dein großer Tag!"

„Ach, wie ſchäm' ich mich," murmelte Hildegard.

„Du dich ſchämen? Warum?"

„In dem großen Saal, vor all den Leuten; mich hinſtellen, mich zeigen, wie ein Wundertier! — Ja, wenn ich eine Sappho wär'; ach, warum dann nicht. Eine hohe, ſchöne Frau, in einem langen weißen oder roten Gewand, die Leier im Arm, den Kranz auf dem Kopf. Ja, da wollt' ich wohl hintreten; hört zu, ihr Menſchen, ihr Schweſtern und ihr Brüder, ich ſing' euch mein ſchönſtes Lied! Und ich legte den ſchönen Arm an die goldne Leier und — —"

„Ach!" ſeufzte ſie und ward ſtill.

„Was willſt du mit dem Geſeufz?" fragte Ida.

„Ach, ſieh mich doch an! Dieſe kleine, vermückerte, verrackerte Geſtalt, in dem armſeligen Kleid!"

„Sie sollen dich ja so sehn, wie du bist. Das ist ja deine Ehre, daß du, die Büdnersfrau von Gollin —"

„Ich sag' auch nichts von dem Kleid," warf nun Hilde ein. „Mein Kleid ist mir recht. Aber ich möcht' weinen, daß ich nicht so eine Große, Schöne — — ein Schmuck der Welt — — an so einem Tag!"

„Bräuning, du wirst ja eitel!" sagte Ida lächelnd. — „Laß man sein, mein Bräuning. Mach deine Augen man ordentlich auf; die sehn sie in Rostock auch nicht alle Tage. Wirf ihnen ein paar Augenvoll ins Gesicht ... Ach nein! Steh du ganz ruhig da, ganz so wie du bist!" — —

Es ward Abend, sie kamen nach Rostock; auf dem Bahnhof empfingen sie Christian und Arnold — die beiden neben einander, für Hilde heut das erste liebe und holde Bild — und Christian führte die Schwestern zur „Sonne" und in diesem alten Gasthof gleich die Treppe hinauf. Wie schlug der armen Gollinerin das Herz, als sie durch den langen Vorraum in den großen, hell erleuchteten, weißen „Apollosaal" trat, den die hohen weißen Säulen für sie zu einem Tempel machten. Die Sappho-Phantasie kam ihr wieder ... Noch waren die Sitzreihen leer, nur einige verfrühte Zuschauerinnen saßen vorn vor dem Podium, auf dem der Flügel und die Orchesterpulte standen. Neben den Säulen huschte Hilde, mit Ida ihrem Führer folgend, auf einen bunten Vorhang zu, der links vom Podium an der Wand herabhing; Christian schlug ihn zurück und trat voran in einen kleinen viereckigen Raum, den die farbigen Stoffe vom Saal absonderten. „Dies ist dein Zelt," sagte er lächelnd, „oder wie du es nennen willst; ein andres Künstlerzimmer gibt's hier nicht. Als

man den Apollosaal baute — es ist lange her — da hat man die ausübenden Künstler vergessen; oder hat ganz schlicht gedacht: die sitzen unter dem Volk! Später setzen wir dich auch da vorn in die erste Reihe, wenn deine Lieder gesungen werden; jetzt mußt du aber der Menge noch vorenthalten werden, bis dich dein Kollege aufs Podium führt. — Da sinkt sie wieder in sich zusammen! — Nur Mut, Hilde Mahlmann; ‚um Zehn ist alles vorbei', sagt man beim Theater. — Also setz dich hier in deiner Kajüte auf den Stuhl der Erwartung hin; Ida kann dich bewachen!"

„Ihr verhöhnt mich alle," sagte Hildegard, mühsam lächelnd. „Mir ist wie der Königin Marie Antoinette auf ihrem Gang zum Schafott!"

„Dein Fall ist aber doch etwas anders: du wirst heute Königin. — Hilde, dein Weihnachtsgedicht, das du nach meinem Davontraben machtest, das ist wie für diesen Abend geschaffen; es wirkt ganz gewiß. Aber es kann nur ganz richtig wirken, wenn du's selber sprichst. Das war ja auch mein Gedanke. Es gibt keinen andern. Sei groß, überwinde dich, trag's selber vor!"

„Christian!" seufzte sie. „In dem großen Säulensaal! Ich mit meiner Stimme!"

„Deine Stimme ist groß genug; und du sprichst deine Gedichte so schön, sagt Arnold. — Sieh, wie Ida nickt."

„Ach, was versteht die von der Kunst! — — Ach, ich wollt' ja gern. ‚Sei groß'. Ich kann heut nicht groß sein; ich bin wie ein kleines Kind. Und das drückt mich ja vollends in den Erdboden hinein, daß ich fühl', wie schmachvoll mein Benehmen ist. — Ach, redet mir nicht mehr zu! Ich kann nicht! Ich komm' aus Gollin!"

„Wie du willſt," ſagte Chriſtian freundlich, gemütlich, obwohl er mit den Achſeln zuckte. Zwei Damen lüfteten jetzt den Vorhang, hinter dem die drei verborgen ſtanden; die eine lang, die andre mittelgroß; beide feſtlich, aber vornehm ſchlicht gekleidet. Sie ſchauten mit beſcheidener, fragender Neugier auf die Schweſtern, verneigten ſich dann aber gegen Hildegard, als hätten ſie in ihr die Dichterin erkannt. „Das ſind die guten Frauen," ſagte Chriſtian, „die mit mir dieſen Abend gemacht haben; aus Begeiſterung, denn die iſt ihr Fach. Sie begeiſtern ſich aber nur für ſchöne und gute Sachen. Frau Schwarz und Frau Volker; — und das iſt die Verfaſſerin der Gedichte, die ſie zu meiner Einleitung geſchrieben hat."

„Ach, du!" ſeufzte Hilde, die immer mehr nach Faſſung und Beſinnung rang. Sie blickte die beiden Frauen an; es waren Geſichter, die ihr etwas Ruhe gaben, ſo warm und ſo gut, mit klugen, jungen, verſtehenden Augen. Da ihr zu ihrem Schmerz noch immer die Worte fehlten, gab ſie der einen und dann der andern die Hand. „Verzeihen Sie!" ſagte ſie endlich. „Ich könnt' heut eher zehn Gedichte machen, als zehn vernünftige Worte ſprechen!"

„Mir geht's leider umgekehrt," erwiderte die kleinere der Damen, mit ermutigender Heiterkeit.

„Sie haben ja beides nicht mehr nötig," ſagte die Lange, „Sie ſind ja gedruckt! — — O, wie ſchön voll unſer Saal wird. Wollen Sie einmal ſehn?"

Sie ſchob den Vorhang ein wenig beiſeite; Hilde ſchüttelte aber ängſtlich den Kopf. Vor ihren etwas umnebelten Augen erſchienen jetzt neue Geſtalten; der noch immer ſchlanke Plittendorf ſtand vor ihr, wie ein Geſpenſt

aus der Vergangenheit, aber grau geworden; an ſeinem Arm Friederike, mit erſchreckender Pracht gekleidet, die ſchönen nackten Arme mit Spangen, Hals und Bruſt und Ohren mit funkelnden Steinen geſchmückt. Hinter ihr tauchte Arnold auf, die Augen in ſchüchterner Seligkeit auf Hildegard gerichtet. Alles begrüßte ſie; alles drückte ihr die Hand; alles ſagte ihr irgend ein Wort ... Dann ſprachen ſie miteinander und durcheinander; ſie verſtand nichts davon, es umſchwirrte ſie nur; ihr war, wie wenn ſie langſam unter Waſſer ſänke. Endlich gingen die alle wieder hinaus, ſich in die erſte Reihe zu ſetzen; Chriſtian und Arnold auch. Nur Ida blieb bei ihr; mit einem krampfhaften Druck der Hand hielt ſie deren Arm, um ſie nicht von ſich zu laſſen.

„Bräuning, ſei ruhig, ich bleib'!" flüſterte die Schweſter. „Nun fangen ſie an. Da iſt das Programm!"

„Ja, ja," hauchte Hilde und blickte auf das bedruckte Blatt. „Konzert für Frau Hildegard Mahlmann" ſtand einfach obenan; „im Apolloſaal". Die Namen der gefällig Mitwirkenden folgten; dann „Sinfonie (Nr. 6, pastorale) von L. v. Beethoven". Und eben begannen ſie draußen auf dem Podium zu ſpielen, das ihr unſichtbare Orcheſter; — ihr war's auch lieb, nichts zu ſehn, ſie ſaß auf ihrem Stuhl an der Wand und rührte ſich nicht. „Ach," dachte ſie bald, den ihr ſo wunderbaren Klängen lauſchend, „das hat Chriſtian gut gewählt, für Hilde Mahlmann, das Dorfkind; ‚Erwachen heiterer Empfindungen bei der Ankunft auf dem Lande', wie da auf dem Zettel ſteht; — ja, ſo wird mir auch!" Ein holdes Gefühl umſpann ſie allmählich, ein Zuſtand der Andacht, der Sammlung. Sie vergaß ſich ſelbſt, ſie gab ſich den

unſichtbaren Geiſtern hin, die da draußen in Tönen miteinander ſprachen. Wie ward ihr aber wieder Hildeſch zu Mut, als im zweiten Satz, in der „Scene am Bach", die ſüßen Vogelſtimmen erklangen, wie daheim an ihrem See, in der fernen Jugendzeit; und als im Allegro dann, beim „luſtigen Zuſammenſein der Landleute", der grollende Gewitterſturm aus der Ferne aufſtieg und furchtbar gewaltig wuchs, als blitze und donnere es wirklich aus den Wolken herab. „Gott im Himmel!" dachte ſie, ganz in ſich zuſammengedrückt und dann wieder die Bruſt hoch mit Atem füllend, „ſo kam ja damals über uns das Gewitter, über Chriſtian und mich, unter der Schickſalslinde . . ." All' die ſturmſchwere Vergangenheit trat ihr vor die Seele; ſie fühlte wieder die Schmerzen, das Herzweh, das ſie an jenem Abend gefühlt. Und alles Leid, das dann folgte . . . Aber der alte Meiſter der Töne, der ſo viele dunkle Wellen in uns aufwühlt und zuletzt mit ſeinem Zauberſtab wieder ruhig macht, er ließ auch Hildegard nicht im Stich. Das abſchließende Allegretto kam: „Frohe und dankbare Gefühle nach dem Sturm". Sie lauſchte, ſie hob und ſenkte den Kopf, es ward in ihr immer ſtiller und ſtiller. Es zog ihr wie eine ſüße Befreiung durch die Bruſt, wie wenn ſich wiederholte, was ſie in ihrer armen Seele erlebt hatte, die Ueberwindung, die Erlöſung und der Frieden Gottes. Etwas Himmliſches ſchien ſie zu umrauſchen; die Augen wurden feucht, aber ohne Schmerz. Der Kopf ging ihr vor Staunen leiſe hin und her; „wie iſt ihm das nur gekommen!" dachte ſie, wie damals bei Goethes Gedicht. „Wie hat er das alles aus meinem Herzen genommen, als hätt' er Hilde Mahlmann gekannt!" — —

Die Musik war aus, sie saß noch in sich versunken und träumte; plötzlich schreckte sie die große Gestalt Christian Zöllers auf. „Es ist Zeit, Hilde," sagte Christians gedämpfte Stimme; er lächelte ihr herzlich zu, mit seinem angstfrei siegesgewiß strahlenden Gesicht. „‚Das Weihnachtsgedicht', die zweite Nummer des Programms!"

„Das Schafott!" dachte Hilde und fuhr zusammen. Sie stand aber ohne Zögern auf; die Musik hatte sie befreit, gestärkt, der Geist Beethovens war über sie gekommen. Obwohl ihr ein Gefühl des Schwankens durch die Glieder ging, stieg sie mit festem Schritt, an Christians Arm, auf die Erhöhung hinauf und an den Pulten der Musiker vorbei zu dem freien Platz neben dem Klavier. So lange sie noch ging, war alles still; jetzt wundern sie sich, fuhr ihr durch den Kopf, und denken: o je! wie sieht die aus! Als sie aber stand, Christian loslassend, und sich gegen den langen, tiefen Saal verneigte, begann die erste Reihe zu klatschen; dann fielen hie und da viele Hände ein. Es schien durch den ganzen Saal zu gehn. Ihre Augen starrten hinaus; zum erstenmal in ihrem Leben sah sie in einem solchen Raum eine solche Menge, so vom Licht der vielen Flammen überflutet. Und bei diesem ersten Mal war *sie* das Ziel, auf das alle Augen gerichtet waren; um *ihretwillen* waren diese Menschen da ... Sie legte die Hände aneinander, sie konnte es nicht fassen.

Ein neues Klatschen begann: jetzt war Christian etwas weiter vorgetreten und verneigte sich mit der leichten, freien Haltung des Gewohnheitssiegers, der die gute Meinung der Menge kennt. Sein kräftiger Bariton schlug auf einmal so laut an Hildes Ohr, daß sie fast erschrak; sie

hielt den Atem an und horchte. Er verkündigte dem verehrten Publikum, was ja das gedruckte Programm bereits angedeutet habe, daß die Dichterin der „Christnacht" dieses ihr jüngstes, noch nicht veröffentlichtes Gedicht selber vorzutragen sich nicht habe entschließen können, und daß ihm diese Aufgabe zugefallen sei. Er bedaure das um so mehr, da sich die Meinung und das Herz der Dichterin vielleicht in keiner andern ihrer Schöpfungen so unmittelbar und ganz ausgesungen habe, da es vielleicht ihr persönlichstes Bekenntnis sei, in der letzten Christnacht als Gedicht geformt. Ihr versage aber der Mut. So müsse denn er ihn haben. Er bitte um Nachsicht, wenn es seiner Mannesstimme vielleicht schlecht gelingen sollte, das zarteste Gefühl einer Frauenseele auszusprechen.

„Laß mich nun erst fortgehn!" flüsterte sie.

Christian hörte sie aber nicht, oder wollte nicht; er öffnete die kleine Sammetmappe, in die er die Abschrift des Gedichts gelegt hatte, und warf mit einer unbewußten selbstgewissen Bewegung den Kopf ein wenig zurück. Er begann vorzulesen, — so wie sie es geahnt und gefürchtet hatte: wohltönend, auch warm, aber mit dem ganzen Aufwand der Kunst, redneriſch, wie ein erster Schauspieler, der einen großen Monolog beginnt. Er öffnete die vollen, blühenden Lippen, und wie etwas Fremdes, Ungedichtetes hörte Hilde ihre aus dem Weihnachtsschnee aufgegangenen Verse:

„Mit Schnee und Reif, so ist sie nun gekommen,
Die heil'ge Nacht.
Am Himmel sind die Lichter schon erglommen,
Der Sterne Pracht.
Still ragt der Tannenwald auf zu des Vaters Thron;
Die Glocken läuten fern: ‚Geboren ward der Sohn!'"

„Nein, das halt' ich nicht aus," dachte Hilde, von plötzlicher Verzweiflung ergriffen; „eher ſterb' ich auf dieſem Platz!" — Einen Augenblick bebte ihr vor dem, was nun kommen werde; im nächſten trat ſie vor, als könn' es nicht anders ſein, wie von einem Gott geführt, und legte ihre Finger auf Chriſtians Arm. Mit einer abbittenden Bewegung gegen ihn, mit einer zweiten gegen den Saal, nahm ſie ihm die Sammetmappe aus der Hand und ſtellte ſich vor dieſes leuchtende, ſtaunende, gaffende Gewimmel von Menſchengeſichtern hin.

Ein paar Männerſtimmen begannen halblaut zu lachen; dann erhob ſich aber ein ſtürmiſches Klatſchen. Es wollte kein Ende nehmen; dieſer plötzliche Entſchluß der kleinen, zarten Geſtalt riß die überraſchte, erheiterte, gerührte Menge unwiderſtehlich hin. Chriſtian, ſchnell gefaßt, deutete lächelnd, mit einer freudigen Bewegung, auf die Dichterin und trat an das Klavier zurück, wo er ſtehen blieb. Ein neues Beifallsklatſchen, ein kurzes, folgte. Auf einmal war dann tiefe Stille.

„O Gott!" dachte Hilde. „Nun erwarten ſie wunder was . . . O Gott, laß mich's friſch drauf los aus dem Herzen ſagen! ſo, wie ich's gefühlt und gedacht!" — Sie that einen tiefen Atemzug und fing, etwas verlegen zitternd, von vorne an:

„Mit Schnee und Reif, ſo iſt ſie nun gekommen,
Die heil'ge Nacht.
Am Himmel ſind die Lichter ſchon erglommen,
Der Sterne Pracht.
Still ragt der Tannenwald auf zu des Vaters Thron;
Die Glocken läuten fern: ‚Geboren ward der Sohn!'"

‚O Vater, haſt du mich, dein Kind vergeſſen?'
So dacht' ich oft;

Hab' in der Tag' und Nächte Qual vermeſſen
Auf dich gehofft;
Hab' dir gegrollt: iſt das ein Vater, der vergißt?
Hab' dir gefleht: o ſchenk' mir meinen heil'gen Chriſt!

Nun bin ich wie der Tannenwald ſo ſtille,
So feierlich.
O Vater, denk' ich, dein Erlöſerwille
Umhaucht auch mich;
Und was du dieſer Welt, der Menſchheit zugedacht,
Das iſt auch *mein* Geſchenk und *meine* Weihenacht!

Ich bin ein dürftig Kind aus niedrem Volke,
Glück lacht uns nicht;
Wir ſehn ſo oft, o Herr, nur deine Wolke
Und nicht dein Licht.
Wir trachten oft ſo heiß: hinauf in freie Luft!
Wir horchen oft ſo bang', ob der Erlöſer ruft.

O ſchickteſt du uns einen, den du weihteſt
Durch heil'gen Schmerz,
Den du ins Heer der Auserwählten reihteſt,
Ein reines Herz,
Von Mitleid glühend, ſtark, und bis zum Tode wahr,
Nach deines Sohnes Bild, den dieſe Nacht gebar!

Und käme *der*, ſein Volk emporzuretten
Aus Pein und Not,
Ihm abzufeilen ſeiner alten Ketten
Lebend'gen Tod:
O Gott, wie wollt' ich dem getroſt ergeben ſein,
Wie ſollt' ſein Völkerruf mich von mir ſelbſt befrei'n.

Wie wollt' ich ihm mit meinen Thränen netzen
Den ſtaub'gen Fuß,
Von Liedern einen Kranz aufs Haupt ihm ſetzen
Als Roſengruß,
Daß er den Dornenkranz ſo bitter ſcharf nicht fühlt,
Daß ihm ein ſüßer Hauch die Kämpferſtirne kühlt.

Doch ihr Verführer! Führer nicht zu nennen!
Ihr, herzensarm,
Am Höhnen, Läſtern ihr ſo leicht zu kennen,
Daß Gott erbarm',
Ihr kalten Seelen, die nur erſt der Streit erwärmt,
Ihr könnt nicht heilen, was die armen Brüder härmt.

Ihr wollt nicht tröſten, beſſern, nur empören
An jedem Tag,
Das wunde Herz nicht lindern, nur beſchwören
Zu wild'rem Schlag;
Ihr haßt der Brüder Glück, das eure Hand nicht gab,
Ihr grabt der Mild' und Freud' ein giftgetränktes Grab.

Ach, ſoll denn nie mehr durch die Welt erſchallen
Der Engel Sang?
‚Frieden auf Erden, Menſchen-Wohlgefallen!'
O ſchönſter Klang.
O kläng' er jetzt herab aus dieſer Sternennacht,
Die wie ein leuchtend Heer den Schlaf der Welt bewacht.

Die Sterne glühn, die hohen Chriſtfeſtlichter
An Gottes Baum.
Tief ſchweigt der Wald, doch mir zur Seele ſpricht er.
Ich hör's wie Traum.
Ich träum' und ahn' und horch'. Das fromme Herz wird ſtill:
O Vater, walte du, wie's dein Geheimnis will!" — —

Auch im Saal war's ſtill; doch wie in der Kirche. Hilde hatte mit langſam wachſender Stimme geſprochen, zuerſt ein wenig zu leiſe, dann mit rechtem und vollem Klang; ſie ſtaunte immer, indem ſie ſprach, doch ohne daß es ihre Seele ſtörte: jedes Wort ſo einſam in der tiefen Bruſt gedacht, und doch jedes wie für dieſen Saal, für dieſe Menſchen da, für die ganze Welt! Sie hörte ihre Seele klingen, tönen, es ging ihr ſelber zu Herzen; es ſtieg wieder von da herauf, es durchzitterte weich

die Luft. Die da unten horchten und schauten, mehr und mehr verwundert. Es mußte sie wohl bewegen, ergreifen, dieses halb kindliche Wesen in dem dunklen Kleid, mit dem schlichten Haar und den großen, immer größeren, in die Ferne schauenden, aus der Seele kommenden Augen, vor denen eine sonderbar süße Stimme herzog, ganz mit Andacht, Liebe und Mitleid gefüllt, und ganz selbstvergessen. Der holde Klang schien noch fortzuzittern, als Hildes Ergebung in „des Vaters Walten" geendet hatte; sie saßen auch so da, als horchten sie noch. Endlich begann aber, von einzelnen, dann wie von allen, ein Durcheinander von klatschenden Händen und zurufenden Stimmen; es entstand eine Art von Brausen; so hatte es wohl nicht oft in diesem alten Musiksaal gedröhnt. Hildes Augen wurden noch einmal übergroß, vor Staunen. Sie hielt die Mappe in den beiden gesenkten Händen und ließ, wie die Goldmarie im Märchen das Gold der Frau Holle, diese unbegreifliche Fülle auf sich niederregnen.

Wie kam sie dann von der Erhöhung wieder in den Saal herunter? Sie saß und wußte es nicht; die Geisteskraft, da sie sie nun nicht mehr brauchte, war ihr wie genommen, vor ihren Augen lag eine dämmernde Nacht. Sie saß in der ersten Reihe, vor dem aufsteigenden Podium, zwischen Ida und Christian; von rechts und von links sprachen und flüsterten halbbekannte Stimmen zu ihr, die sie aber nicht verstand. Dann ward's wieder heller vor ihr, und auf der Erhöhung, am Klavier, sah sie Arnold Pechel stehn — auch im Frack mit der weißen Binde, wie Christian; sie hatte es noch nicht bemerkt — und sich gegen den Saal verneigen, etwas ungeschickt. Im Saal

blieb es ſtumm. Das bleiche, edle Geſicht des jungen Komponiſten, der ſich vor Aufregung auf die Lippe biß, nun von Hildegards Blick getroffen, leuchtete vor Freude auf; er winkte ihr mit den Augen, ſie ſagten deutlich: für dich bin ich ſelig! Jetzt ſah ſie auch, daß ſich das Podium wieder mit Muſikern gefüllt hatte — und auf einmal rauſchte es vor ihr und ſchimmerte: Friederike Zöller ſchritt da oben vor dem Orcheſter vorbei, mit der langen Atlasſchleppe, mit all dem Sternenglanz ihrer Diamanten, wie eine Königin. Ein blonder Herr im Frack, der Dirigent des Orcheſters, führte ſie auf den freien Platz, wo Hildegard geſtanden hatte. Lautes, begrüßendes Klatſchen erſcholl. Friederike verneigte ſich und lächelte. Sie warf einen mutigen Blick durch den Saal. Sie öffnete ihre kleine, braune Notenmappe. Arnold ſaß am Klavier, eine Locke auf der blaſſen Stirn; der Dirigent trat an ſeinen Platz, zeigte ſeinen Rücken.

Es war Arnolds Hauptſtück, mit dem dieſe letzte Abteilung des Programms begann: ein längeres Landſchafts- und Stimmungsgedicht aus Hildegards gedrucktem Band, das der Jüngling kühn für Orcheſter, Klavier und Geſang geſetzt und der muſikgelehrte Dirigent durchgebeſſert hatte. Alle Schwermut, die in der Dichtung lag, hatte der einſame Volksſchullehrer von Hinrichshagen ſchwelgend ausgeſchöpft und mit wilden und weichen Rhythmen umflutet; es war ein jugendliches Uebermaß, ein ſchäumendes Meer, in das ſich Friederike aber mit dem ganzen Feuer ihres unerſchrockenen Kraftgefühls ſtürzte. Hatte ſie ſchon vor Jahren in Seedorf, als ſie „ihre Stimme entdeckte", den ungeſchulten Sopran wie Rolands Horn in die Welt geſchmettert, ſo ließ ſie ihn jetzt doppelt un-

verzagt auf die weißen Säulenreihen los, da sie ihn bei dem ersten Meister — wenn auch nicht lange — ausgebildet hatte. Schlicht vorzutragen, wie Hilde Distel, das war nichts für sie; wo es irgend anging, gab sie der Pechelschen Schwermut ein Fortissimo, oder seufzte sie in anschwellendem Tremolieren hin. Arnold, am Klavier mitspielend, wandte zuweilen unwillkürlich den Kopf, wie ein Pferd, das man zu lange bergan steigen läßt. Doch Friederikens Sicherheit, ihre frische Stimme, der Glanz ihrer geschmückten Schönheit rissen die Versammlung fort; dazu wohl auch ein gewisser Schmelz der zu weichen Musik und die herzbewegenden Verse. Am Schluß rauschte der Beifall so lange, bis der Komponist sich so tief verneigte, daß die Stirnlocke ihm aufs Auge fiel. Friederike dankte prachtvoll, wie eine Fürstin; auf ihren glühenden Lippen spielte das schönste Plittendorffsche Lächeln.

Sie sang danach fünf kleinere Lieder aus Hildegards „Gedichten" zum Klavier; alle von Arnold gesetzt und von ihm begleitet. Er spielte mit weichem, süßem Anschlag, doch mit zu wenig Schule und Kunst; übrigens sorgte die Sängerin dafür, daß man nicht viel auf ihn hörte. Sie gab alles her, was sie hatte, sie entfaltete gleichsam ihre ganze Blume, eine „Gloire de Dijon". Vor dem Tremolieren fürchtete sie sich nicht; ihr Meister hatte es ihr verboten, aber er war nicht hier, sondern in Berlin, und sie hatte das tiefe Gefühl: es wirkt. Nur bei einem der Lieder, einem heiteren, verzichtete sie auf dieses süße Gift; sie sang es leicht, rein und frei, mit dem natürlich neckischen Tändeln ihrer lustigen Finkenseele. Zu ihrer Ueberraschung gefiel gerade dies so gut, daß sie es wiederholen mußte. Endlich war auch das

letzte Lied gesungen; Arnold und Friederike, der Komponist und die Künstlerin — welch ein Bild für Hilde! — standen neben einander auf dem Podium, von Beifall umrauscht, da auch die Musiker hinter ihnen klatschten, und erschienen wieder und nochmals, und verneigten sich, er im tiefsten Ernst, sie mit verbindlichstem Lächeln.

IX.

Es folgte noch ein langer tiefer Trunk aus dem Freudenbecher. Zuerst im Saal, als sich die Menge verlor; die kleinere Schar der Begeisterten, der Schwärmerischen — es waren aber Dutzende — drängten sich um Hilde und suchten ihr ein Wort zu sagen, ihr nah in die Augen zu sehn, ihr die Hand zu drücken. Frau Schwarz, Frau Volker, die „Schutzengel" dieses Abends, hielten sie eine Weile an beiden Händen, Verehrung und Liebe und Glück im Gesicht; ein Haufe von aufgeregten jungen Mädchen drängte nach, liebliche, schlanke Geschöpfe, lange und zierliche, blonde und braune; wie die wilden Tauben in ihrem Tannenwald hörte Hilde sie durcheinander rucken. Dahinter Herren und Damen, mehr und immer mehr; „was soll ich machen!" dachte Hilde, gab nur jedem die Hand, der sie wollte, und lächelte jeden freundlich wie einen Bruder oder eine Schwester an. Auch um Friederike, sah sie, hatte sich ein Kranz von Bewunderern gesammelt; Arnold stand daneben allein, strahlte aber seiner Dichterin eine Welt von reiner, neidloser Freude zu . . . Dann zog endlich dieser Menschenschwarm, Hildegard von Christian geführt, zum Saal hinaus und die Treppe hinunter; Schneeflockentreiben empfing sie draußen auf dem Platz,

dem „Neuen Markt", ſie ſtiegen aber in eine Reihe von Wagen und fuhren eine Straße weit, bis zum Haus der „Societät". Hilde trat in einen andern Saal, einen kleineren; hier war eine lange Tafel gedeckt, mit Blumen verziert; kleine Lorbeerkränze lagen auf der Dichterin, der Sängerin und des Komponiſten Platz. Als der „würdigſte Gaſt" dieſes Ehrenmahls, wie der herantretende Plittendorf ſie nannte, ward Hilde an das obere Ende der Tafel geſetzt, links von ihr Chriſtian, rechts der Schwiegervater; näher und ferner ſah ſie dann alle die bekannten Geſichter erſcheinen, die Schutzengel, Arnold und ſeinen Vater, Friederike, Ida, den Aſſeſſor Müllner, die kleine runde Frau Steffens, die ihr bald mit erhobenem Glas, mit würdevoll vertraulichem Lächeln zutrank; dies war ihr wie ein neuer Traum. Weit am andern Ende wogten junge Mädchenköpfe, die „wilden Tauben"; ſchwarze Fräcke, weiße Binden und junge oder alte Bärte waren dazwiſchen gemengt. „Gott!" dachte Hilde. „Leben meine Dirnings noch? Gibt's noch ein Gollin?"

Als der Braten gekommen war — Hilde aß kaum, ſie konnte nicht — kam auch der Champagner; Plittendorf und Chriſtian hatten ihn für die ganze Tafel beſtellt, ließen alle Gläſer füllen. Rechts neben Hilde ſtand auf einmal der Gutsherr von Seedorf auf, ſich in ſeiner ſchlanken Länge dehnend, über den ergrauten, aber ſchöngepflegten Bart ſtreichend, und ſchlug mit dem Meſſerchen an ſein Glas. Er machte eine kleine, ritterlich anmutige Bewegung gegen ſeine erſchrockene Nachbarin, dann eine mehr feierliche gegen die Verſammlung; warf einen flüchtigen Blick gegen die Decke und begann zu ſprechen:

„Hochverehrte Geſellſchaft! Meine Damen und Herren!

Mein Schwiegerſohn, der ſeiner Nation nicht mehr ganz unbekannte Chriſtian Zöller, hatte den aus ſeinem Herzen kommenden Wunſch, die ſogenannte Feſtrede auf die Heldin des Tages zu halten; ich hab' aber ältere Rechte geltend gemacht, und denen hat er weichen müſſen. Hier ſteht nämlich ein Mann, ohne den es weder dieſen feſtlichen Abend, noch überhaupt eine Dichterin Hildegard Mahlmann gäbe; denn ich, der ich auf der Erde nicht viel geleiſtet habe, habe doch zwei werdende Poeten, die bereits geſtorben waren, wieder zur Welt gebracht; der eine davon ſitzt mir gegenüber, der andre iſt die junge Sappho von Gollin, der Sie heute abend zugejubelt haben. Ja, ich ſage: die Sappho von Gollin, und das iſt das Rührende, das Erhebende daran! Wer wundert ſich, wenn aus den höhern Ständen Dichter hervorgehn: das iſt ſelbſtverſtändlich. Die Gebildeten, der Adel — — Nun, wie es mit dem hohen Adel ſteht, ob die ſogenannten Magnaten dieſes Landes ſo viel Poeſie und Geiſt hervorbringen, wie ihnen zukäme — ich weiß es nicht; ich will es auch hier nicht unterſuchen. Aber wem geht das Herz nicht auf, wenn aus der Tiefe des Volks — — wenn, wie die Dichterin ſelber ſagt, ‚ein dürftig Kind aus niedrem Volke' zu den Dichtern der Nation emporſteigt und die Sprache Schillers und Goethes zu uns redet! — Ich habe die Freude, mir ſagen zu können, daß ich die hohen Gaben dieſes ‚Kindes aus dem Volke' ſchon erkannte, als ſie faſt noch ein Kind war; als ſie in meinem Hauſe ein Aſyl, eine Zufluchtsſtätte fand — und mehr als das: auszeichnende, verſtändnisvolle Freundſchaft. Es wird immer zu meinen ſchönſten Erinnerungen gehören, daß dieſe kleine ‚Mamſell' — denn das war ihr Titel und ihre Stellung bei uns —

durch unser Ahnungsvermögen aus dem Dunkel emporgezogen, unsre Gefährtin zu Wasser und zu Lande, im Park und im Ruderboot, kurz, daß sie fast wie ein Kind des Hauses wurde. Ich bilde mir ein, es war eine ihrer besten Zeiten; es war ihr wohl bei uns, das kann ich sagen; — vielleicht entwickelte sich damals, im Frieden unsres Hauses, die Knospe, die jetzt so herrlich zur Blume der Poesie entfaltet ist. Mag es mir darum gestattet sein, meine Damen und Herren, sie heute in Ihrer aller Namen festlich zu begrüßen, und mit einer gewissermaßen väterlichen Freude auszurufen: die Sappho von Gollin lebe hoch! hoch! dreimal hoch!"

Die Gesellschaft erhob sich, alle Stimmen fielen in den Hochruf ein, alle Gläser klangen. Plittendorf war der erste, der Hilden zutrank, mit seinem Glas an das ihre stieß; er that es in seiner größten Manier, indem er ihr zugleich zulächelte wie ihr ältester Freund, und trank mit vollendeter Grazie aus. „Nein, nein, wie ist's möglich!" dachte Hilde, während sie ihm zusah, während der Lärm der mit ihr Anstoßenden sie umrauschte, — „kann so 'ne Rede gesprochen werden und die alte Erde fällt nicht ein! ‚Der Frieden seines Hauses' ... Weggelaufen bin ich. ‚Gewissermaßen väterlich' ... O Gott, was für eine Welt!"

Sie drückte aber gleichsam die Augen zu und sprang in diesen See von Freude hinein, der sie hier umfloß, aus so vielen guten Augen sie anglänzte; ein heller Humor stieg in ihr auf und lachte, daß die Welt so ist. Plittendorfs gemütvolle Rede hatte gleichsam die Fahne erhoben, nun folgte der ganze Schwarm. Arnold Pechel, noch bleicher als am Klavier, aber vom Todesmut der Pflicht

erfüllt, hielt seinen Trinkspruch auf die schöne und edle Sängerin seiner Lieder, die diese armen, unflüggen Nestkinder auf ihren Flügeln zum Himmel emporgetragen habe. Christians tönender, warmer Bariton pries dafür den jungen „Dorfmusikanten", der, seiner Golliner Muse nacheifernd, so seelenvolle Gesänge geschaffen und einer jungen Lerche, die das Singen nicht lassen könne, so siegreich rührende Töne in die Kehle gelegt habe. Dann erhob sich auch Müllner und trank auf den „Vater" und die „Mütter" dieses schönen Abends, Christian und die beiden edlen Frauen, die mit nicht rastendem Eifer gewaltet hätten, bis dieses vollendete Zusammenwirken so vieler Künste ihn und wohl sie alle in einen Rausch des Entzückens versetzte. Die Reihe der „offiziellen" Reden war hiermit zu Ende; es stiegen aber noch hie und da kurze, unaufhaltsame Trinksprüche wie Raketen auf, einige sich in schöne, farbige Funken auflösend, andre farblos verpuffend.

Friederike saß strahlend und zufrieden da; sie sah sich von vielen Augen bewundert, sie fühlte eine angenehme Brandung des Erfolgs um sich her. Der schöne Mann schräg gegenüber, ihr Gatte, war auch der gute und gescheite Mann, der sie angestiftet, ihr zu diesem Erfolg geholfen hatte; darum nickte sie ihm hold und dankbar zu; darum war sie gegen Müllner streng und hart. Nur eine Unruhe war in ihr, mit der ward sie auch heute nicht fertig: ihre glänzenden Spüraugen gingen gern von ihrem Komponisten zu Hilde und von der zu Jung Arnold zurück. Für ihr Leben gern hätte sie ergründet, wie das Ding denn hieß, das sich zwischen den beiden angesponnen und eigentlich zu diesem Abend geführt hatte. Sie sah, was für warme, glückstrahlende Blicke da hinüber und

herüber flogen, durch all den Wellenschlag des Festlärms hindurch; sie fühlte ordentlich die Kraft, die von Arnolds Augen ausstrahlte — „furchtbar innig!“ dachte sie — dann kam es von drüben ebenso innig und doch enttäuschend zurück — „furchtbar platonisch!“ dachte sie — und dieses dumme Rätsel fand kein Ende.

Das Festmahl war aus, die Tischordnung begann sich aufzulösen; um Hildegard drängte sich schon ein kleiner Kreis von Stühlen, alle von jungen Mädchen besetzt, die sie so lange nur aus der Ferne bewundert hatten. Zu deren Mißvergnügen, und überraschend für alle, stand jetzt die lange, hagere Gestalt des alten Pechel in ihrer feierlichen Langsamkeit auf, klang mit einem seiner Gläser an das andre — er hatte sich allmählich Mut getrunken — und fuhr sich mit der mageren, schüchternen Hand über die silbernen Löckchen hin. „Ach, verzeihen Sie!“ fing er an. „Wie komme ich dazu, vor dieser edlen und hochgeehrten Versammlung; außerdem ist es spät geworden; die holde Jugend rückt schon hin und her; es ist wohl eine Thorheit, wenn ich jetzt noch rede. Aber — wovon das Herz so voll ist —! — Da sitzt meine kleine Hilde! Ja, ich nenn' sie so. Sehen Sie, ich steh' hier ja als ein glücklicher, glückberauschter Vater; mit vielleicht sündhaftem Stolz sehe ich auf meinen Jungen, ich meine meinen Sohn, Arnold Pechel, dem Sie heute die hohe Ehre erwiesen haben, daß er Ihnen gefallen hat. Aber ach was, das mein' ich nicht, das ist Nebensache! — Meine kleine Hilde Mahlmann! — Herr Plittendorf von Seedorf sagt, er hat sie damals, nach dem Wetterschlag, wieder zum Leben gebracht; da könnt' ich mich auch noch mit ihm messen, wenn ich großthun wollte: denn ich war

dabei, um Vergebung, Herr Plittendorf, und von ihrem zweiten Leben, so zu sagen, kommt dann ungefähr die Hälfte auf meine Wenigkeit! — Aber davon wollt' ich ja gar nicht sprechen; das ist wohl mehr Prahlerei. Von der geistigen Belebung wollte ich nur reden; — Hilde Mahlmann! Da sitzt sie jetzt als eine gefeierte Frau; und als sie so klein war — ich war ihr Lehrer — all die Jahre lang — sie hatte keinen andern Lehrer als mich! Und sie ist meine liebste und beste Schülerin gewesen; — nimm's nicht übel, Ida: warst auch brav, sehr brav, alle Hochachtung; — aber was nun mal im Menschen ist! Und wenn mich aus ihren großen Augen ihr junges Ingenium anknckte — und wenn sie so wunderbare Fragen an mich stellte — na ja, sie war auch eine Plaudertasche; aber das mein' ich jetzt nicht — wenn sie manchmal so wunderbare Fragen an mich stellte, oder so eigene Gedanken sagte, — es ist mir manchmal ordentlich durch den Leib gegangen — so war dieses Kind! — Und, meine Damen und Herren, wenn man dann an so 'nem Abend wie heute dasteht, ganz von Glück benommen, und sich sagen kann: gefühlt hab' ich es — ich mein' ihr Ingenium — und ich hab' sie redlich geführt, und ich hab' ihr nicht im Weg gestanden . . . Nicht wahr, Hilde, ich hab' dir nicht im Weg gestanden; mit deinem jungen Geist bin ich mitgegangen, hab' ihn an der Hand geführt, es war meine Wonne. Und hab' dich auf keinen falschen Weg geführt, nicht wahr. Ach, mußt aber nicht denken, der alte Mann will prahlen, will sich wichtig machen; es ist nur die Freude, Hilde. Mir ist so zum Lachen und zum Weinen, Hilde. Meine liebste Schülerin Hilde Mahlmann hoch!" — —

Hilde hörte noch einmal die Gläſer aneinanderklingen, noch einmal von vielen Stimmen ein Hoch auf ihren Namen rufen; es ging ihr himmliſch wohl und ſüßweh durch die Bruſt. Sie fühlte ſich wieder als die kleine Dirn', die zu Vater Pechel ging, Lernluſt und Schulangſt im Herzen; und ſah ſich nun in dieſem Saal — in demſelben Roſtock, wo ſie mit dem Tod in der Bruſt gerungen, ſich an den grimmigſten Schmerzen faſt verblutet hatte. Und von damals bis zu dieſem Heut — was für eine lange Nacht von dunklen Jahren; was für neue Schmerzen! — Nun ſtanden ſie aber alle wie Fremde da, nickten ihr bleich und herzlich zu; ein wunderlichſtes Gefühl . . .

Dieſer Schmerzen
Still im Herzen
Heimlich bildende Gewalt . . .

„Ich muß danken! ſprechen!" dachte ſie jetzt, von einem unausſprechlichen Liebesdrang bewegt. Nach Plittendorfs Rede war ſie kühl und ſtill geblieben; die des alten Pechel zog ſie vom Stuhl empor. Sie ſtand und nickte ihm zu; ſie ſah umher und den Tiſch hinunter, ſah alle die Augen auf ſich gerichtet. „Ich weiß ja, was ich ſagen will," fuhr ihr durch den Sinn; „o ich weiß es ja . . ." Eine unendliche Welle ſtieg ihr aber aus der Bruſt herauf, hob ihr das Herz, daß es keinen Platz mehr hatte, hob ihr den Buſen, daß ſie nicht mehr atmen konnte. Sie fing an zu weinen, ſie konnte es nicht hindern. Thräne kam auf Thräne; ſie füllten die Augen, bis ſie überliefen, und rannen dann die Wangen hinab. Dreimal verſuchte ſie doch zu ſprechen, öffnete die Lippen; es ging aber kein Wort heraus. Sie konnte nur eine Hand

zu den Augen heben, wie um ihre Ohnmacht gegen die Thränen zu zeigen, und wie um zu bitten: verzeiht!

Endlich vergingen ihr ſanft, und nicht ganz, die Sinne; ſie ſank aber auf ihren Stuhl zurück. Als ſie wieder zu ſich kam, ſah ſie ſich rechts und links von ſanften, anſchmiegenden Armen gehalten; die beiden „Schutzengel" ſchauten ihr, mit wirklich engelsguten Geſichtern, in die noch naß trüben Augen. Vor ihr, halb unter dem Tiſch, knieten eben die beiden aufgeregteſten von den jungen Mädchen nieder, eine blonde und eine braune, und blickten mit rührender, ſchwärmeriſcher Unruhe zu ihr auf. Sie nahmen ihre beiden Hände und küßten ſie.

„O Gott, nein!" ſeufzte Hilde und zog ihnen die Hände weg.

„Wie ſeufzen Sie," ſagte die eine der Frauen. „Iſt Ihnen noch ſchlecht? Sollen wir Sie ſtärken?"

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Warum mußten Sie ſo weinen?" fragte die andre. „Thun wir Ihnen nicht gut?"

„O was denken Sie," ſagte Hilde und begann zu lächeln, und ſtreichelte ihr mit der Hand über den Kopf. „Es iſt ja mein ſchönſter Tag!"

X.

War es wirklich Hildes ſchönſter Tag? — Welcher von den Zuſchauern ihres Lebens wüßte das zu ſagen? — Lebensgrämlinge, wie ſie ſich jetzt ſo tauſendfach in das ſtarke, frohſinnige deutſche Blut eingeniſtet haben, würden lieber ihren letzten Tag ihren ſchönſten nennen, weil er unter dieſen „Unſinn der Exiſtenz" ſeinen ſchwarzen

Punkt geſetzt. Aber Hilde, die ſo hart beladene, dachte nicht wie die. Nach dem langen wütenden Kampf hatte ſie ſich dem hohen Sinn ergeben, dem jedes große, ſchöne Gefühl, jede neue Erkenntnis, jede gute That Stunden eines dumpfen und ſchweren Daſeins aufwiegt, und der fort und fort, wie ein von ſelber aufſteigendes Gas, in dieſe reinere Höhenluft ſtrebt. Sie drückte ſich das Leben immer wieder tapfer und ſtolz an die Bruſt, wenn ſie auch in mancher Stunde, wo die Unwürdigkeit ihres „Geknechtet=ſeins" ihr zu ſchwer auf dem Scheitel lag, ſich nach Be=freiung und Ruhe ſehnte.

An dem Tag, der, ohne daß ſie es ahnte, dieſer ihr Befreiungstag werden ſollte — es war wieder Juni, der Roſtocker Feſtabend ſchon in weiter Ferne — an dieſem Tag arbeitete Hilde, da es gegen Abend ging, in ihrem Gärtchen; die Kinder ſpielten bei ihr, mitten im Weg, auf der Erde ſitzend. Die eine verkaufte Linden= und Hollunderblüten, die andre kaufte, handelte am Preis herunter, und gab dann kleine farbige Steine als Geld. Sie fühlten die Schwüle nicht, die auf Hilde drückte. Es zog ſchon lange gewitteriges Gewölk umher, bei lang=ſamem Wind; die Sonne ſchien wenig, doch es ging eine ſchwere, warme Luft, die auch bei gelindem Arbeiten den Schweiß durch die Poren trieb. Hilde kniete an ihren Gemüſebeeten und hantierte weiter; ſie fühlte aber die Unruhe auf der Bruſt, die ihr oft bei ſchwülem Wetter kam. Es ſtiegen dann ſonderbare, beängſtigende Gedanken in ihr auf, die ſie früher gern für Ahnungen gehalten hatte, bis ſie darüber lachen lernte, da ſie nie in Erfüllung gingen. Indem ſie jetzt heimlich auf das ſüße Geſchwätz der Kinder horchte, überfiel ſie ein verrücktes Gefühl, als

bleibe das nicht ſo, als bedrohe die „Würmings“ etwas; beſonders das große, das Röschen, das ſie eben lieblich lachen hörte. Sie fing an unſinnig zu phantaſieren, wie damals, als ſie das noch ungetaufte Röschen genährt und dabei im Geiſt, unter einem Baum, es vor ſchrecklichen Räubern verteidigt, mit ihrem hinblutenden Leben beſchützt hatte. „Ach, das thät' ich ja noch,“ dachte ſie; „jeden Augenblick. Aber was träum' ich da für dummes, greuliches Zeug. Es iſt nichts als das Wetter, das mir durch die Bruſt zieht. Na ja, es will ein Gewitter geben. Wär's nur erſt herunter!“

Fritz erſchien in der Hausthür, mit heißem, rotem Geſicht; er kam von einem Feld hinter dem Tannenwald, auf dem er für einen der großen Bauern arbeitete, dem es eben an Knechten fehlte. „Hab' einen hölliſchen Durſt!“ rief er ihr zu; „will mich mal ordentlich ſatt trinken. Dann geh' ich wieder an die Arbeit!“ — Sie nickte ihm zu, er verſchwand. Nach einer Weile trat dafür die liebe, heitere Geſtalt der Idaſchweſter in die Thür, immer noch Hildes liebſter Sonnenſchein — nach den Dirnings — und ihr treueſter Kamerad. „Wen hab' ich heut nachmittag geſehn?“ fragte Ida, während ſie in ihrem ſauberen, netten Hauskleid, den großen Schutzhut auf dem Kopf, etwas wetterfaul heranſchlenderte. „Ich ſaß am Fenſter und nähte, da fuhr Chriſtian Zöller in einem neuen, hocheleganten Seedorfer Wagen vorbei. Er fuhr durch Gollin, aber nicht hierher; wohin, weiß ich nicht.“

„Alſo iſt er wieder da!“ ſagte Hilde, die noch auf ihrer blauen Schürze kniete.

„Ja; aber er war allein, ohne ſeine Rike. Er kutſchierte ſelbſt; hinter ihm ſaß Plittendorfs Kutſcher, furchtbar

vornehm, die Arme ſo über die Bruſt gekreuzt; großartig, ſag' ich dir, beinah wie ſein Herr! — Du! hörſt du nichts?"

„Was ſoll ich hören?" fragte Hilde.

„So ein raſches Rollen; es klingt als wär's derſelbe Wagen. Selbſt die Wagenräder haben bei Plittendorf ſo was Beſonderes; als liefen ſie nicht wie gewöhnliche Räder —"

Hilde lachte. „Du wirſt wohl noch 'ne ſcharfe alte Jungfer mit 'ner böſen Zunge!"

Ida hatte aber recht gehört, ein raſcher Wagen kam und hielt, wie es ſchien, vor dem Haus. Bald darauf trat Chriſtian in die Gartenthür, aber nicht allein; zur Ueberraſchung der Schweſtern folgte ihm Arnold, jetzt nicht ſchwarz, ſondern in einem hellen jugendlichen Sommerrock. „Da bring' ich dir was Gutes," ſagte Chriſtian mit ſeinem ſtrahlenden Lächeln; „damit ich einen angenehmen Empfang hab' und ein fröhliches Wiederſehn. Ich hab' ihn in Hinrichshagen abgeholt und mitgenommen. Zuerſt wollt' er nicht, aus krankhaftem Pflichtgefühl; er hätt' was zu arbeiten. Aber da morgen Sonntag iſt — und da ich der bekannte Durchſetzer bin —"

„Ja, das iſt er!" fiel Arnold ein, mit einer wehrloſen Heiterkeit. „Wie dieſe großen Herren ſind!"

„Na, und du?" fragte Hilde, die aufgeſtanden war und Chriſtians Hand drückte.

„Entnervt!" antwortete Chriſtian; „halbtot. Ich leb' wohl auch etwas zu ſtark! Darum bin ich aus Berlin plötzlich durchgebrannt, allein; die Frau kommt erſt nach. Im übrigen verfolgt mich das Glück unverſchämt weiter; — dich aber im Augenblick auch! Ich bring' dir 'ne neue Auflage und Geld. Ich hab's in der Taſche."

„Ach, Chriſtian!“ rief Hilde aus. „Was treibſt du. Du kommſt ja nie mehr ohne ein Glück!“

Er lächelte herzlich und klug zugleich: „Ich bin eben geſcheit geworden, ich komm' ganz, ganz ſelten; grad' ſo oft wie das Glück! — Nun muß ich dir aber doch erſt ſagen, warum ich Arnold Pechel abgeholt hab': es iſt ein neuer Gedanke, Hilde. Der Roſtocker Abend war gut, aber nur ein Anfang; wir wollen im Herbſt einen Berliner Abend machen, Hildegard Mahlmann von Anfang bis zu Ende. Mit neuen Kompoſitionen von dieſem Arnold Pechel; du natürlich mit —“

„Nein, nein, nein,“ rief Hildegard aus; ſo laut, daß die Kinder aufhorchten und im Weg herankrochen. „Nein, laßt mich! — Ach nein, nie mehr. Du meinſt es mir ſo gut; aber — — Roſtock war ſchön. Zum zweitenmal wird's nicht ſo ſchön. Und ich bin nicht für die Welt gemacht. Still für mich dichten, wenn Gott noch will, und euch Freude machen; euch und auch andern, wie gern. Aber ſonſt Ruhe, Ruhe . . . Für mich iſt nur Ruhe gut. — Verzeih, Chriſtian!“

„Aber was iſt da zu verzeihen,“ ſagte er, mit den Achſeln zuckend. „Hildegard Mahlmann will nicht; gut. Vielleicht läßt ſich ſpäter einmal beſſer davon reden; denn Friederike, die möchte gern — — Aber nein, ich bin ſchon ſtill. Das Geld vom Verleger und die neue Auflage nimmſt du aber an —“

„Ach!“ ſagte Hilde, die Augen voll Freude.

Er griff in die Bruſttaſche; Arnold ging mit Ida zur Laube, wie um die beiden Kollegen beim „Geſchäft“ allein zu laſſen; die Kinder zogen ihnen nach. Chriſtian holte ein Buch in braunrotem, verziertem Ein-

band mit reichem Golddruck hervor: „Da! Zweite Auflage!“

Hilde nahm es, öffnete es, liebäugelte mit dem Titelblatt; lächelte ganz wie früher mit ihren achtzehn Jahren und drückte das Buch ans Herz.

„Dann hier einige Reichsbanknoten; Abrechnung von der ersten Auflage, Honorar für die zweite. Ich wollte, es wär' sehr viel mehr; aber so ein Bändchen Gedichte, Hilde —!“

„Ach, es ist ja erschreckend viel,“ sagte sie, die Banknoten auf ihrer kleinen Hand wiegend, als hätten sie ein Gewicht. „So reich waren wir ja noch nie. Dazu die Einnahme damals von Rostock . . . Christian, das ist ja ein unglaubliches Jahr. — Ich werd' rein 'ne Goldgrube!“

Er sah auf die kleine Gestalt hinunter und lächelte sie an wie ein Kind: „Es ist so ein Spaß, Hilde, dir was zu bringen! Du freust dich immer, als stünd'st du unter dem Weihnachtsbaum! — Als ich mit Friederike am Rhein war, da hab' ich beim Rolandsbogen eine kleine Frau gesehn, an die erinnerst du mich. Es war schon sehr spät im Herbst, die hölzerne Kneipe da oben, dem Drachenfels gegenüber, die war schon geschlossen; nur wenn die Sonne die Nebel vertrieb, kamen noch so einzelne Zugvögel hinauf; so damals Friederike und ich. Und da war dieses Frauchen auch hinaufgekommen, mit ihrem kleinen Bilderkram; hatte den Tag noch nichts verkauft, wir waren die ersten; wir nahmen ihr ein paar Photographien vom Rolandsbogen und Drachenfels ab, und bemalte Postkarten, und Marken dazu. Diese Zufriedenheit, dieses Glück! So viel Dankbarkeit und Freude gibt's ja gar

nicht, wie in dieſer einen kleinen Frau beiſammen war. Sie ſchwatzte wie ein Vögelchen; ſie ſchloß förmlich Freundſchaft mit uns; als wir fortgingen, ſprang ſie, ſo alt ſie war, wie ein Eichkätzchen auf die alte Mauer, um uns Büſchel von dem Epheu zu pflücken, der an der alten Ruine wächſt. — Die hab' ich beneidet damals; ich, der Flitterwöchner. — Du biſt auch ſo. Dich beneid' ich auch!"

Sie ſah ihn an und ſann ein wenig; dann ſchüttelte ſie aber den Kopf. „Meinſt du?" ſagte ſie. „Ich kann mich grenzenlos freuen, ja; und wohl auch über wenig oder über nichts; — aber nein, ach nein. Ich bin doch nicht ſo. Ich hab' immer — zu viel gewollt. Und ſo viel gelitten . . ."

Sie drückte das Geld in der Hand zuſammen — als komme das nun zu ſpät, oder als nütz' es doch nichts — und ſah auf das dunkle, langſame, drohende Gewölk.

„Biſt aber doch geblieben, Hilde," ſagte er nun leiſer, „was du als Mädel in Steinhagen warſt: ein ‚kleiner Sonnenſchein'! Und wirkſt ſo ſtill und ſo gut auf deine Leute; — hier ſind gleich ein paar davon. Als ich mit Arnold Pechel herfuhr und wir ſo über das Leben ſchwatzten — wunderbar haſt du dich in dem abgedrückt! — Und wenn das Schickſal ihm Stiefvater bleibt, wie's ja möglich iſt — nach einem Glückskind ſieht er gar nicht aus — vergehn wird er doch nicht. Er wird ſich immer an dein Vorbild klammern, dieſer gute Junge, und immer denken: ihr nach! — Na, und ich, kleine Hilde. Ich, der verwöhnte, der Lieblingsknabe des Glücks; denn dafür halten mich die Leute ja. Wie hab' ich von dir gelernt — aber ſag's nicht weiter — meine heimlichen Wunden zu

pflegen und zu beſſern; und auch das eitle Ich etwas zu kreuzigen, mehr für das Glück der andern zu leben. Da ſieht man dann endlich auch die notwendigen Uebel ein . . .“

„Friederikens hartes, feſtes Ich zum Beiſpiel,“ murmelte er nach einem Zögern, mehr wie vor ſich hin. „Das hat mir das Schickſal wohl angehängt, damit ich nicht zu üppig werde — auch nicht mit all den lieben Frauen — und ſonſt!“

„Es mag wohl ſo ſein, Chriſtian,“ antwortete ſie ſanft und leiſe.

Arnold kam mit Ida, auf den Himmel deutend. „Es wird bald herunterplatzen,“ ſagte er zu Chriſtian. „Wenn wir nicht klatſchnaß werden wollen, in deinem offenen Wagen —“

„Er bleibt nämlich heute nacht bei mir,“ erklärte Chriſtian.

„Sieh dir dieſe Wolken an,“ fuhr Arnold fort. „Es wird ein böſes Wetter. Wir ſollten abfahren, glaub' ich — und lieber morgen nachmittag noch mal wiederkommen.“

„Na ja, haſt recht, Muſikante!“ — Der Dichter gab Hilden die Hand: „Alſo leb wohl für heut; — biſt doch das Weibchen vom Rolandsbogen. Ueber den Berliner Abend reden wir ein andermal —“

„Nie mehr!“ fiel ihm Hilde ins Wort.

Die Männer lächelten, offenbar noch ungläubig und hoffend; ſie nahmen Abſchied, auch von den Kindern, und gingen. Bald hörte man ihren Wagen rollen. Hilde ſah den Himmel an, der, wie es ſich ausnahm, einen ſchwarzblauen Wolkenmantel über den andern zog. „Glaubſt du,

daß ſie naß werden?“ fragte ſie die Schweſter. „Kommt es ſchon ſo bald?“

„Ja, wer weiß das, Bräuning,“ ſagte Ida. „Die ſind ja oft ſo tück'ſch, die das Wetter machen. Manchmal narren und tarren ſie uns ſtundenlang, ein andermal donnern ſie plötzlich los!“

Hilde ſagte nichts mehr; ſie fühlte aber wieder die beklemmende Unruhe auf der Bruſt, die Angſt, und ſtärker als vorhin. Nach einer Weile zog es ſie fort; ſie ließ Ida mit den Kleinen im Garten und ging durch das Haus auf die Straße. Es war zum Staunen, wie die Welt ſich verdunkelt hatte: vom himmliſchen Blau war nichts mehr zu ſehn, nur eine furchtbar drohende Schwärze, als ſtünden da oben in langen Reihen rieſige ſchwarze Kanonen, alle mit Blitzen geladen, die auf einen Schlag gegen Gollin herunterfahren ſollten. Der Wind ſchien jetzt den Atem anzuhalten, ebenſo wie Hilde; im Tannenwald drüben war es totenſtill. Auch auf der Erde rührte ſich nichts; nur auf dem Feldweg, der an der einſamen Eiche vorbeiführte, kamen Frauen und Kinder, die da draußen gearbeitet hatten und geſchwind nach Hauſe wollten. Sie liefen mehr als ſie gingen; größere Kinder führten kleine, die mitgenommenen Spielkinder, von denen eins kläglich weinte, von Angſt überfallen oder aus dem Schlaf geſchreckt. Die Frauen ſchalten es. In dieſem Augenblick fuhr der erſte Blitz herunter und der bald folgende Donner krachte; die Kinder und auch die Frauen fingen an zu laufen.

„Wo bleibt denn Fritz?“ dachte Hilde, in der das beklemmende Gefühl unleidlich anſchwoll. „Die machen alle, daß ſie nach Hauſe kommen; warum nicht auch

Fritz?“ — Sie ſuchte ſich auszulachen über dieſe kindiſche Unruhe; „ein Mann! ſei doch geſcheit!“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt. Es trieb ſie aber auf der Straße weiter; ſie ließ die Heimlaufenden an ſich vorbei und ging neben den Tannen gegen die Eiche zu. Ein gewaltiger Blitz, mehrmals aufleuchtend, zuckte durch die verfinſterte Luft. Vom erſten Zucken geblendet, riß ſie beim zweiten die Augen auf — und erſchrak ſo ſehr, daß ihr ein Schrei entfuhr. Unter der Eiche lag ein kleines Kind; im Schlaf, wie es ſchien. Die flüchtenden Frauen hatten es offenbar vergeſſen. Die Wolken krachten faſt unmittelbar nach dem Wetterſchein, der für ihr Auge grade hinter der Eiche gezuckt hatte; das Kind bewegte ſich nun, Hilde horchte, ihr war, als höre ſie es weinen.

Vielleicht täuſchte ſie ſich; aber der Gedanke: „ich muß es retten! retten!“ erfüllte ſie auf einmal ganz. Sie ſah im Geiſt den Baum ſchon vom Blitz getroffen, brennen, das Kind vergehn ... Sie lief, wie ſie als Mädchen gelaufen war; man hatte ſie damals den „Hirſch“ genannt. Ein Lächeln der Freude ging über ihr liebreich banges Geſicht, als ſie neben der Kleinen ſtand — denn ein Mädchen war es — und ſich auf die leiſe Wimmernde niederbeugte, um ſie aufzuheben. Sie nahm ſie auch noch auf den Arm; — doch um das junge Leben zu retten, war es ſchon zu ſpät. Der Blitz, den ſie gefürchtet hatte, kam wirklich, als ſie ihn wohl nicht mehr fürchtete; er fuhr in den Baum, eben da ſie ſich wenden wollte, und entzündete den Stamm, warf Hilde mit dem Mädchen nieder. Sie fiel neben der Eiche ins Gras, das Kind in den Armen.

Fritz trat aus dem Tannenwald hervor, als vom

Baum die Flamme emporſchlug; er ſah Menſchen dort, er rannte hin. Ihm war im Laufen, als erkenne er Hilde; doch er verſtand es nicht und glaubte es nicht. Erſt als er zu ihr kam, begriff er, was geſchehen war. Er riß die beiden vom Boden auf, aus der züngelnden Glut; er trug und zog ſie eine Strecke fort. Dann ließ er ſie wieder nieder und kniete, in der Meinung, wie damals unter der Linde noch Leben zu entdecken. Es ſtierte ihn aber die Vernichtung an; wie ein ſichtbarer Fingerdruck des Todes lief über Hildes Hals ein ſchwarzer Streif. Auch das Kind war tot. Er lag eine Weile wie betäubt auf den Knieen, ohne ſich zu rühren.

Es kam dann die Mutter der Kleinen gelaufen, mit einem ſchreienden halbwüchſigen Knaben, der das Schweſterchen vergeſſen hatte. Die Frau brach in lauten Jammer aus; Fritz blieb noch immer ſtill und ſtumm. Ein grauenvolles Wundern war über ihn gekommen. Er konnte es nicht faſſen.

Endlich trug er ſeine Tote nach Haus; die zarte Geſtalt war ihm nicht zu ſchwer. Die großen Tropfen des beginnenden Gewitterregens ſchlugen auf ihn nieder; hinter ihm brannte noch die Eiche und verfolgte ihn mit ihrem rötlichen Schein. Vor der Thür lief ihm Ida entgegen, durch das Schreien und Jammern herausgeſchreckt; ihr Entſetzen lähmte ihm faſt die Glieder. Er gelangte aber noch ins Haus, mit der ihn niederbeugenden Laſt.

Sie legten ſie in ihren Kleidern aufs Bett; ſo blieb ſie die ganze Nacht. Als am Morgen, auf Idas Botſchaft, Chriſtian und Arnold kamen — die Mutter ward erwartet — lag Hilde noch immer ſo da; der Mann und

die Schweſter hatten ſich nicht entſchließen können, ihren Frieden zu ſtören, da ſie wie eine Schlafende lag, da ſie in der armen, zerſchmetterten Ida das abergläubiſche Gefühl erregte, ſie könne noch erwachen. Die liebe, ſtille Geſtalt erwachte aber nicht mehr. In ihrem Arbeitskleid mit der blauen Schürze ruhte ſie aus, die kleine Büdnersfrau von Gollin; doch hatte die Schweſter ihr das neue Buch ihrer Gedichte in die Hand gelegt, das ſie in ihrer letzten Stunde von Chriſtian empfangen hatte.

So war ihr doch das Ende gekommen faſt wie ſie's geträumt. Freilich nicht im Opfer für ihr eigenes Kind; auch nicht wie in jenem Gedicht, das den Blitz aus „Gottes Wolke" gewünſcht hatte:

Dich umarmend letzte Luſt,
Letzter Kummer dich erfüllend ...

Aber es hatte ſie doch ein raſcher Tod leicht hinweggenommen. Es lag auch ein wunderbarer Friede auf dem wieder ſo jungen Geſicht. Man konnte ſie nicht ohne Rührung betrachten; man ſah das edle Bild einer gottergebenen Kämpferin, der die unſichtbare Hand ihres Meiſters den ſüßen Lohn verdienter Ruhe auf Stirn und Wangen gelegt hatte.

Die drei, mit denen ihr Herz gerungen, ſtanden an ihrem Bett: Chriſtian, Fritz und Arnold; in einträchtiger Trauer, lange totenſtill. Chriſtian zog endlich den Lehrer, deſſen Augen tropften, leiſe in die Küche hinaus, um mit ihm zu reden. Als ſie zurückkamen, war Ida mit den armen Kindern ins Gärtchen gegangen; Fritz hatte ſich einen Stuhl neben das Bett gerückt, ſaß darauf und ſchaute das Märchen, das in ſein Leben hineingeſchneit

und nun ſtill und aus war, mit immer wieder kopfſchüttelndem, ehrfürchtigem Kummer an.

„Möcht' dir nur ſagen, Fritz," begann Chriſtian, der hinter ihn trat: „wenn es dir recht wär' — ich würd' ſo gerne mit für die Kinder ſorgen. Du haſt's ſchwer genug, ohnehin. Ihr würd's recht ſein, denk' ich."

Fritz ſah hinter ſich, auf Chriſtian, dann wieder auf die tote Frau. Er ſchien ihn verſtanden zu haben, obwohl ſeine Augen ſtierten; denn er nickte dann vor ſich hin.

„Ich hab' auch mit Arnold Pechel geſprochen; der wär' glücklich, wenn du ihm die Dirns ins Haus gäbſt, daß er ſie unterrichten und erziehen könnte. Wir wollten ſchon was aus ihnen machen, Fritz ... Du ſollſt aber jetzt nicht ſinnen und uns ſagen, ob dir das gefällt. Nur damit du's weißt: er und ich, wir möchten's!"

Fritz nickte wieder mit dem geſenkten Kopf.

„Und überhaupt!" ſagte Chriſtian, dem die Stimme nun zu zittern begann. „Alles, was von Hilde bleibt — ihre Kinder, ihre Gedichte, ihr Name bei den Menſchen — wir werden alle das Unſre thun, es zu pflegen, Fritz. Es ſoll mir wie mein Eigenes ſein!"

Ein leiſes, dankbares, geſeufztes „Hm" kam aus Fritzens Kehle. Er nickte wieder, und ſeine linke Hand irrte nach hinten, als ſuchte ſie dort etwas. Chriſtian nahm ſie und drückte ſie. Der andre kehrte dann zu ſeinen Gedanken zurück, zu dem Warnemünder Tag, wo er dieſe Frau am Ufer im Sand geſehn und ſie aus dem Staub empor an ſeine Bruſt, in ſein Haus, in ſein Leben gezogen hatte.

Es war ſo wunderlich, ſo verwirrend, das Ganze; er ſchüttelte wieder den Kopf ...

Ida kam aus dem Garten zurück; die große, feste Gestalt ging müd' und schwer. Nun erhob sich Fritz und ging zu den Kindern hinaus. Arnold war am Bett auf ein Knie gesunken. „Nie mehr? Wirklich nie mehr?“ sagte er leise zu Hilde, mit gebrochener Stimme. Er drückte den Kopf gegen das Holz der Bettstatt und schien still zu weinen.

„Ich beneide sie!“ murmelte Christian, mit seiner eigenen Erschütterung kämpfend.

Ida horchte verwundert auf. „Du beneidest sie?“

„Du nicht? — Um ihr Leben und um ihren Tod!“

„Auch um ihr Leben? Christian!“

„O ja. Wie ein schönes Wunder ist sie aufgegangen. Das Schicksal schien so hart gegen sie, setzte sie ins Dunkel; da hat sie durch die Nacht geleuchtet wie der Karfunkelstein, daß wir alle staunten. Und dann ist sie in die große, letzte Nacht zurückgesunken, ohne es zu fühlen, ohne es zu wissen.“

Ida nickte wohl; doch ihre nassen Augen blickten dann zum Himmel auf. „Ach, Christian, ihr Leben war schwer!“

Sie warf sich neben Arnold auf die Kniee, um eine von Hildes kleinen, kalten Händen zu fassen. „Warst aber gut bis in den Tod!“ flüsterte sie.

24 OCT 1898
OCT 11 1901